Merc. 186b-1

<36627980430019

<36627980430019

Bayer. Staatsbibliothek

Véron. Pol. mercant

Raynal's Philosophische Beschreibung des Handels, und der Besizzungen der Europäer in Asien und Afrika.

R

In einen fruchtbaren Auszug gebracht, mit den Beobachtungen neuerer Reisebeschreiber verglichen und nach den Bedingungen des lezten Pariser-Friedens zwischen Frankreich und England eingerichtet

von

Hrn. Poncelin de la Roche Tilhac.

Aus dem Französischen.

zweyte unveränderte Ausgabe.

Erster Band.

Straßburg,

im Verlage der akademischen Buchhandlung.

1788.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Raynals Werk über beyde Indien ist ein Schatz von vortreflichen Bemerkungen und wichtigen Nachrichten. Schade daß diese Beschreibung mit philosophischem Witze durchwirkt ist, welcher ihren Nutzen verhindert. Die Vorzüge womit dieses Werk pranget haben es daher nicht vor einer gerechten Proscription schützen können. Herr Poncelin, der Verfasser des amerikanischen Kalenders, der neuen Ausgabe geschnittener Steine von Stosch, der neuen Ausgabe der Religionsgebräuche

von Picart, und eines starken Supplementes dazu, der Vorstellung der Begebenheiten jedes Jahres, welche seit 1786 erscheint, der Herausgeber des Etat des Cours de l'Europe u. a. hat den nützlichen Gedanken gefaßt, daß Interessanteste des Raynalschen Werkes, das Historische besonders, und die Beschreibung des Handels und der europäischen Kolonien in Asien und Afrika, herauszuziehen, und mit dem, dem Verfasser eigenthümlichen Kolorit der Schreibart vorzutragen. Er hat die Aussagen einiger neuerer Reisebeschreiber, welche Hr. Abbe Raynal nicht zu Rathe ziehen konnte, mit den ältern verglichen, beygebracht, und den für den Handel in diesen Welttheilen so wichtigen leztern Pariser Frieden beygefügt, der den neuesten Zustand desselben bestimmt. Der Proceß, den die englische Nation in unsern Zeiten

dem indischen Ex-Gouverneur Warren Hastings, und dem Oberrichter in Bengalen Elias Impey im Angesichte von ganz Europa, macht, giebt dieser Beschreibung ein neues Interesse und man kann nicht gleichgültig auf den Zustand der indischen Besitzungen seyn, die man als den Grund des Reichthumes der europäischen Nationen ansehen kann, und welche Grosbritannien wegen des Verlustes der amerikanischen Kolonien haben trösten können.

Sollte die Rede des Hrn. Burke gedrukt werden, so sind wir geneigt dieses Meisterstük neuerer Beredsamkeit, die gründlichste Beschreibung der englischen Besitzungen in Ostindien bis auf die neuern Zeiten, durch einen geschikten Uebersezzer, als einen Anhang, zu diesem Werke, ausarbeiten,

und nebst andern Nachrichten von diesem Lande, als einen dritten Theil nachfolgen zu lassen, wenn anders das Publikum diese zweyte Ausgabe mit seinem Beyfalle beehrt.

Neue Bücher

der akademischen Buchhandlung in Straßburg, 1788.

Erholungsstunden des Mannes von Gefühl, aus dem Französischen des Hrn. d'Arnaud. Zweyten Jahrgangs erster u. zweyter Band, 8. 1 Rthl. 8 gr.

Der erste Jahrgang, bestehend aus zwölf Theilen oder 6 Bänden, 8. 4 —

Neues Magazin für Frauenzimmer, herausgegeben von Hr. Prof. Seybold, mit ausgemahlten Kupfern, und gestochener Musik.

Jahrgang 1787, 12 Stükke. 4 —

Jahrgang 1788. complet. 4 —

Die ersten vier Stükke sind heraus; die übrigen folgen monatlich nach. Die Hrn. Pfeffel, Crome, Seybold, Meister, Conz, Kayser, Sander, dörfen wir als Mitarbeiter nennen.

Archiv für Magnetismus und Somnambulismus, von Hrn. Hofrath Böckmann. Sieben Stükke, jedes — 6

Cecilia, die Tochter Achmet des dritten türkischen Kaysers, welche noch in Paris beym Leben ist. 2 Theile 8. — 20

Seuthes, oder der Monarch; an Jacobi, von J. G. Schlosser. 8.

Kurzer Bericht von einer Reise auf den Montblanc, von Hrn. von Saussure, übersezt von Hrn. Prof. Piehl. 8. — 3

Etwas von Korallen, von Hrn. H..., mit einem ausgemahlten Kupfer, 8. — 6 gr.

Josephine, von Hrn.***

Avantcoureur, oder Verzeichnis der neuesten französischen Bücher mit kurzen Nachrichten, mit oder ohne Preise, 1787, complet, auf fein Pap. 4 —

auf Drukp. 2 16

Jahrgang 1788. wovon das erste Vierteljahr erschienen ist, in denselben Preisen.

Journal hebdomadaire de la librairie étrangere, worinn die deutschen Werke, welche man der akademischen Buchhandlung für den Redakteur zuschikt, recensieret werden. Jahrg. 1787, 8. 4 —

Jahrg. 1788, 8. 4 —

Charte der Landstraßen des Elsasses nach den von der Provinzial-Versammlung bestimmten Distrikten eingetheilt. — 18

illuminirt 1 —

Vues pittoresques de l'Alsace, gravées à l'eau forte & terminées au bistre, par M. Walter. fol. fünf Hefte, jedes Heft auf franz. Pap. 1 8

auf holl. Pap. 2 10

Raynals, philosophische Beschreibung des Handels und der Besizzungen der Europäer in Asia und Afrika, in einen fruchtbaren Auszug gebracht, mit den Beobachtungen der neuern Reisebeschreiber verglichen 2c. 2 Bände 8. zweyte unveränderte Auflage. 1788. 1 —

Mably, über die Art, wie man die Geschichte schreiben soll, nebst einer Vorrede von Hrn. Hofrath Schlözer, 8. — 12

Philosophische Beschreibung des Handels und der Besitzungen der Europäer in Asien und Afrika.

Asien.

Erster Theil.

Zustand der Reiche Asiens.

I.

Beschreibung von Asien überhaupt.

Asien ist ein ungemein großes, vestes Land, das sich, nach den Bemerkungen der Russen, zwischen dem 43ten und 207ten Grade der Länge befindet. In der Richtung von einem Pole zum andern erstreckt es sich vom 77ten Grade nördlicher Breite, bis zum 10ten Grade südlicher Breite. — Derjenige Strich Landes, der unter der gemäßigten

Zone zwischen dem 35ten und 50ten Grade der Breite liegt, scheint höher als das übrige zu seyn. Asien ist sowohl gegen Norden als gegen Mittag mit zwey großen Reihen von Bergen eingefaßt, welche beynahe von dem westlichen Ende Klein-Asiens, und den Ufern des schwarzen Meeres bis an das Meer fortlaufen, das gegen Osten die Küsten von China und der Tartarey bespühlet. Diese zwo Reihen hängen durch andere Zwischenreihen, die sich von Süden gegen Norden ziehen, zusammen. Sie verlängern sich sowohl gegen dem Nordmeer, als auch gegen dem Indischen und Ostmeer zu durch Aeste, die wie Dämme in dem Bette der großen Flüsse emporragen, welche diese weitläufigen Gegenden durchströhmen.

Dies ist das große Gerippe, das den schwersten Theil der Masse Asiens trägt. In dem Innern dieses unermeßlichen Landes ist der Boden ein leichter Sand, den die Winde hin und herwehen. Man findet daselbst keine Spur von Kalksteinen, noch von Marmor, so wenig als von versteinerten Muscheln, noch andern Fossilien. Die Erzgänge sind daselbst am Tage. Die Beobachtungen des Barometers treffen mit allen diesen Phönomenen zusammen, um die starke Erhöhung dieses Mittelpunkts von Asien zu beweisen, dem man in unsern Zeiten den Namen **Kleine Bucharey**, gegeben hat.

An dem Gürtel, der dieses große und unfruchtbare Land umgiebt, entspringen die reichen und mannigfaltigen Quellen, die in verschiedenen Richtungen fortströhmen. Diese Flüsse, welche stets an alle Ende von Asien die Trümmer eines unfruchtbaren Bodens hinführen, werfen eben so viele Bollwerke gegen die Meere auf, welche sich sonst über die Küsten ergiessen könnten, und verschaffen diesem Lande eine Vestigkeit und Dauer, welche andere entbehren müssen. Vielleicht ist es bestimmt, sie mehrmals unter dem Wasser verschwinden zu sehen, ohne daß es selbst die geringste Erschütterung leide.

Von allen Meeren, deren sich dieses Land in dem Laufe der Jahrhunderte entladen hat, ist ein einiges in seinem Schoose geblieben, nämlich das kaspische, welches augenscheinlich das Becken der großen Flüsse ist, die sich darein ergiessen. Einige Naturforscher haben vermuthet, daß dieses Meer mit dem Ocean und dem schwarzen Meere vermittelst unterirdischer Gänge in Verbindung wäre; allein es ist ohne Grund. Man kann gegen diese Behauptungen einwenden, daß die Ausdünstung das Wasser, so wie es die Flüsse hineinströhmen, zur Genüge wieder wegräumt, und daß diese unterirdischen Gänge durch die Steine und den Sand, welche das Wasser hineinschwemmt, hätten verstopft werden müssen.

Aus der nemlichen Ursache ist das kaspische Meer gesalzen, wie alle Seen, die das Wasser aus den Flüssen aufnehmen, ohne es wieder ablaufen zu lassen. Es scheint aus den Beobachtungen, die man mit dem Barometer zu Astrakan angestellt hat, gewiß, daß es tiefer, als die beyden benachbarten Meere liegt; folglich kann es ihnen eben so wenig Wasser durch unterirdische Wege zuführen, als es durch Ueberschwemmungen auf der Oberfläche mit ihnen in Verbindung kommen kann.

Das Eismeer, welches die nördlichen Küsten Syberiens benetzet, macht sie, wie die Russen vorgeben, unzugänglich. Es seye nicht zu hoffen, sagen sie, daß man durch dieses Meer einen neuen Weg von Europa nach Amerika finden werde. Das Eis werde immer den Weg um das Vorgebirg Schalaginskoi, das die alte Welt von der neuen scheidet, wieder zuschliessen, wenn man ihn schon einmal gemacht hat. Doch sind vielleicht die Russen nicht aufrichtig, oder noch nicht aufgeklärt genug, um völligen Glauben zu verdienen.

Das indische Meer, welches gegen die Mitte von Asien drückt, scheidet sich von dem großen Südmeere durch eine Kette von Gebirgen, die sich aus dem Meer erheben, an der Insel Madagaskar anfangen, sich bis nach Sumatra erstrecken, wie

es die Untiefen und Klippen beweisen, mit welchen diese Strecke übersäet ist, und an Diemen und Neu-Guinea sich endigen. Herr Buache, ein Erdbeschreiber, der als Naturkündiger die Erde betrachtet hat, ist Verfasser einer Charte von der Welt nach dieser Hypothese, und behauptet, daß das Meer, das zwischen dieser langen Reihe von Inseln, und den mittäglichen Küsten Asiens liegt, in drey große Becken abgetheilt seye, welchen die Natur ihre Gränzen abgemessen, oder vorgezeichnet zu haben scheint.

Das erste, welches gegen Abend, zwischen Arabien und Persien liegt, wird gegen Mittag durch die Kette von Inseln eingeschlossen, die sich von dem komorinischen Vorgebirge und den maldivischen Inseln bis nach Madagaskar ausdehnt. Dies Becken drängt sich in das Land hinein, und höhlet beständig den persischen Meerbusen, und das rothe Meer aus. Das zweite Becken bildet den Meerbusen von Bengalen. Das dritte ist der große Archipelagus, der die sundischen, moluckischen und philippinischen Inseln begreift. Er gleicht einem dicken, vesten Bande, welches Asien mit dem südlichen vesten Lande vereiniget, auf welchem das ganze Gewicht des stillen Meeres ruht. Zwischen diesem Meere und dem großen Archipelagus ist wie ein neues Becken, welches gegen Morgen eine Kette von Klippen bildet, die

sich von den marianischen Inseln, bis an die japanischen ausdehnen. Nach diesen berühmten Inseln kömmt die Kette der kurilischen Inseln, die sich bis an die mittägliche Spitze der Halbinsel Kamschatka erstreckt, und diese Kette bildet ein fünftes Becken, worein der Fluß Amur sich ergießt, dessen Mündung durch die Banbous, welche daran wachsen, gänzlich versperrt ist, und vermuthen läßt, daß dieses Meer nicht gar tief ist.

Asien ist das gröste, das reichste und schönste veste Land auf der Welt. Dieser Theil unserer Erde, der die Wiege des Menschengeschlechts war, bringt im Ueberflusse Getreide, Wein, Reis und verschiedene Arten schmackhafter Früchte hervor. Man zieht auch Gewürze, Wohlgerüche und Spezereyen aller Art, seidene, baumwollene, gemalte und gedruckte Zeuge, Stoffe von Baumrinde, Tapeten, Firnis, Porzellan, Elfenbein, Weihrauch, Thee, Kaffee und Rhabarbar daraus. Man findet auch darinn die schönsten Demanten, feine Perlen vom höchsten Werthe, und vieles Gold und Silber.

Die vornehmsten Thiere, so man darinn antrift, sind der Löwe, der Elephant, das Rhinozeros, das Kameel, der Dromedar, der Tyger, der Leopard, der Büffel, der Krokodil, eine außerordentliche Menge von Affen, welche an verschiedenen Orten die Felder verheeren, Papageyen von

allen Farben, Hyänen, wilde Ziegen, und ungeheure Schildkröten.

Die Innwohner von Asien sind, überhaupt genommen, weichlich, wollüstig, träge, sinnlich, und weibisch. Auf einen solchen Grad von Feigheit ist ihr Charakter gesunken, daß sie sich alle von dem drückendsten Despotismus unterjochen lassen. In ganz Asien giebt es keine einzige Demokratie. Die Tartaren allein, die ein rauhes Klima, und eine harte Erziehung abgehärtet hat, zeigen noch Entschlossenheit, Standhaftigkeit, und Großmuth. Uebrigens haben sie alle eine lebhafte Einbildungskraft, und einen überfliessenden Witz. Wenn ihre Trägheit, und ihre Liebe zum Vergnügen sie nicht von ernsthaften Beschäftigungen entfernten, so wären sie zu den Wissenschaften, dem Handel, und den schönen Künsten viel geschickter, als die Europäer. Auch sieht man, daß die meisten Kenntnisse, denen wir heut zu Tage mit so vielem Fortgange obliegen, in Asien aufgekeimt sind. Herr Bailly hat ihren Ursprung in Syberien zu finden geglaubt; aber andere Gelehrte haben sie mit ungleich grösserer Wahrscheinlichkeit in der indischen Halbinsel umd in der Gegend von Benares gesucht.

Ich habe in meinen **Gottesdienstlichen Cerimonien der Völker** (*) gesagt, daß Asien in

(*) Cérémonies religieuses des peuples du monde.

vier Hauptreligionen, die natürliche, jüdische, mahomedanische und christliche getheilt wäre. Die erste, die so alt ist, als die Welt, hat sich daselbst weit mehr ausgebreitet, als die drey andern, und man folgt ihrer Fahne, bey den Brachmanen und den Persern, in China, Japan, Thibet, und der Tartarey. Die jüdische Religion hat sich in alle diese Gegenden eingeschlichen, und lebt ungekränkt unter den Völkern, die von den Anhängern derselben eben so herzlich verabscheut werden, als sie mit Heißhunger trachten, ihr Vermögen an sich zu ziehen. Muhameds Sekte herrscht in den Staaten des Sultans, in Persien, in dem Gebiete des Mogols, einem Theile der Tartarey und in verschiedenen Inseln des indischen Archipelagus. Das Christenthum hat in Asien viel weniger Fortgang gehabt, als die drey andern Religionen. Da es einmal durch die Portugiesen auf der Küste von Malabar vesten Fuß gefaßt hatte, so hatte es sich nach und nach in verschiedenen Theilen von Indien, in Golkonda, Visapur, Bengala, Pegu, Siam, in China und Japan verbreitet; aber nach und nach wurde es wieder verbannt, und die Missionarien, deren Proselyten-Eifer ziemlich erkaltet ist, haben aufgehört, alle diese Reiche zu durchreisen. Doch giebt es noch eine große Anzahl Christen in Syrien, Georgien, Turkomannien, Diarbek, und in allen

Staaten des Großherrn; aber diese Provinzen, die ersten Pflanzschulen des Christenthums, wimmeln nun von Griechen, Nestorianern, Armeniannern, Jakobiten und verschiedenen andern Sekten, unter welchen die meisten so unwissend sind, daß sie nicht einmal die ersten Lehren der Religion kennen, welcher sie anhängen.

II.

Besitzungen der Türken in Asien.

Unter allen Völkern der Erde sind unstreitig die Türken das mächtigste, es mag nun in Ansehung der außerordentlichen Größe ihres Landes, oder in Ansehung des Reichthums, und der Fruchtbarkeit des Bodens, der ihnen zugehört, oder in Ansehung der ungeheuern Anzahl von Völkern seyn, die sie unter ihre Fahnen zusammenbringen könnten. Ihre Besitzungen in Europa sind sehr beträchtlich, und Stambul oder Konstantinopel, welches die Hauptstadt derselben ist, könnte in thätigern Händen, die reichste, glänzendste, zahlreichste Niederlage werden. In der ganzen Welt findet man keinen Ort, der einen so weitläufigen, sichern und bequemen Haven besitzt, dessen Lage so vortheilhaft, dessen Boden so ergiebig, und wo das Klima so reizend ist. Was die Türken in

Afrika besitzen, war ehemals in verschiedene Staaten getheilt, die alle sehr mächtig waren. Egypten allein könnte ein furchtbares Reich ausmachen. Die Provinzen, die in Asien unter ihrer Botmäßigkeit stehen, könnten noch viel blühender werden, wenn sie nicht unter dem drückenden Joche des Despotismus darnieder lägen. Lange spielten sie in den Jahrbüchern der Welt eine wichtige Rolle; aber ihre gegenwärtige Bevölkerung entspricht dem gar nicht, was sie ehemals war, und der gröste Theil ihres Bodens, der in ältern Zeiten unter einem Pfluge, den nervichte Arme führten, so fruchtbar war, bringt heut zu Tage kaum hervor, was zur Erhaltung seiner Bewohner unumgänglich nothwendig ist. Diese Provinzen sind Natolien, Syrien, Turkomannien, Diarbek und Georgien.

Natolien. Natolien, welches ehemals **Klein-Asien** hieß (*), gränzt gegen Morgen an den Phrat, der es von Turkomannien scheidet, gegen Norden an das schwarze Meer, gegen Mittag an das mittelländische Meer, und gegen Abend an das Egeische, und das Mare di Marmora.

(*) D'Anville, dessen schöpferischen Verdienste um die Erdbeschreibung der ältern Zeiten allgemein anerkannt sind, giebt nicht zu, daß diese Eintheilung bey den Alten statt gehabt habe. Siehe seine Géogr. anc. bey der Beschreibung von Asia minor.

Anmerk. des Uebers.

Smyrna ist darinn die Hauptstadt. Sie ist eine der grösten, und reichsten Handelsstädte in der Levante. Sie treibt unter allen den stärksten Handel mit den christlichen Völkern. Ihre Bevölkerung steigt ungefähr auf 130,000 Seelen. Man zählt unter ihren Einwohnern acht- bis neuntausend Griechen, zweytausend Armenier, und fünf- bis sechstausend Juden, die jede ihr besonderes Quartier in der Stadt haben. Die Europäer haben auch eines für sich, welches sie alle Nacht schliessen, und wo sie große Freyheiten geniessen. Smyrna liegt an der Mitte einer Baye des Archipelagus; die Schönheit des Havens zieht eine außerordentliche Menge von Kaufleuten aus allen Gegenden der Erde dahin. Die Franzosen, die Engländer, die Schweden, die Venetianer, und die Holländer haben dort ihre Consuln. Die Zölle des Kaufhauses werden daselbst nach den Privilegien der Nation bezahlt, von welcher man sie fodert. Die Engländer sind hierinn am meisten begünstiget.

Die europäischen Handelsleute führen nach Smyrna Tücher, Seidenzeuge, Blei, Zinn und venetianisches Glas. Dafür handeln sie ein Seide, türkische Teppiche, Baumwolle, Saffian, Ziegenhaar, woraus man Kamelot und Knöpfe verfertiget, viele Rosinen, Muskaten und weissen Wein, Kaffee, Thee, und Arzney-Waaren.

Noch sind einige andere, aber ungleich minder wichtige Städte in Natolien, nämlich **Bursien**, wo ein großer Handel mit seidenen Zeugen getrieben wird, so man für die schönsten hält, die in der Türkey verfertiget werden. **Angora**, worinn man 120,000 Seelen zählt, und woraus man eine große Menge von Ziegenhaaren und Kamelot zieht. **Tokat**, eine große und volkreiche Stadt, wo man sehr schönen blauen Saffian verkauft. **Nikomedien**, wo man ungefähr 30,000 Seelen, Griechen, Armenier, Juden und Türken zählt, die sich alle mit dem Handel abgeben. **Amasi**, Strabo's Vaterland. **Sinope**, eine ehemals mächtige Stadt und Diogenes Geburtsort. **Halikarnas**, wo Mausolus regierte, und in deren Nähe der berühmte Tempel zu Gnidus stund. Endlich noch **Chintaye**, **Jsnich** und **Trepisund**, die alle ziemlich merkwürdig in Ansehung ihrer schönen Lage, und ihres fruchtbaren Bodens sind.

Syrien. Dieses Land wird in drey Haupt-Provinzen, das eigentliche Syrien, Phönizien, und Judäa eingetheilt. Die Hauptstadt in dem erstern ist **Alep**, die ungeachtet ihrer für den Handel nicht gar vortheilhaften Lage nach Konstantinopel und Kairo die beträchtlichste Stadt in dem ottomannischen Reiche ist. Ihre Bevölkerung ist gegen 250,000 Seelen stark. Ob sie gleich mitten im Lande liegt, und der Vortheile, welche

schiffbare Flüsse darbieten, entbehren muß, so ist sie dennoch eine der grösten Handelsstädte in der Levante. Die Fremden bewundern den Reichthum und die Reinlichkeit ihrer Karwanserais, und die Pracht ihrer Moscheen. Sie ist eine von den schönstgebauten in der Türkey. Alle Häuser sind von gehauenen Steinen, und mit Terrassen bedeckt, die eine an die andere stoßen. Die Luft ist daselbst rein und sehr gesund. Die Einwohner schlafen im Sommer oben auf ihren Häusern.

Alep ist die große Niederlage der persischen Waaren. Alle Jahre kömmt eine Karwane von Basra an, die einen Monat unter Weges ist. Die Franzosen, Engländer und Holländer haben ihre Consuln daselbst. Sie ziehen das schöne Haar der persischen Ziegen von hier, aus welchen man Hüte verfertigt. Man treibt auch einen großen Handel mit Piastern daselbst. Die Waaren, die man hinbringt, sind feine Seidenzeuge, europäische kurze Waaren, englisches und französisches Zinn und Tücher.

Die Hauptstadt von **Phönizien** ist **Damas**, das ehemalige **Damaskus**, eine sehr alte Stadt, die am Fusse des Berges Libanus liegt. Diese schöne Stadt, in der man herrliche alte Denkmale antrifft, ist der Sitz eines Pacha und des Patriarchen von Antiochien. Ihr Boden ist sehr fruchtbar; das Obst, besonders die Aprikosen schmeken

vortrefflich. Von hier aus haben wir die Zwetschgen erhalten. Die Europäer bringen in diese Stadt Tücher, Glasarbeit und Klinkaillerie. Dagegen erhalten sie gestickte Seidenzeuge, sehr gute Säbel und vortreffliches Obst. In ganz Phönizien findet man nur noch eine Stadt, die neben Damas zu stehen verdient, nämlich **Tripoli**, die an dem Ufer des mittelländischen Meeres liegt, und ungefähr 60,000 Seelen in sich faßt. — Die europäischen Kaufleute ziehen daraus Seide, Galläpfel, Wachs, und die beste Asche in der Levante für die Seife.

Judäa ist ein trokenes, ödes, unbevölkertes Land, das allenthalben mit schrofen, unfruchtbaren Felsen bedeckt ist. Es hat an Handel und Industrie einen gänzlichen Mangel. Man findet nur einige Seifefabriken in der Stadt **Joppe**, die an der Küste liegt.

Turkomannien. Diese Provinz ist zwischen den Türken und Persern getheilt. Der westliche Theil gehört den erstern. Die Hauptstadt darinn ist **Erzerum**, eine große und veste Stadt, die an der Quelle des Phrats, in einer eben so angenehmen als fruchtbaren Ebene liegt. Man zählt darinn ungefähr 30,000 Einwohner. Ihr vornehmster Handel besteht in Kupfer und Pelzwerk. Der Wein, den man daselbst trinkt, ist erbärmlich schlecht. Der Mangel an Holz macht, daß man

lauter Kühmist brennt, der allem, was man kocht, einen widerlichen Geschmack giebt.

Artabat ist eine andre Stadt in Turkomannien. In ihrer Gegend allein wächst der Ronas, eine Wurzel, welche die schöne rothe Farbe giebt, die den Werth der indischen Zeuge erhöhet.

Georgien. Diese Provinz, die man auch **Gurgistan** heißt, liegt zwischen dem kaspischen und dem schwarzen Meere, und ist eine von den besten und fruchtbarsten Gegenden Asiens. Der gröste Theil dieses schönen Landes ist unter verschiedenen kleinen Despoten getheilt, die es unter dem Schutze des Groß-Sultans beherrschen, dem sie einen gewissen Tribut bezahlen. Das übrige gehört dem Sophi von Persien.

Die Innwohner von Georgien sollen grausam, unwissend, diebisch, und von Natur zum Rauben aufgelegt seyn. Die Weiber sind die schönsten, und zärtlichsten auf der Welt. Sie haben gewöhnlich vielen Witz; aber man wirft ihnen vor, daß sie geil, niederträchtig, treulos, und der schwärzesten Handlungen fähig seyen. Sie gehen, wie die Perserinnen gekleidet, und tragen beständig einen Dolch in ihrem Gürtel. Sie sind der Hauptgegenstand des Handels der Georgier. Die Aeltern, die ein unumschränktes Recht über das Leben und die Freyheit ihrer Kinder haben, verkaufen sie in die Serails des Groß-Sultans, des

Sophi von Persien, der Pacha und der übrigen Staatsbedienten in den beyden muselmännischen Reichen. So gehen auch die vornehmen Herren mit ihren Vasallen um. Der Tribut der georgischen Fürsten, die von der Pforte abhängen, bestund ehemals in jungen Mädchen, die den wollüstigen Despoten, der sie empfieng, zu vergnügen bestimmt waren. Aber dieser schändliche Gebrauch wurde durch den im Jahre 1774 zwischen der Pforte, Rußland, und dem Prinzen Heraklius, einem der Fürsten von Georgien, geschlossenen Vertrag, abgeschafft.

Die Europäer treiben gar keinen starken Handel nach Georgien. Sie ziehen bloß Biber- und Marder-Felle, Seide und Honig daraus.

Diarbek. Diese schöne Provinz, welche die Alten **Chaldäa** und **Mesopotamien** nennten, (*) heißt heut zu Tage Diarbek. Man theilt sie in das eigentliche Diarbek und Irak-Arabi. Die Hauptstadt in dem erstern ist **Karamide**, eine reiche, wohlbevölkerte Handelsstadt, und der Sitz eines

---

(*) Diese Behauptung hat vielleicht einige Einschränkung nöthig. Der Name Chaldäa scheint nur auf Irak-Arabi zu gehen, und besser wäre der Name Babylonien gewesen. — S. d'Anville Géogr. anc. im Anfange der Beschreibung von Babylonien und Mesopotamien.

Anmerk. des Uebers.

eines Pacha. Man treibt hier einen starken Handel mit rothen baumwollenen Zeugen und Saffian von der nemlichen Farbe. Ferner muß man bemerken Monel, wo die ersten Nesseltücher verfertigt worden, und wo noch wirklich eine Manufaktur von goldnen Zeugen befindlich ist; Bir an dem Phrat, und Ourfa, wo der schönste gelbe Saffian verfertigt wird.

In Irak = Arabi ist Basra, das unterhalb dem Orte liegt, wo der Tyger und und der Phrat sich vereinigen. Die umliegende Gegend ist sehr fruchtbar, die Luft gesund, aber außerordentlich warm. Die Zahl der Einwohner erstreckt sich auf ungefähr 60,000 Seelen. Hier ist auch der Sitz eines Pacha.

Der Haven von Basra wird durch ein Schloß vertheidigt, ist sehr groß, und ungemein bequem. Die Stadt ist eine der grösten Handels-Plätze im Orient. Man schätzt den Werth der Waaren, die jährlich daselbst durch den persischen Meerbusen ankommen, auf 12 Millionen. Die Engländer haben an dieser Summe vier, und die Holländer zwo Millionen Theil: die Franzosen, Mohren, Indianer, Armenianer, und Araber an den übrigen.

Diese Nationen laden dagegen Reis, Zucker, glattes, gestreiftes, und gestiktes Nesseltuch aus Bengala, Spezereyen aus Ceylon, und den

moluckischen Inseln, dicke weisse und blaue Tücher aus Koromandel, Kardamomen, Pfeffer, Sandelholz aus Malabar, goldene und silberne Zeuge, Turbane, Chaals, Indigo aus Surate, Perlen aus Baharem, und Kaffee aus Moka, Eisen, Blei und europäische Tücher. Andere minder wichtige Produkten kommen aus verschiedenen Gegenden. Einige von diesen Erzeugnissen werden auf kleinen arabischen Schiffen hergeführt, aber die meisten kommen auf europäischen Schiffen an, welche eine beträchtliche Fracht dabey gewinnen.

Alle diese Waaren werden nicht anders als um baares Geld verkauft. Sie gehen durch die Hände der Griechen, der Juden, oder der Armenianer. Man braucht die Banianen, das zu Basra gehende Geld, gegen andere Münze zu vertauschen, die in Indien mehr Werth hat.

Es sind drey Kanäle da, auf welchen man die verschiedenen Erzeugnisse, die in Basra zusammentreffen, ausführen kann. Die Hälfte derselben geht nach Persien, und wird durch Karwanen dahin gebracht, weil in dem ganzen Reiche kein einziger schiffbarer Fluß ist.

Die zweyte Ausfuhr ist viel sicherer. Sie geht durch Bagdad, Alep, und alle dazwischen liegende Städte, deren Handelsleute in Basra einkaufen. Der Kaffee, die Spezereyen, die andern Waaren,

welche diesen Weg gehen, werden mit Golde, französischen Tüchern, Galläpfeln und Operment bezahlt, das man zu den Farben braucht, und dessen die Morgenländer sich sehr stark bedienen, um die Haare an dem Leibe wegzuätzen.

Eine andere minder beträchtliche Ausfuhr geht nach dem wüsten Arabien, Die Araber, die in der Nachbarschaft von Basra wohnen, gehen jedes Frühjahr nach Alep, um daselbst Kameele zu verkaufen. Man vertraut ihnen gemeiniglich für 5= bis 600,000 Livres Nesseltuch an, dessen Verkauf sie um geringen Lohn über sich nehmen. In dem Herbste kommen sie wieder, und bringen Tücher, Korallen, Klinkaillerie, einige Glaswaaren und venetianische Spiegel mit zurück. Die arabischen Karwanen werden auf ihrer Reise niemals beunruhigt. Selbst die Fremden hätten keine Gefahr zu befürchten, wenn sie die Vorsicht gebrauchten, von jeder Horde, der sie begegnen müssen, einen Begleiter zu sich zu nehmen. Diese Sicherheit, verbunden mit der Geschwindigkeit, und der Wohlfeile, würde jedermann bewegen, den Weg durch das wüste Arabien dem Wege über Bagdad vorzuziehen, wenn nicht der Pacha der Provinz, der an verschiedenen Orten in seinem Bezirke Zölle errichtet hat, alle Maasregeln nähme, um diese Ausfuhr zu erschweren. Nur wenn man die Wachsamkeit seiner Beamten täuscht,

kann man den Arabern einige Waaren, die keinen großen Platz erfordern, mitgeben.

Außer dieser Ausfuhr verbraucht man auch in Basra selbst, und in den umliegenden Gegenden ziemlich viel, besonders Kaffee. Man bezahlt mit Datteln, Perlen, Rosenwasser und getrockneten Früchten, auch mit Getreyde, wenn die Ausfuhr desselben erlaubt ist.

III.

Beschreibung der großen Tartarey.

Zwischen China und Rußland liegt ein ungeheures Land, das in den ältern Zeiten den Namen Scythien trug, und jezt die Tartarey (*) genennt wird. Sie gränzt gegen Abend an das kaspische Meer, und an Persien; gegen Mittag an Persien, Indostan, die Königreiche Arakan, und Ava, China, und Chorea; gegen Morgen an das Ostmeer; gegen Mitternacht an das Eismeer. Ein Theil dieser großen Wüsteneyen steht unter dem chinesischen Reiche; der andere erkennt die Russen als seine Beherrscher; ein

(*) Mit dem Unterschiede, daß der heutige Name eine größere Streke begreift, als der alte nicht in sich gefaßt hat, weil die Alten nie weit in diesem Lande vorgedrungen sind.

Anm. des Uebers.

dritter Theil ist unabhängig, und unter dem Namen Charisme, groß und klein Bucharien bekannt.

Die Bewohner dieser berühmten Gegenden lebten von jeher von der Jagd, dem Fischfange, der Milch ihrer Heerde, und waren dem Aufenthalte in Städten, einer ruhigen Lebensart, und der Verfeinerung der Sitten gleich abgeneigt. Ihr Ursprung, der sich in ihren Wüsten und in ihren Streifereyen verloren hat, ist eben so ungewiß, als die Entstehung ihrer Gebräuche. Sie blieben immer was ihre Väter waren, und wenn man von einer Generation zu der andern aufsteigt, so findet man, daß nichts den Menschen in den ersten Zeiten so ähnlich ist, als die jezigen Tartaren.

Die meisten unter diesen Völkern nahmen frühzeitig die Lehre des großen Lama an, der zu Putola seinen Sitz hat, einer Stadt in einem Lande, das theils zur Tartarey, theils zu Indien gehört. Die weite Gegend, wo die Berge auf einander gehäufet sind, heißt Boutan, bey den Einwohnern von Indostan; Tangur, bey den Tartaren; Itsanli, bey den Chinesern; Lassa, bey den Indianern jenseit des Ganges; und Thibet, bey den Europäern.

Diese Religion, die sich auf das Daseyn des ersten der Wesen, und die reinste Sittenlehre gründet, prangt mit einem sehr hohen Alterthum.

Man glaubt gewöhnlich, daß die Anhänger des großen Lama diesen Priester für unsterblich halten, daß um diesen Irrthum zu unterhalten, die Gottheit sich allzeit nur einer kleinen Anzahl von Vertrauten zeige; daß, wenn sie sich je von dem anbetenden Volke sehen lasse, es immer in einer Art von Tabernakel geschehe, dessen Dämmerung eher den Schatten dieses lebendigen Gottes, als seine wahren Züge erbliken läßt; daß wenn er stirbt, man einen Priester von dem nemlichen Wuchse, und so viel möglich, von der nemlichen Gesichtsbildung, an seine Stelle setze; und daß vermittelst dieser Vorsicht, die Täuschung, selbst an dem Orte, wo die Komödie gespielt wird, sich immer fortpflanze, wie viel mehr bey denjenigen, die davon entfernt sind.

Dieses Vorurtheil hat ein einsichtsvoller, tiefforschender Philosoph zernichtet. Die großen Lama zeigen sich wirklich nur selten, um die Verehrung zu unterhalten, die sie dem Volke durch ihre Person, und ihre Geheimnisse eingeflößt haben; aber sie geben den Gesandten Audienz, und empfangen die Fürsten, welche sie besuchen. Wenn es schwer ist, außer bey wichtigen Gelegenheiten, und den grösten Feyerlichkeiten sie persönlich zu sehen, so kann man doch, wenn man will, ihr Bild betrachten, das über der Thüre des Tempels zu Putola hängt. Daß das Mährchen von der

Unsterblichkeit des Lama sich so allgemein verbreitet hat, kömmt daher, weil die Landesgeseze jeden zu glauben verbinden, daß der heilige Geist, welcher einen von diesen Priestern beseelt hat, bey seinem Tode sich gleich in den Körper desjenigen begiebt, welcher rechtmäßiger Weise an seine Stelle erwählt wird. Diese Auswanderung des göttlichen Hauches hat sehr vieles mit der Seelenwanderung gemein, welche seit undenklichen Zeiten in diesen Gegenden angenommen ist. (*)

Die Religion des Lama machte frühzeitig große Fortschritte. Man nahm sie in einem großen Theile unsers Erdballs an. Sie herrscht in dem ganzen Thibet, und in dem ganzen Reiche des Mogols. Die beiden Bukhareyen, und verschiedene Provinzen in der Tartarey sind ihr fast ganz zugethan, und ihre Anhänger finden sich noch in dem Königreiche Cachemire, in Indien und China.

Zwo Städte machen die ganze Niederlage des Handels in der Tartarey aus, Astrakan und Samarkand. Die erste, die den Russen gehört, liegt an der Mündung des Wolga, an dem kaspischen Meere. Sie ist sehr reich, und stark bevölkert. Eine große Anzahl von türkischen,

(*) Diese Beziehung möchte manchem nicht so nahe scheinen, wie dem Herrn Verf. weil hier von einer außerordentlichen Gabe, von einem göttlichen Geiste, in der Seelenwanderung aber, von der menschlichen Seele die Rede ist. A. d. U.

armenischen, persischen, tartarischen, indischen Kaufleuten bringen jährlich die verschiedenen Erzeugnisse Asiens dahin, und nehmen dagegen die schönsten Pelzwerke, die der Norden liefert, mit sich zurück. Man treibt auch einen sehr beträchtlichen Handel mit gesalzenen Stöhren, die man in großer Menge in dem Wolga fängt, und mit Salz, welches aus mehrern Salzquellen, die in dem Lande sind, gezogen wird. Ihr Boden würde sehr fruchtbar seyn, wenn nicht durch öftere Trökenen die keimenden Saaten verdorrten. Der Wolga hat hier seine Ueberschwemmungen, wie der Nil in Egypten. Wenn das Wasser wieder abgelaufen ist, so wächst das Gras in weniger als einem Monate, und giebt gute Weiden die Menge.

Samarkand gehört zur unabhängigen Tartarey. Diese Stadt, das Vaterland Tamerlans, des Ueberwinders Bajazets, ist alt, schön, groß, wohl bevestigt, und liegt in dem Lande der usbekischen Tartarn, auf den persischen Gränzen. Sie hat eine, in den Ländern, die der muselmännischen Religion zugethan sind, sehr berühmte Akademie der Wissenschaften, und man kömmt von allen Orten her, um daselbst zu studieren. Die umliegende Gegend, das Sogdiana und Baktriana der Alten, ist sehr fruchtbar. Es wächst vortreffliches Obst daselbst. Die Melonen

besonders sollen von den besten seyn, und sie wachsen in so großer Menge, daß man die Staaten des großen Mogols und einen Theil von Persien damit versieht. Das Seidenpapier, das man zu Samarkand verfertigt, ist weit und breit berühmt.

IV.

China oder Sina.

China ist das gröste, das reichste, das bevölkertste, und das blühendste Reich auf der Welt. Es erstreckt sich 650 Meilen von Norden gegen Süden, und ungefähr 500 von Westen nach Osten, wenn man auch nicht den dazu gehörigen Theil der Tartarey dazurechnet. Kein Reich in der Welt kömmt ihm an Alter gleich; es besteht und glänzt schon seit 4000 Jahren, ohne daß die Geseze, die Sitten, die Sprache, selbst die Kleidungsart eine beträchtliche Veränderung erlitten hätten. — Dieser Zeitraum sah in ununterbrochener Reihe 237 Kaiser von 32 verschiedenen Dynastien, wovon die lezte bey den Tartarn entsprossen ist.

Man zählt in China 150 Städte von der ersten Größe, wovon jede verschiedene Fleken, Dörfer und Schlösser unter sich hat, 252 mittelmäßige, und 1152 geringe Städte. Die Bevöl-

kerung dieses Reichs ist so außerordentlich stark, daß, wenn man dem Le Gentil glaubt, die Anzahl derjenigen, welche Kopfgeld bezahlen, sich auf 58 Millionen erstreckt. Die Weiber, die Kinder, die obrigkeitlichen Personen, die meisten Gelehrten, und die Soldaten sind unter dieser Anzahl nicht begriffen. (*)

Die Luft in China ist überhaupt sehr gemäßsigt. Nur der mittägliche Theil ist einer Hitze ausgesetzt, welche oft unerträglich wird. Das Land ist sehr fruchtbar, und mit einem Fleiße angebaut, der die Fremden jedesmal in Erstaunen setzt. Die Chineser, das arbeitsamste Volk auf unserm Erdballe, lassen kein Feld brach liegen. Von einem Ende des Reiches bis zum andern sieht man unfruchtbare Gebirge, die sich wie ein Amphitheater herum ziehen und mit angebauten Feldern bedeckt sind. Die Felder dörfen hier niemals ruhen. Sie bringen ohne Aufhören Korn, Reis, Mais, Gartenfrüchte, Getreyde und schmackhaftes Obst hervor. Viele Flüsse durchkreuzen das Land, wovon die meisten sehr fischreich sind.

China gewinnt aus seinen vielen Bergwerken Gold, Silber, Topase, Rubinen, Kupfer, Zinn, Quecksilber, Eisen, Magnetsteine und Salz. Man verfertigt daselbst den schönsten Firnis, und das

(*) Herr Sonnerat stimmt in seiner neuen Reisebeschreibung hiemit nicht überein.

Porzellan steht nur dem Japanischen nach. Man findet in diesem Reiche grauen Ambra, Zucker, Thee, Bisam, und vielerley Spezereyen. Man erhält von hier die schönste Seide, die man kennet, Baumwolle, Leinen, Papier, gedruckte Leinwand, Golddrath, Atlas, Damast, Taffet und mehrere andere reiche Zeuge. Auch trift man viele, in Europa nicht bekannte Kräuter und Bäume an, als die Aloe, Rhabarber, den Judenbaum u. s. w.

Der Kaiser von China hält, wie man sagt, eine Miliz von 800,000 Soldaten, und 570,000 Pferde werden in seinen Ställen für die Reuterey, die Reisen des Hofes, und die öffentlichen Kouriere ernährt. Seine Einkünfte sollen sich auf 1250 Millionen unsers Geldes belaufen.

Die Gewalt des Kaisers von China ist völlig despotisch. Man darf mit ihm nicht anders reden, als auf die Erde gestreckt. Wenn er mit den Herren an seinem Hofe spricht, so müssen sie mit gebogenem Knie seine Befehle empfangen. Alle die um ihn sind, nehmen an der übertriebenen Ehre Theil, die man ihm verschwendet. Ein Mandarin würde seiner Pflicht völlig vergessen, wenn er vor dem Thore seines Palasts vorbey ritte oder fuhre. Wenn er ausgeht, müssen alle Chineser sich in ihre Häuser verschliessen. Der, welcher ihm begegnet, kann nicht anders dem Tode entgehen, als wenn er ihm den Rücken kehrt, und mit dem

Gesichte sich zur Erde wirft. Darum hat auch kein chinesisches Haus Fenster auf die Straße hinaus. Man schließt sorgfältig die Buden zu, bey welchen der Kaiser vorbey kommen soll; und er geht niemals, ohne daß 2000 Gerichtsdiener vor ihm hertreten, welche Ruthen, Beile und andere charakteristische Zeichen des morgenländischen Despotismus tragen.

Die Gewalt des Mandarins ist eben so unumschränkt, als die seines Fürsten, von welchem er sie hat. Dies ist der natürliche Gang einer despotischen Regierung. Wenn ein solcher Officier in eine Stadt kömmt, so läßt er, wen er will anhalten, um ihn unter den Schlägen sterben zu lassen, ohne daß jemand seine Vertheidigung übernehmen darf. Hundert Henker sind seine schrecklichen Vorläufer, die seine Ankunft mit einer Art von Geheule verkündigen. Wenn jemand unterläßt, sich an die Mauer zu stellen, so wird er mit Ketten oder Bambusrohren todtgeschlagen.

Doch ist der Mandarin selbst vor dem Stocke nicht sicher. Für die geringste Vergehung läßt ihm der Kaiser die Bastonnade geben. Die Geseze haben die Ketten der Sklaverey so gar den Prinzen vom Geblüte angelegt. Zur Bezeugung ihrer Unterwürfigkeit tragen die grösten Mandarinen immer das Werkzeug ihres Todes bey sich. Dieses ist eine Kette und ein kurzer Säbel, die

in einem mit gedruckter Leinwand überzogenen Koffer liegen, welchen zween Männer vor ihnen hertragen. Wenn der Kaiser es ihnen befiehlt, müssen sie sich diese Ketten anlegen und vor ihm erscheinen, um ihm ihren Gehorsam zu beweisen.

Die Religion der Chineser ist nicht einförmig. Man trift bey ihnen drey verschiedene Sekten an: die Religion der Gelehrten, welche die Lehre des Konfucius befolgt; die Sekte des Lao-Kium, und die Sekte des Foe, welche leztere die älteste und beträchtlichste ist. Zu den schäzbaren Lehren von der Einheit Gottes und der Unsterblichkeit der Seele setzen sie noch manchen Aberglauben, der dem furchtsamen und von Natur verzagten Charakter der Morgenländer entspricht. Foe's Sekte nimmt die Seelenwanderung an.

Die Priester des Foe heissen **Bonzen**. Ihre Anzahl ist ungemein groß, und Herr Sonnerat versichert, daß man ihrer mehr als eine Million in dem Reiche zähle. Sie leben alle von Allmosen. Diese Bettler verbergen unter dem Mantel der Uneigennützigkeit und der Bescheidenheit viel Stolz und Habsucht. Ihr Oberhaupt genießt die grössesten Freyheiten. Wenn er bey dem Vicekönig der Provinz einen Besuch macht, so grüßt er ihn nicht eher, als bis ihm dieser große Mandarin mit dem Gruße zuvorgekommen

ist, und setzt sich, ehe als er, nieder, ohne einen Befehl dazu abzuwarten.

Die Chineser, fährt Herr Sonnerat fort, sind gut gewachsen, hurtig, und stark, wenn es nur Spaß ist; wird es aber Ernst, so hören alle ihre kleinen Ränke auf; Furcht und Feigheit behalten die Oberhand, und treiben sie in die Flucht. Von ihrer Kindheit an bemühen sie sich, Gewichte von 100 bis 150 Pfunden aufzuheben, bis sie dieselben mit gestreckten Armen über dem Kopfe halten können. Sieben bis acht mit Erde angefüllte Säcke, die man an die Decke eines Zimmers aufhängt, sind auch noch Gegenstände, an welchen sie ihre Tapferkeit üben. Sie stellen sich in die Mitte derselben, bewegen sie gegen einander und suchen ihren Stößen auszuweichen. Aber alle diese Uebungen machen sie doch nicht muthig. Sie sind sehr schlechte Soldaten, und so oft sie noch von ihren Nachbarn sind angegriffen worden, haben sie immer den Kürzern gezogen. Keine von ihren Städten könnte nur eine dreytägige Belagerung aushalten. Alle ihre Vestungen sind fast rund und gar nicht hoch, die Mauern sind nicht dick, und die ungleichen Schießlöcher daran sind nichts als ein einfaches Loch, durch welches man eine Kanone nur auf einen einzigen Punkt hinrichten kann. Ihre Artillerie ist nur bey Freudenfesten zu gebrauchen; ihre Flinten sind Musketen,

die mit Lunten angezunden werden, und wenn sie sich ihrer bedienen, so kehren sie den Kopf weg, so bald sie sie gerichtet haben.

Wenn man den europäischen Missionarien und einigen Reisenden glauben wollte, welche mit Enthusiasmus für die Chineser eingenommen sind, so wäre dieses Volk eines der gelehrtesten und aufgeklärtesten auf dem ganzen Erdboden. Herr Sonnerat hat dieses Lob, das handgreiflich übertrieben ist, zernichtet. Die Künste und Wissenschaften, sagt er, werden in diesem Lande niemals auf einen hohen Grad der Vollkommenheit steigen, die Regierung wird ihnen immer Hindernisse in den Weg legen, weil, wenn das Volk aufgeklärt würde, man die Regierungsform nothwendig ändern müßte. Daher fangen auch die grösten Gelehrten kaum am Ende ihres Lebens an, lesen und schreiben zu können. Alle ihre Wissenschaft und Geschicklichkeit besteht in überwundenenen Schwierigkeiten, und die Regierung scheint nur deswegen ruhig zu seyn, weil sie feige Menschen beherrscht.

So beschwerlich auch die Arbeiten sind, welche die Chineser für die Fruchtbarkeit ihrer Felder unternehmen; so sind sie doch nichts weniger als gute Landwirthe. Sie wissen nicht einmal, wie sie Bäume versetzen, beschneiden und impfen sollen; die chinesischen Gärten sehen nichts gleich,

nicht einmal fruchttragende Bäume sind darinn, wenn sie nicht die Natur selbst hinein gepflanzt hat.

Man findet keinen einzigen Maler bey den Chinesern. Sie haben weder Zeichnung, noch eigne Erfindung in ihren Gemälden. Zwar wissen sie die Farben in einer angenehmen Mischung auf Glas aufzutragen; aber die ungemischten, und abstechenden Farben, die sie neben einander hinsetzen, machen immer eine sehr unvollkommene Malerey aus. Ihre schlecht gezeichneten Gemälde fallen nur durch den Glanz der Farben in die Augen. Wenn sie die erste Zeichnung gemacht haben, entwerfen sie nicht das Ganze, um über das Ebenmaas der Theile urtheilen zu können, sondern sie bearbeiten jeden Theil besonders und vollenden ihn, ohne sich um die Uebereinstimmung desselben mit dem Ganzen zu bekümmern. Da sie nicht im Stande sind, selbst etwas zu erfinden, so ziehen sie alle ihre Gemälde immer von andern ab; und da derjenige, welcher Kopf und Arme malt, keine Kleidung malen kann, so kömmt das Gemälde in die zweyte, und dann in die dritte Hand, welche den Hintergrund ausmalt. Auch haben sie gar keinen Begrif von perspektivischer Stellung. Der Grund hat eben so helle Farben, als die Figuren, und die Ferne setzen sie in die Wolken.

Was

Was die Bildhauerey betrift, so kennen sie dieselbe kaum. Man sieht keine einzige Statue von Marmor oder Stein bey ihnen. Ihre Pagoden haben blos einige große Bilder von Holz, oder gemaltem Papendeckel. Sie sind alle riesenmäßig, ungestalt, und ohne Ebenmaas. Das ganze Bild wird durch zwey Stücke Holz zusammen gehalten, welche vom Kopfe bis zu den Füssen gehen, und es gerade auf einem Fußgestelle halten. Daher haben sie auch nichts angenehmes. Man kennt ihre Magot, die heut zu Tage in ganz Europa anzutreffen sind. Auch da drucken sie das Bildnis in Formen ab, treffen aber selten die Aehnlichkeit. Sie verfahren darinn gar ungeschickt. Erst macht der Künstler einen Kopf nach seiner Phantasie, während als einer seiner Lehrlinge sich mit der Verfertigung des Leibes beschäftigt; darauf sucht er eine Aehnlichkeit zwischen seinem Kopfe und den Zügen des Originals hervorzubringen; und wenn er dann fertig ist, so macht man ihn auf dem Körper vermittelst eines Holzes vest, welches durch beyde durchgeht, und sie zusammenhält; sodann leimt ein anderer Arbeiter verschiedene Streifen fein Papier darauf, und giebt die Arbeit alsdann einem dritten, welcher wechselsweis rothe und weisse Streifen darüber zieht.

In der Meß- und Baukunst haben sie es auch nicht weiter gebracht. Man trift bey ihnen keinen Baumeister an. Die Tempel, welche in allen andern Ländern durch ihre Pracht schon Ehrerbietung einflößen, haben in China gar nichts majestätisches. Doch haben sie von außen einige Zierrathen. Die Säulen, in welchen ihre vornehmste Zierde besteht, sind von Holz, und überall gleich dick. Sie stehen sehr nahe bey einander, und diese Ordnung macht, daß die Pagoden eher Hallen als Tempeln gleich sehen. Auch erkennt man sie nur an einigen Kolossalfiguren von Papendeckel, welche das Thor verzieren.

Ihre Meynung von den Planeten, die sie mit den Sternen in gleiche Höhe setzen, beweist ihre Unwissenheit in der Sternkunde zur Genüge. So ist es auch mit der närrischen Furcht, die sie bey Annäherung der Sonnen- und Mondsfinsternisse befällt. Wenn man sie weiß, so verkündet man ihre Ankunft drey Tage vorher auf öffentlich angeschlagenen Zedeln, und da wird allen Chinesern ausdrücklich befohlen, zur Gottheit zu flehen, daß die Kröte mit drey Pfoten die Sonne nicht verschlingen möge.

Auch von der Erdbeschreibung haben sie keine bessere Kenntnis. Die Erde ist nach ihrer Meynung viereckigt, und ihr Reich liegt in der Mitte. Von dem Seewesen haben sie auch noch keinen

Begrif. Ihre Schiffe sind ungeheure Maschinen; es giebt welche, die bis 1000 Tonnen tragen. Die beyden Ende sind ungemein hoch, und bieten den Winden eine beträchtliche Fläche dar. Mehr als die Hälfte davon geht zu Grunde, denn, wenn sie einmal auf der Seite liegen, so kann man sie nicht mehr aufrichten. Ihre Anker sind von Holz, ihre Segel von Strohmatten, ihre Taue von Schilfe. Sie kennen die Instrumente nicht, mit welchen wir die Höhe messen. Ihre Steuerleute sind so unwissend, als es ein holländischer Schiffsjunge nur immer seyn kann. Diejenigen, welche nach Japan oder den philippinischen Inseln fahren, richten sich nach den Gestirnen, wie die rohesten Wilden, und die, welche nach Batavia, Malaka oder Gueda segeln, lassen das Land nie aus dem Gesichte.

Die Musik der Chineser ist eben so schlecht, als die Musik der Indianer. Wer den meisten Lärmen macht, wird gewöhnlich für den grösten Meister gehalten. Ungeachtet des Unterrichts, den sie von europäischen Künstlern erhalten haben, hat doch keiner unter ihnen jemals eine Sackuhr, nicht einmal eine Wanduhr verfertigen können. Ihre Seidenwaaren, die man in Europa bewundert, weil sie weit her kommen, und weil man sie in dem Lande selbst wohlfeil ankauft, können die Vergleichung mit denjenigen nicht aushalten,

die man in den Manufakturen zu Lyon verfertigt. Was die Stühle betrift, auf welchen sie dieselben arbeiten, so sind sie weit von der Einfachheit der unserigen entfernt, und auch diese haben sie nur den Einsichten der Jesuiten zu verdanken.

Der P. Duhalde, und verschiedene andere Schriftsteller haben den chinesischen Gelehrten wegen ihrer Kenntnisse große Lobsprüche ertheilt; aber es ist darum doch nicht weniger gewiß, daß die schönen Wissenschaften bey ihnen noch in ihrer Kindheit sind. Zwar strömten aus ihrer Feder, Bücher in ungeheurer Menge; doch sind sie ohne Geschmack, ohne Schmuck der Einbildungskraft, ohne Methode. Ihre Art die Geschichte zu schreiben, ist wirklich ekelhaft; nur die Moral ist es, in welche sie einiges Interesse zu verweben gewußt haben; doch sind die Bücher, in welchen sie diese Materie abgehandelt haben, wegen der häufigen Wiederholungen, die man darinn antrift, oft sehr verdrüßlich zu lesen.

Die Geldgierde, die man den Chinesern vorwirft, und die man aus der außerordentlichen Bevölkerung herleiten muß, welche dieses Reich drückt, zwang ehemals die Einwohner in ihrem innern Handel, auf Gold- und Silbermünzen Verzicht zu thun, deren Gebrauch sonst allgemein war. Die Anzahl der Falschmünzer, die mit je-

dem Tage stieg, ließ keinen andern Ausweg offen; man schlug dafür lauter kupferne Münzen.

Da das Kupfer durch Ereignisse, von welchen die Geschichte keine Meldung thut, selten geworden war, so nahm man noch die Muscheln dazu, die unter dem Namen **Kauris** so bekannt sind. Allein da die Regierung wahrnahm, daß das Volk ein so gebrechliches Geld verachtete, so verordnete sie, daß man alles Kupfergeräth, das in dem ganzen Reiche vorhanden war, in die Münze liefern sollte. Da auch dieses übel ausgesonnene Mittel keine genugsame Hilfe gewährte der allgemeinen Bedrängnis zu steuern, so ließ man etwa 400 Tempel des Fo niederreissen, und derselben Götzenbilder einschmelzen. In der Folge bezahlte der Hof die obrigkeitlichen Personen und die Armee, theils mit Kupfer, theils mit Papier. Jedermann empörte sich gegen eine so gefährliche Neuerung, und man mußte davon abstehen. Seit diesem Vorfalle, der vor 300 Jahren sich ereignete, ist kupferne Münze das einzige gesetzmäßige Geld im Lande.

Ungeachtet des eigennützigen Charakters der Chineser stunden sie doch lange Zeit mit auswärtigen Völkern in geringer Verbindung. Die Entfernung, in welcher diese Nation von andern Völkern lebte, kam von der Verachtung her, die sie gegen sie hatte. Endlich wünschte man, die

benachbarten Häven mehr zu besuchen, als man vorher nicht gethan hatte; und die tartarische Regierung, die nicht so eifrig für die Erhaltung der Sitten besorgt war, als die vorigen Dynastien, begünstigte dieses Mittel, den Reichthum der Nation zu vermehren. Der auswärtige Handel, welcher bisher nur durch die eigennützige Nachsicht der Befehlshaber in den, an der Küste gelegenen Provinzen war geduldet worden, wurde nun öffentlich getrieben. Ein Volk, dessen vorgegebene Weisheit berühmt war, konnte nicht anders, als günstig aufgenommen werden. Sie benutzten die gute Meynung, die man von ihnen hatte, um den Geschmack an den Waaren, welche sie schaffen konnten, einzuführen, und ihre Thätigkeit erstreckte sich über das veste Land, wie über die Meere.

Heut zu Tage handelt China mit Korea, welches, wie man glaubt, anfänglich von Tartarn bewohnt war. Gewiß ist, daß es mehrmals von ihnen ist erobert worden. Bald war es den Chinesern unterworfen, und bald entzog es sich ihrer Bothmäßigkeit. Heut zu Tage bezahlt es ihnen einen Tribut. Sie bringen Thee, Porzellan und seidene Zeuge dahin, und nehmen dagegen hänfene und baumwollene Zeuge und mittelmäßige Ginseng (*) mit zurück.

(*) Eine Pflanze, wovon die Beschreibung nachfolgt.

Die Tartarn, die man wie Fremde ansehen kann, kaufen von den Chinesern wollene Zeuge, Reis, Thee, Tabak; welche Waaren sie mit Hämmeln, Ochsen, Pelzwerk, und besonders mit Ginseng bezahlen. Diese Pflanze, welche die vortreffliche Tugend hat, den Magen zu stärken, und das Blut zu reinigen, wächst an den Gränzen der Tartarey, bey der großen Mauer: man findet sie auch in Kanada. Sie hat eine längliche Wurzel, die bald einfach, bald doppelt ist, in diesem leztern Falle sieht sie den untern Theilen des Menschen gleich. Daher hat sie den Namen **Ginseng** in China, und **Garentogen** bey den Irokesen. Die chinesische Regierung läßt dieselbe alle Jahre, durch zehntausend tartarische Soldaten sammeln, von welchen jeder unentgeltlich zwo Unzen der besten Ginseng abliefern muß. Das übrige wird ihnen in gleichem Gewichte mit Silber bezahlt.

Der Handel der Chineser mit den Russen ist noch nicht so beträchtlich, als er es werden kann, wenn ihn diese beyde Staaten ihren Kaufleuten weniger erschweren werden. Ehemals gieng jedes Jahr ein Karwan von Petersburg dahin, welcher, wenn er unermeßliche Wüsten durchreiset hatte, auf den Gränzen von China durch etliche hundert Soldaten empfangen wurde, die ihn bis in die Hauptstadt des Reiches begleiteten. Da

wurden alle, welche dabey waren, in ein Karwanserai eingesperrt, wo sie warten mußten, bis die chinesischen Kaufleute ihnen den Ausschuß ihrer Magazine anboten. Wenn ihr Handel so geschlossen war, zogen sie nach Petersburg zurück, und fanden sich nach einer Abwesenheit von drey Jahren wieder in ihrem Vaterlande ein.

Das Mistrauen der Chineser war Schuld, daß dieser Gebrauch im Jahre 1721 abgeschafft wurde. In diesem Jahre errichtete man zu Kiarcha zwey große Magazine, ein russisches, und ein chinesisches, wo man alle Waaren, die man vertauschen will, niederlegt; Commissarien von beiden Nationen haben die Obsicht über diesen Handel, welcher selten mit Gelde ausgemacht wird. Wenn die Russen, die niemalen welches ausgeben, gezwungen sind, Gold anzunehmen, so müssen sie solches der Krone auf Bedingungen ausliefern, welche dieselbe für die Abgaben schadlos halten, die sie von den Waaren erhoben hätte.

Die beträchtlichste Waare, welche die Chineser dahin bringen, ist der grüne Thee. Er übertrift denjenigen unendlich weit, welchen Europa über unermeßliche Meere her empfängt. Auch müssen die Russen das Pfund mit 20 Livres bezahlen; ob sie es gleich selten theurer, als für 15 oder 16 Livres wieder verkaufen. Um sich für diesen Verlust schadlos zu halten, erhöhen sie den Preis ihrer Pel-

waaren; aber diese List dient mehr der Regierung, als ihnen selbst zum Nutzen, weil sie eine Auflage von 25 für 100 auf alles gelegt hat, was gekauft und verkauft wird. Das Kaufhaus von Kiarcha trägt dem Staate oft bis zwo Millionen Livres ein. Dann muß der Handel zwischen Rußland und China sechs Millionen betragen.

Derjenige, welchen das Reich mit den Einwohnern der kleinen Bukharey errichtet hat, ist viel geringer. Er besteht in Thee, Tabak und Tüchern, die gegen Goldkörner eingetauscht werden, welche sie in ihren Ströhmen und Flüssen finden. Diese Verbindungen, die zu jeziger Zeit unbedeutend sind, werden nicht eher eine beträchtliche Verstärkung erhalten, als bis diese Barbaren werden die Kunst gelernt haben, die Bergwerke anzubauen, welche in ihrem Lande häufig angetroffen werden.

China ist von den Staaten des Mogols und den andern indischen Provinzen durch Sandwüsten, oder durch über einander stehende Felsen abgesondert, welche alle Verbindung mit diesen reichen Ländern unmöglich machen. Deswegen vermehren sie auch den schwachen Handel nicht, den die Chineser jährlich zu Lande treiben; der Seehandel ist beträchtlicher.

Sie vertrauen dem Weltmeere nicht leicht etwas anders an, als Thee, Seidenwaaren und

Porzellan. In Japan werden diese Gegenstände mit Gold und Kupfer bezahlt; auf den philippinischen Inseln, mit Piastern; zu Batavia mit Spezereyen; in Siam mit Färberholz und Firnis; in Tunkin mit groben Seidenzeugen; in Kochinchina mit Gold und Zucker. Der Ertrag geht nicht über 35 bis 40 Millionen, obgleich die Chineser aus ihren Kapitalien in ihrem Handel das doppelte gewinnen. In den meisten Handelsplätzen, die sie besuchen, haben sie zu Agenten oder Gemeinern in ihrer Handlung die Abstämmlinge von denjenigen ihrer Mitbürger, welche sich nicht unter das tartarische Joch haben beugen wollen.

Diese Verbindungen, welche sich auf der einen Seite mit Japan endigen, auf der andern, mit der Meerenge von Malaka und dem Sunde, hätten wahrscheinlich sich noch weiter ausgedehnt, wenn die chinesischen Schiffsbaumeister nicht so sklavisch an dem alten Herkommen hiengen, und sich nicht zu gut glaubten, um in der Schule der europäischen Schiffer zu lernen.

Ehe der Fluß Kanton bekannt war, und die europäischen Schiffe an China landeten, holte man karwanenweise die Erzeugnisse des Bodens und des Fleißes, um sie hernach durch ganz Europa zu vertheilen. Diese Karwanen gewannen viel dabey, und man handelte auf diese Art, so

lange bis die Portugiesen, nachdem sie Indien unter sich gebracht hatten, die Nothwendigkeit einsahen, einen Handel über das Meer mit China zu errichten. Im Jahre 1518 landeten ihre Schiffe zum erstenmal zu Kanton.

Bald darauf suchten die Holländer, nachdem sie den ganzen indischen Handel an sich gezogen, auch einen dauerhaften Handel mit China zu errichten. Sie begehrten ein Stück Landes, man gestand es ihnen zu, um eine Bude darauf zu bauen; aber sie machten eine Vestung daraus, welche bald furchtbar geworden wäre, wenn nicht die Gegenwart der Mandarinen bey der Ausladung es schwer gemacht hätte, Kanonen hineinzubringen. Doch faßten sie den Anschlag, einige in großen Fässern auszuladen. Eines derselben zersprang in dem Zugseile, und entdeckte ihren Betrug. In der nemlichen Nacht wurden ihre Schiffe verbrannt, ihre Bude, von welcher man noch die Trümmer sieht, geschleift, und der Handel den Holländern untersagt. Erst durch viele Geschenke und Bitten ist es ihnen viele Jahre hernach geglücket ihn wieder herzustellen.

Die andern europäischen Kaufleute, welche der beträchtliche Gewinn angelockt hat, den die Portugiesen und Holländer aus China zogen, segelten auch dahin. Anfangs durften sie alle ohne Unterschied an allen Rheden des Reiches ankern;

aber die zu großen Freyheiten, die sie sich in dem Umgange mit dem Frauenzimmer herausnahmen, ihre Gewaltthätigkeiten gegen die Männer, ihr Stolz, und ihre indiscrete Aufführung waren Schuld, daß man sie jezt nur in dem Haven von Kanton zuläßt, der an der mittäglichsten Küste von China liegt.

Ihre Schiffe segelten anfangs bis an die Mauern dieser berühmten Stadt, die 15 Meilen von der Mündung des Tigers oder gelben Flusses entfernt liegt. Nach und nach wurde der Haven verschüttet, so daß er nur noch 12 bis 13 Schuh tief war. Da mußten alsdann unsere Schiffe, welche von Tag zu Tage größer wurden, zu Hoang-Pu, drey Meilen davon, halten. Die Rheede ist ziemlich gut, und wird durch zwo kleine Inseln gebildet. Besondere Umstände haben verursacht, daß man den Franzosen im Jahre 1746 die Freyheit zugestand, ihre Magazine auf der Insel Wampou aufzuschlagen, welche gesund und bevölkert ist; aber die mithandelnden Nationen müssen noch immer ihre Verrichtungen auf der andern Insel machen, die gänzlich menschenleer und nach der Reiserndte ungemein ungesund ist.

Während der fünf oder sechs Monate, daß das Schiffsvolk der europäischen Schiffe sich zu Hoang-Pu die Zeit lang werden läßt, oder gar umkömmt, kaufen und verkaufen die Agenten des

Handels zu Kanton. Als die Fremden anfiengen, diesen Markt zu besuchen, ließ man ihnen alle Freyheiten zu, welche die Geseze nur immer gestatten konnten. Aber bald fiel ihnen die Behutsamkeit beschwerlich, welche eine mit Formalitäten überhäufte Regierung nothwendig macht: zur Strafe für ihre Unbedachtsamkeit wurde ihnen jeder freye Zutritt zu dem Verweser der öffentlichen Gewalt verschlossen, und alle in ein besonderes Quartier verwiesen. Die Obrigkeit erlaubte nur denen eine andere Wohnung, für deren Sitten und gute Aufführung ein Wirth sich verbürgte, der selbst in gutem Rufe stehen mußte. Diese Schranken wurden im Jahre 1760 noch enger. Der Hof, dem die Engländer von den Pressungen Nachricht gaben, welche seine Abgeordneten ausübten, schickte Commissarien von Pekin dahin, die sich von den Beklagten bestechen liessen. Auf ihren Bericht wurde allen Europäern eine kleine Anzahl von Häusern angewiesen, aus welchen sie mit niemand, als einer einzigen Gesellschaft handeln durften, die ein ausschliessendes Privilegium darüber hatte. Dieses Monopolium wurde zwar seither ein wenig verringert, aber die andern Unbequemlichkeiten blieben noch immer dieselben.

Zu diesen Demüthigungen kommen noch die schreyenden Ungerechtigkeiten, denen die europäischen Handelsleute in China während ihres

Aufenthaltes ausgesetzt sind. Da der Eingang in die tartarische Stadt, wo der Vice-König und der Intendant der Provinz ihren Sitz haben, ihnen versagt ist, so können sie sich nur vermittelst des Fiador, eines Officiers, der über die Schiffsladungen gesetzt ist, über die übeln Begegnungen beklagen, die sie erdulden müssen; und dieser bringt ihre Klagen nur in so ferne bey seinen Vorgesetzten an, als er Nutzen davon hat. Die Engländer, die in ganz Indien den Meister spielen, wollen die nemliche Rolle in China fortsetzen, und lärmen alle Jahre; aber am Ende müssen sie immer für die kleinste Unbedachtsamkeit beträchtliche Summen bezahlen. Da die gegründetsten Klagen nicht einmal vor die Obrigkeit von Kanton kommen, wie könnten sie bis zum Throne gelangen? Seitdem die Europäer nach China handeln, hat man davon nur ein einiges Beyspiel. Die Engländer, die seit langer Zeit größern Pressungen ausgesetzt waren, als die übrigen Nationen, vielleicht wegen ihrer Freygebigkeit, vielleicht wegen ihrer Macht; fertigten insgeheim ein Schiff mit dem Rath Wilt ab, welcher seit seiner Kindheit in China wohnte, und das Chinesische wie ein Eingebohrner sprach. Sie gaben ihm den Auftrag, Gerechtigkeit von dem Kaiser zu begehren, und im Namen des Raths ihm eine Bittschrift zu überreichen. Alles dies gieng so

stille vor sich, daß man es erst erfuhr, wie sie schon nahe bey Pekin waren. Ihre Klagen kommen vor den Thron, man ernennt vier Commissarien, diese untersuchen mit aller Feyerlichkeit, ob sie gegründet sind; bald aber lassen sie sich durch beträchtliche Summen gewinnen, einstimmig zu sagen, daß sie ungerecht seyen. Man hält das Schiff an, die Besatzung wird unsichtbar; man fragt Wilt vor Gerichte um den Verfasser der Bittschrift. Seinem Sprachmeister wird der Kopf abgeschlagen, wie auch dem, der sie abgeschrieben hatte. Er sollte ein gleiches Schicksal erfahren; aber da man ihn als einen Wilden betrachtete, dem die Geseze nicht bekannt wären; so wurde seine Strafe in fünfzig Stockschläge und eine dreyjährige Gefangenschaft zu Makao verwandelt, aus welcher er nur herauskommen sollte, um mit Schimpfe aus dem Reiche gejagt zu werden. Diese schlechten Behandlungen haben die Engländer so wenig, als die meisten andern europäischen Nationen abgehalten, ihren Handel mit China fortzutreiben. Er kann im Frieden jährlich 24 bis 26 Millionen betragen. Die Franzosen schicken zwey Schiffe, und bringen 2 bis 3 Millionen dahin; die englische Gesellschaft schickt deren vier, sechs, bisweilen acht, ohne 15 bis 20 Küstenschiffe zu rechnen. Die Gesellschaft schickt vier Millionen in Gelde und drey Millionen in Tüchern

hin. Die englischen Kaufleute von Bengala, Madras, Surate, Bombay, und Kambay bringen zwo Millionen in Gelde, und zwo Millionen in Baumwolle, Calin (*), Opium und Rotin hin. Die Holländer kommen jährlich mit vier Schiffen daselbst an, und bringen vier Millionen in Gelde, und zwo Millionen in Erzeugnissen ihrer Kolonien dahin; die Schweden, wie auch die Dänen schicken nur zwey Schiffe, und bringen nur jede zwo Millionen: der König von Preussen sandte ehemals auch ein Schiff, aber seit langer Zeit sieht man daselbst seine Flagge nicht mehr; die Spanier aus Manilla, und einige Portugiesen von Goa kommen auch nach China, aber sie kaufen nur, was die andern Nationen übrig lassen; ihr Handel belauft sich nicht über eine Million.

Die Europäer beziehen aus China sogenannten Thee **Boy**, grünen Thee, und Thee Soa**thon**, grobes Porzellan, ungewundene Seide, (*soies écrues*) Rhabarber, Kampfer, Borax, Rotin, das die Kauffartheyschiffe aus Malaka bringen, Gummi-Lak, Nankin, Pekin, und einige andere Seidenzeuge; ehemals erhielt man auch Gold, an welchem man 25 aufs hundert gewann. Heut zu Tage gewinnt man 18 und 20 auf dasjenige, wel-

(*) Eine Metallvermischung.

welches man aus Indien dahin bringt. — Die verschiedenen Staatsveränderungen, die Kriege mit ihren Nachbarn haben sie gezwungen dieses kostbare Metall vorzuziehen, weil sie dadurch ihr Vermögen leichter überall mit sich hinnehmen können, wo sie einen Zufluchtsort sich wählen wollen.

V.

Das Japanische Kaiserthum.

Das Japanische Reich besteht aus mehrern Inseln, welche nachbarlich beysammen liegen, und unter welchen **Nepho** oder **Nipon**, **Ximo** und **Xicoko** die vornehmsten sind. Die erstere hat 250 Meilen in der Länge, und 110 in der Breite. Der Boden ist in Japan überhaupt bergicht, steinicht, und nicht gar fruchtbar. Der Reis, die Gerste und der Weizen sind die einzigen Hülsenfrüchte, die darauf wachsen können, und reichen nicht hin, die außerordentliche Menge Einwohner zu ernähren. Sie müßten, ungeachtet ihrer Thätigkeit, ihres Scharfsinns, ihrer Mäßigkeit, Hungers sterben, wenn ihnen das äußerst fischreiche Meer nicht zu Hilfe käme. In dem ganzen Reiche findet man kein einziges Erzeugnis, welches man aus-

führen könnte. Auch kann es, die Stahlarbeiten und das prächtige Porzellan ausgenommen, kein einziges Kunststück aus seinen Werkstätten in einen Tausch bringen.

Die Gold = Silber = und Kupferbergwerke in Japan sind die ergiebigsten in Asien. Auch trift man sehr schönes Zinn darinn an. Seine übrigen Reichthümer bestehen in Elephantenzähnen, Kameelhäuten, und rothen Perlen, welche eben so hoch, als die weissen geschätzt werden. Uebrigens sind die Inseln, aus welchen dieses Reich besteht, unter einem stürmischen Himmel gelegen, von einem ungestümmen Meere umringt, oft von Vulkanen erschüttert, und den großen Naturbegebenheiten ausgesetzt, welche Schreken und Furcht über die Erde verbreiten.

Das japanische Kaiserthum ist nach dem chinesischen vielleicht das älteste Reich auf der Erde. Seine Jahrbücher sind zwar mit vielen Fabeln angefüllt; doch scheint es bewiesen, daß im Jahre 660 v. C. G. Sin = Mu die Monarchie gegründet, die sich seitdem immer auf der nemlichen Familie erhalten hat. Ihre Fürsten, die Dairi hiessen, waren zugleich Könige und Priester des Volks, und die Vereinigung dieser doppelten Macht brachte alle Triebfedern der höchsten Gewalt in ihre Hände. Die Dairi waren geheiligte Personen, die Stellvertreter der Gottheit auf Erden. Der kleinste

Ungehorsam gegen das geringste ihrer Geseze wurde wie ein Verbrechen angesehen, das die gröſeste Strafe verdiente. Nicht allein der Schuldige wurde gestraft, sondern seine ganze Familie noch mit in seine Strafe verwikelt.

Um das zwölfte Jahrhundert theilten diese Fürsten, die vermuthlich lieber die süßen Vorzüge des Priesterthums, als die mühsamen Rechte der königlichen Würde zu geniessen wünschten, den Staat in verschiedene Gouvernements, deren Staatsverwaltung großen Herren von bekanntem Verstande und Tugend anvertraut wurde. Die uneingeschränkte Macht der Dairi litte durch diese Veränderung, und nahm nach und nach ab. Der unruhige und hellsehende Ehrgeiz ihrer Beamten fand in ihrer Trägheit den Keim zu tausend Staatsveränderungen. — Sie liessen nach und nach in dem Gehorsame nach, den sie angelobt hatten. Sie bekriegten sich untereinander, und ihr Oberhaupt. Eine gänzliche Unabhängigkeit war der Erfolg aller dieser Bewegungen.

Seit diesem Zeitpunkt ist das japanische Reich zwischen zween Fürsten getheilt. Der eine, welcher der Dairo heißt, ist der oberste Priester des Landes, und seine Gewalt erstreckt sich blos über geistliche Gegenstände. Nichts desto weniger genießt er beträchtliche Einkünfte; das Gesetz erlaubt ihm, zwölf Weiber zu nehmen, und eine gewisse

Anzahl von Beyschläferinnen sich zu halten. Der eigentliche Fürst heißt Kubo. Seine Gewalt kennt keine andre Schranken, als seine Launen. Das Herkommen legt ihm nur einige äußerliche Bezeugungen der Ehrerbietung gegen den Dairo auf, den er seiner Krone beraubt hat. Die Anzahl seiner Truppen soll, wie man sagt, auf 400,000 Mann Fußvolk und 60,000 Reuter sich belaufen. Unsre Reisende schätzen seine Einkünfte auf 700 Millionen.

Die Japaner haben einen harten und wilden Charakter; und der rauhen Erziehung, die sie bekommen, haben sie eben so sehr, als dem Einflusse des Klima, das bald rauh, bald brennend heiß ist, den düstern und melancholischen Sinn zu verdanken, welcher sie von allen asiatischen Völkern unterscheidet.

In China giebt man den Kindern Lehrbücher in die Hände, die sie alle ihre Pflichten einzeln lehren, und das Glück der Jugend ihnen zeigen: die japanischen Kinder läßt man Gedichte auswendig lernen, in welchen die Tugenden ihrer Vorfahren besungen werden, und welche Verachtung gegen das Leben, und Muth zum Selbstmorde einflößen. Diese Gesänge, diese Gedichte, die voll Nachdruck und Anmuth seyn sollen, erzeugen Schwärmerey. Die Erziehung der Chineser bildet die Seele, gewöhnt sie zur Ordnung: die

Erziehung der Japaner entflammt sie und spornt sie zum Heldenmuthe an. Diese werden so lange sie leben durch die Empfindung, jene durch die Vernunft und die Gewohnheit geleitet. Während als der Chineser, der nur die Wahrheit in seinen Büchern sucht, sich mit dem Glücke begnügt, das aus einem ruhigen Leben entspringt, so sucht der Japaner, der nach Genusse dürstet, lieber unangenehme, als gar keine Empfindungen. Es scheint, daß die Chineser überhaupt jeder heftigen und ungestümmen Bewegung der Seele zuvorzukommen suchen, die Japaner aber ihrer Erschlaffung und Schwäche.

Die Religion in Japan ist in verschiedene Partheyen getheilt, wovon jede ihre besondern Geheimnisse hat. Die Religion der Sintos ist die Landesreligion und die älteste so man darinn kennt. Sie nimmt ein höchstes Wesen, und die Unsterblichkeit der Seele an. Sie verehret die Seelen der großen Männer, die ihrem Vaterlande gedient, oder seinen Ruhm erhöhet haben. Der Dairo ist das Oberhaupt und der Lehrer dieser Religion, und alle Priester, welche in dem Reiche zerstreut sind, um ihre Lehre zu erhalten, und die gottesdienstlichen Verrichtungen zu erfüllen, die sie vorschreibt, müssen von ihm ihre Rechte erhalten. Die andern Sekten, ob sie gleich mit

dieser im Grunde völlig übereinstimmen, beobachten keine so genaue Hierarchie.

Die Portugiesen waren das erste europäische Volk, welches in Japan ländete. Im Jahre 1542 warf ein Sturm eines ihrer Schiffe auf die Küsten dieses Reichs. Diejenigen, welche darauf waren, wurden günstig aufgenommen. Man gab ihnen alles, was sie zu ihrer Erfrischung und zur Ausbesserung ihres Schiffes nöthig hatten. Bey ihrer Rückkehr nach Goa sagten sie, was sie gesehen, berichteten dem Vicekönig, daß ein neues sehr reiches und bevölkertes Land sich dem Eifer der Missionarien und dem Fleisse der Kaufleute anböte. Beyde reiseten nach Japan. Sie wurden mit den lebhaftesten Freundschaftszeichen aufgenommen. Alle Häven standen ihnen offen. Jeder von den kleinen Königen, welche damals das Land unter sich getheilt hatten, suchte sie in seine Staaten zu ziehen. Man wetteiferte mit einander, wer ihnen die grösten Vortheile anbieten, die grösten Privilegien geben, ihren Handel am meisten erleichtern würde. Die Kaufleute trieben einen ausserordentlichen großen Handel. Sie brachten nach Japan die indischen Waaren, die sie von verschiedenen Märkten zogen, so wie auch die portugiesischen, welchen Makao zur Niederlage diente. Der Dairo, die unrechtmäßigen Besitzer seiner Landeshoheit, die Großen des Reichs, die ganze

Nation, alle kauften die Erzeugnisse Europens und Asiens in unbeschreiblicher Menge. Die Portugiesen brachten aus Japan alle Jahre für 14 bis 15 Millionen Gold, Silber und Kupfer. — Ueberdas heuratheten sie die reichsten Töchter des Landes, und verbanden sich mit den mächtigsten Familien.

Dieser glückliche Zustand dauerte nicht ein völliges Jahrhundert lang. Die Portugiesen, trunken von dem großen Ansehen, das sie in Japan genossen, liessen die Pflichten außer Acht, welche Wohlstand und Ehrbarkeit fodern. Sie wurden der Regierung durch ihren Ehrgeiz, durch ihre Intriguen, vielleicht durch heimliche Verschwörungen verdächtig. Nicht weniger wurden sie dem Volke durch ihren Geiz, ihren Stolz, und ihre Treulosigkeiten verhaßt. Doch weil man sich an die Waaren, die sie brachten, gewöhnt hatte, und man keinen andern Weg hatte, sie zu bekommen, als ihre Schiffe, so glaubte man, eine Zeitlang ihnen durch die Finger sehen zu müssen. Erst zu Ende des Jahrs 1638 da andere Kaufleute ihren Verlust ersetzen konnten, wurden sie aus Japan verbannt.

Die Holländer, die seit einiger Zeit den japanischen Handel neben ihnen getrieben hatten, wurden nicht in ihr Unglück verwikelt. Da diese Republikaner nicht so vielen Eifer, sich in die

Regierung zu mischen, gezeigt hatten; da sie ihre Artillerie der Krone in dem Kriege geliehen hatten, welchen sie mit den Japanern führte, die das Christenthum angenommen hatten; da man sie selbst mit der verbannten Nation in einen Krieg verwikelt sahe; da man keine große Meynung von ihrer Macht hatte; da sie zurückhaltend, nachgebend, bescheiden, ganz allein mit ihrem Handel beschäftigt schienen, so duldete man sie, aber schränkte sie ungemein ein. Drey Jahre hernach wurden ihnen ihre Privilegien genommen, vielleicht weil der Geist der Intriguen und der Herrschsucht über sie gekommen war, vielleicht, welches wahrscheinlicher ist, weil die eingeschränkteste Aufführung sie vor dem Mistrauen der Japaner nicht schützen konnte.

Seit 1641 sind sie in die Insel Dezima verwiesen worden, die man durch Kunst mitten in dem Haven von Nangazaki aufgeworfen hat, und welche durch eine Brücke mit der Stadt zusammenhängt. Man entwafnet ihre Schiffe, so wie sie ankommen, und das Pulver, die Flinten, die Seitengewehre, die Artillerie, die Seegel, das Steuerruder selbst werden an das Land gebracht. In dieser Art von Gefangenschaft werden sie mit einer Verachtung behandelt, wovon man sich keinen Begrif machen kann, und sie stehen nur mit den Commissarien in Verbindung, welche Befehl haben, den

Preis und die Menge ihrer Waaren vestzusetzen. Es kann nicht anders seyn, als daß die Geduld, mit welcher sie diese Begegnung schon seit mehr als einem Jahrhundert ertragen, sie in den Augen der Nation, die Zeuge davon ist, verächtlich gemacht haben muß, und die Liebe zum Gewinnst kann sie auf einen solchen Grad der Unempfindlichkeit bey Beschimpfungen nicht gebracht haben, ohne ihren Charakter herabzuwürdigen.

Die Waaren, welche nach Japan gebracht werden, sind europäische Tücher, Seidenzeuge, gedruckte Leinwand, Zucker, Färbeholz, einige Spezereyen, und vorzüglich Pfeffer, und Gewürz. — Der gewöhnliche Ertrag war in den Zeiten einer unbegränzten Freyheit sehr beträchtlich. Nach der Einschränkung wurden jährlich nur drey Schiffe von Batavia abgefertigt, die man bald auf zwey herabsetzen mußte. Ja seit zwölf Jahren schickt man nur eine oder zwo kleine Ladungen wechselsweise dahin, entweder weil die Käufer diese Verminderung foderten, oder weil die Verkäufer durch die Unbeträchtlichkeit des Gewinns dazu gebracht wurden. Zufolge der Verordnungen sollte der Ertrag von allen Effekten nur 100,000 Pfund betreffen; allein man ist doch versichert, obgleich aller Wahrscheinlichkeit nach dieser Befehl nicht in aller seiner Strenge vollzogen wird, daß der Gewinn sich nicht über 50,000 Pfund belauft. Er

wäre beträchtlicher, wenn die Holländer nicht alle Jahre einen Gesandten mit Geschenken nach der Hauptstadt des Reichs schicken müßten. Die Bezahlung geschieht mit dem besten Kupfer, welches hernach zu Bengala auf der Küste Koromandel, und zu Surate verbraucht wird; auch mit Kampfer, den man in Europa braucht, wenn er erst zu Amsterdam geläutert worden.

Die Agenten der Gesellschaft sind glücklicher, als diejenigen, so sie bedienen. Aus einer, Japan besonders eigenen Gastfreyheit, giebt man ihnen bey ihrer Ankunft Buhldirnen zu, die sie bis zu ihrer Abreise behalten dürfen. Diese Mädchen tragen nicht nur zu ihrem Vergnügen, sondern auch zu ihrem Glücke bey. Durch dieses Mittel bringen sie nicht nur die Schildkrötenschalen, aus welchen die Japaner ihren kostbarsten Schmuck verfertigen, in das Land; sondern auch den Kampfer von Sumatra, welcher, da er vollkommen genug ist, ohne die Läuterung des Feuers nöthig zu haben, würdig gehalten wird, auf den Altären zu lodern.

Dagegen erhalten sie ein sehr feines Gold, das wie ihre Waaren durch die Hände ihrer Beyschläferinnen geht, deren Klugheit und Rechtschaffenheit in dem doppelten Handel gleich gelobt werden.

Die Chineser, das einzige fremde Volk, welches nebst den Holländern Zutritt zu diesem Reiche hat, treiben keinen größern Handel, und mit der nemlichen Einschränkung. Seit 1688 sind sie so lang', als sie verkaufen, außerhalb der Mauern von Nangazak in einer Art von Gefängnis eingesperrt, welches aus einigen Hütten besteht, die mit Pallisaden umringt sind, und durch einen guten Graben und eine Wache an allen Thoren beschützt werden. Man ergrif diese Maasregeln erst gegen sie, als unter den philosophischen und moralischen Büchern, die sie verkauften, man einige Werke fand, welche dem Christenthum günstig waren. Die europäischen Missionarien hatten ihnen zu Kanton den Auftrag gegeben, dieselben auszubreiten, und der Reiz des Gewinns verleitete sie zu einer Treulosigkeit, die ihre schwere Strafe nach sich zog.

VI.

Das Königreich Persien.

Das heutige Persien ist von einer sehr beträchtlichen Größe. Es erstreckt sich ungefähr 500 Meilen von Morgen gegen Abend, und etwas weniger als 400 von Mitternacht gegen Mittag. Es ist ein trockenes, sandichtes, gebirgichtes und von

Flüssen fast ganz entblöstes Land. Nur der arbeitsamen Thätigkeit seiner Bewohner hat es seine Fruchtbarkeit zu verdanken. Auch ist es nicht so bevölkert, als es seyn könnte. Die Hitze wäre unausstehlich, wenn nicht heftige Regengüsse bisweilen die Ebenen überströhmten, und die Hitze mäßigten. Man findet keinen Wald darinn, und der Mangel an schiffbaren Flüssen bringt dem Handel vielen Nachtheil. Dieses Land, durch welches der Länge nach das Gebirg Taurus geht, liegt zwar in der gemäßigten, aber nahe bey der brennenden Zone. Daher kömmt die unerträgliche Hitze, die man oft daselbst empfindet.

Persien bringt Reis, Wein, auserlesenes Obst, und besonders Melonen von einem vortrefflichen Geschmacke und einer außerordentlichen Größe hervor. Man zieht daraus eine große Menge Seide und Baumwolle, goldne und silberne Zeuge, Perlen und prächtige Teppiche. Es hat kostbare Steingruben, Gold- und Silberbergwerke, auch andere Metalle. Man trift Steinsalz in Menge daselbst an, eine Art von Heidekraut (bruyere) die man zum Glase braucht, und Farberde, welche lebhafte und dauerhafte Farben gewähret.

Der Fürst übt in diesem Reiche eine despotische Gewalt aus, wie es in allen muselmännischen Staaten gebräuchlich ist. Er nennt sich **Sophi**. Seine Hauptstadt ist **Ispahan**, die gröste und

schönste Stadt in dem ganzen Orient. Sie hat acht bis neun Meilen im Umkreise, und unsere Reisende rechnen darinn eine Million Einwohner. Man bemerkt eine außerordentliche Menge Paläste, besonders sticht der königliche hervor, der über eine Meile im Umkreise hat. Man trift auch 160 schöne Moscheen, 1800 weitläufige Karwanserais, über 260 Bäder, eine große Anzahl von Kaffeehäusern, sehr schöne Basare, und mehrere Schulen daselbst an. Die Luft ist sehr gesund, und die Krankheiten nicht häufig. Die Häuser sind mit Terrassen bedeckt, wo man im Sommer schläft, um der Kühle zu geniessen. Die Straßen sind nicht gepflästert, doch sind sie wegen der trockenen Luft immer sehr reinlich. Verschiedene darunter sind mit Kanälen durchschnitten, deren Ufer mit hohen Platanen bepflanzt sind, die einen kühlenden Schatten, und einen das Auge ergötzenden Anblick gewähren. Man hat drey sehr schöne Brücken über den Fluß Zenderuth geschlagen, an dessen Ufern Ispahan der Länge nach liegt. Sonst ist diese Stadt in der ganzen Levante diejenige, welche in Ansehung der Wissenschaften in dem grösten Rufe steht.

Die Perser haben eine lebhafte Einbildungskraft und einen durchdringenden Verstand. Sie sind einsichtsvoll, höflich, und begegnen den Fremden sehr liebreich. Sie wären wohl gute Soldaten,

wenn sie unter einer bessern Kriegszucht stünden. Ihre Religion ist die muhamedanische. Doch hängen sie dem Ali, dem Eidame Muhameds an. Sie hassen die Türken weit mehr, als die Christen, und handeln nur in so fern mit ihnen, als die Umstände sie dazu nöthigen. Doch haben sie für Muhamed die nemliche Achtung, wie die Türken. Allein sehr selten wallfarten sie nach Mekka. Die Gleichgültigkeit, welche sie gegen diese Religionshandlung hegen, ist ein Werk des großen Abbas, Königs von Persien. Dieser Fürst, ein eben so geschickter Staatsmann, als er ein großer Held war, wollte die Wallfarten nach Mekka und Medina in Verachtung bringen, weil sie vieles Geld aus Persien zogen, welches hernach niemals mehr hinein kam. Er fiel deswegen auf den Gedanken, eine andre Wallfart zu errichten, welche nach dem Geschmacke des Volks wäre, und es doch nicht nöthigte, aus dem Königreiche zu gehen. In dieser Absicht ließ er eine prächtige Moschee bey dem Grabe Riga's, des achten Imans, und Alis Sohns erbauen, welcher in Persien, bey Mached starb, und dessen Grab mehrere Jahrhunderte hindurch gänzlich aus der Acht gekommen war. Abbas wies dieser Moschee große Einkünfte an, und weil er überzeugt war, daß das Beyspiel des Fürsten der beste Sporn für Unterthanen ist, so trat er selbst, von seinem

ganzen Hofe begleitet, diese Wallfart an. Von dieser Zeit verrichtete das ganze Volk mit dem grösten Eifer an diesem Orte seine Gebete, und da Abba's Nachfolger sich das Gesez gemacht haben, ihre Regierung mit dieser Wallfart anzufangen, so wurde Riga's Grab so berühmt, daß die Reisen nach Mekka fast gänzlich aus der Gewohnheit gekommen sind.

Lange war Ispahan eine der grösten Handelsstädte in Asien. Allein jezt ist dieser Zweig der Industrie bey weitem nicht mehr so stark, als ehemals. Doch halten alle europäischen Nationen ihre Faktoren daselbst, und man verkauft noch eine große Menge Schiras und Iserdewein, ein kostbares Getränke, welches in Asien sehr geschäzt wird. Diese Weine halten sich nicht in Fässern, wie in Europa, sondern in großen, irdenen Gefässen, die innwendig lakirt, oder nur mit Hammelsschwanzfett gerieben sind. Sonst verkauft man auch noch zu Ispahan Seidenzeuge, reiche Teppiche, Stoffe von allen Gattungen, Pelzwerk, Baumwolle, Saffian von allen Farben, sehr feine Strohmatten, ziemlich schöne Klinkaillerie, Perlen, Wohlgerüche, Bisam, Ambra, Spezereyen, Galläpfel, gebrannte Wasser, und Safran, der für den besten in der Welt geschäzt wird.

Alle Jahre gehen aus Persien verschiedene Karwanen ab, um in Basra Waaren zu holen. Dieses ist in einem Reiche nothwendig, wo es gar keinen schiffbaren Fluß giebt. — Diese Waaren werden vorzüglich in den mittäglichen Provinzen verbraucht, welche der Krieg und der Despotismus mehr, als die nördlichen verschont haben. Die einen, wie die andern bezahlten eine Zeitlang mit Edelgesteinen, welche die Plünderung von Indien unter Thomas Koulikan sehr gemein gemacht hatte. In der Folge nahmen sie zu kupfernen Gefässen ihre Zuflucht, deren Anzahl die Ergiebigkeit ihrer Erzgruben ungemein vermehrt hatte; endlich kam man auf Gold und Silber, das unter einer langen Tyranney vergraben worden war, und nun alle Tage aus dem Schooße der Erde hervorgeholt wird. Wenn man den Bäumen, welche Gummi gaben, und abgehauen worden sind, nicht Zeit läßt, wieder zu treiben; wenn die Ziegen, welche sonst so schöne Wolle trugen, sich nicht vermehren; wenn die Seide, die kaum für die wenigen Manufakturen, die noch in Persien sind, hinlänglich ist, noch ferner eine seltene Waare bleibt; wenn die Regierung nicht alle ihre Kräfte anwendet, die Wunden auszuheilen, die sie von den Aguanen in Kandahar und den Waffen des Fanatismus empfangen hat: kurz, wenn dieser Staat sich nicht

wieder aus seinen Trümmern erhebt, so werden die Metalle erschöpft werden, und dieser Zweig des Handels wird aufhören müssen.

VII.

Beschreibung von Arabien.

Arabien ist eine der grösten Halbinseln auf der bekannten Welt. Seine Grenzen sind gegen Mittag, das indische Meer; gegen Morgen, der persische Meerbusen; gegen Abend, das rothe Meer, welches es von Afrika absondert; gegen Norden, eine Linie, die von dem Ende der beyden Meerbusen gezogen ist, und seine Grenze noch wie ehemals bestimmt.

Diese Halbinsel wird von Norden gegen Süden durch eine Kette von Gebirgen getheilt, deren Boden nicht so unfruchtbar, und deren Wärme gemäßigter ist, als in dem übrigen Lande. Auf den meisten dieser Berge regnet es zween oder drey Monate des Jahrs, je nachdem ihre Lage ist. Das Wasser, das daraus entsteht, verliert sich in den sandigten Thälern, oder stürzt sich in Ströhmen ins Meer, je nachdem die Abhängigkeit des Landes, oder der Abstand vom Meer es zuläßt: zu einer gewissen Jahrszeit ist die Hitze so drückend, daß niemand reisen kann,

und daß selbst die Sklaven sich nicht ohne die äußerste Noth auf den Straßen sehen lassen. Mitten im Tage ruht alsdann alle Arbeit. Man schläft den grösten Theil der Zeit in unterirdischen Gewölben, die nur durch eine Röhre Luft erhalten.

Man theilt das Land gewöhnlich in drey Theile ein: das peträische, das wüste, und das glückliche Arabien, welche Namen mit dem Boden jeder dieser Gegenden übereinstimmen.

Das **peträische Arabien** liegt am meisten westlich, und ist das kleinste von allen. Durchgängig ist es unangebaut, und fast überall mit Felsen überdeckt. In dem **wüsten Arabien** sieht man nichts als dürre Haiden, Sandhäufen, die der Wind zusammentreibt, und auseinander jagt, steile Berge, welche nie ein grünes Laub bedeckt. Die Wasserquellen sind daselbst so selten, daß man sich immer mit den Waffen in der Hand darum gestritten hat. Das **glückliche Arabien** hat diesen glänzenden Titel nicht sowohl seiner eignen Fruchtbarkeit zu danken, als vielmehr seiner Nachbarschaft mit den unfruchtbaren Gegenden, die um dasselbe herumliegen. Der Himmel ist in diesen verschiednen Gegenden immer rein, immer heiter. In dem glücklichen Arabien wurde Muhamed um das Jahr 570 nach Christi Geburt gebohren.

Ungeachtet ihres kleinen Wuchses, ihres hagern Körpers, und ihrer zärtlichen Stimme haben die Araber ein starkes Temperament, braunes Haar, ein schwarzgelbes Gesicht, schwarze und lebhafte Augen, eine geistreiche Gesichtsbildung, die aber selten etwas angenehmes hat. Dieser Kontrast von Gesichtszügen und Eigenschaften, die sich nicht mit einander zu vertragen scheinen, haben, wie es scheint, sich in diesem Zweige des Menschengeschlechts vereinigt, um ein ganz besonderes Volk daraus zu schaffen, dessen Bildung und Charakter sehr stark gegen seine Nachbarn, die Türken, Afrikaner und Perser absticht. Sie sind bedächtlich und ernsthaft, setzen eine Ehre in ihre langen Bärte; sie reden wenig, ohne einige Bewegung, ohne sich zu unterbrechen, ohne beleidigende Ausdrücke zu gebrauchen. Unter sich beobachten sie die strengste Redlichkeit. Dies ist eine Folge der Eigenliebe und des Patriotismus, welche mit einander verbunden, Ursache sind, daß ein Volk, eine Horde, eine Gesellschaft sich schätzt, ehrt, und allen übrigen Nationen vorzieht. Je länger sie ihr Phlegma behalten, desto fürchterlicher ist ihr Zorn. Es fehlt ihnen nicht an Fähigkeiten und offnem Kopfe zu den Wissenschaften; aber sie legen sich wenig darauf, vielleicht aus Mangel an Unterstützung, vielleicht auch, weil sie sich kein Bedürfnis dazu fühlen. Die heutigen Araber

haben keine Denkmäler ihres Geniees, keine Geburten ihres Fleißes aufzuweisen, die ihnen in der Geschichte des menschlichen Verstandes eine Stelle einräumen könnten.

Ihre herrschende Leidenschaft ist die Eifersucht, die Quaal feuriger, schwacher, unbeschäftigter Menschen, die man fragen könnte, ob sie aus Gefühl ihres eignen Werths, oder aus Verachtung ihrer selbst mistrauisch sind. Von den Arabern, sagt man, haben mehrere Völker, in Asien, Afrika, ja selbst in Europa, die niederträchtigen Maasregeln der Vorsicht geborgt, welche diese schändliche Leidenschaft gegen ein Geschlecht einflößt, dem wir unsere Vergnügungen wie einen Schatz anvertrauen, von dem wir sie aber nicht als einen Tribut fodern sollen. So bald ihre Töchter gebohren werden, ziehen sie durch eine Art von Nath die Theile zusammen, welche die Natur abgesondert hat, und lassen nur so viel Raum frey, als der natürliche Ablauf erfodert. So wie das Kind größer wird, wächst das Fleisch nach und nach zusammen, und man ist gezwungen, bey der Verehlichung es von einander zu schneiden. Bisweilen zieht man blos einen Ring dadurch. Die Weiber sind wie die Mädchen die Sklavinnen dieses Gebrauches, der für die Tugend ein Schimpf ist. Der einzige Unterschied besteht darinn, daß man den Ring der Mädchen nicht

wegnehmen kann, da hingegen der Ring der Weiber eine Art von Schloß hat, wozu der Mann allein den Schlüssel besitzt. Diese Gewohnheit, die man in ganz Arabien kennt, ist in dem peträischen fast durchgängig angenommen.

So ist die Nation überhaupt: die verschiedene Lebensart der Völker, aus welchen sie besteht, hat nothwendig einige besondere Züge in den Charakter derselben mischen müssen, welche verdienen angemerkt zu werden.

Die Anzahl der Araber, welche in den Wüsten wohnen, kann sich auf zwo Millionen belaufen. Sie theilen sich in eine Menge von Horden, welche mehr oder weniger zahlreich, mehr oder minder beträchtlich, aber alle von einander unabhängig sind. Ihre Regierungsart ist ganz einfach. Ein Oberhaupt, dessen Würde sich auf sein Geschlecht forterbt, schlichtet unter dem Beystande einiger Greisen die Zwistigkeiten, und zieht die Schuldigen zur Strafe. Wenn er gastfrey, menschenfreundlich und gerecht ist, so wird er angebetet. Ist er stolz, grausam, geizig, so haut man ihn in Stücke, und setzt ihm einen Nachfolger aus seiner Familie.

Diese Völker ziehen in allen Jahrszeiten auf dem Felde herum. Sie haben keine beständige Wohnung, und halten sich überall auf, wo sie Wasser, Früchte, und Weide finden. Diese

unstäte Lebensart hat ungemein viele Reize für sie, und sie sehen die in Städten wohnenden Araber für Sklaven an. Sie leben von der Milch und dem Fleische ihrer Heerden. Ihre Kleider, ihre Zelten, ihre Seile, die Teppiche, auf welchen sie schlafen, alles wird aus der Wolle ihrer Schafe, aus dem Haare ihrer Ziegen und Kameele verfertigt. Dies ist die Beschäftigung der Weiber in jeder Familie, und in der ganzen Wüste gab es noch nie einige Handwerker. Was sie von Kaffee, Reis und Datteln brauchen, bezahlen sie mit Butter, die sie auf die Grenze tragen, und mit mehr als zwanzigtausend Kameelen, die sie jährlich verkaufen. Diese für den Orient so nützliche Thiere wurden ehemals nach Syrien geführt. Aber seitdem die beständigen Kriege ihre Gattung in Persien vermindert, und ihre Nothwendigkeit vermehrt haben, nehmen die meisten den Weg dahin.

Da diese Gegenstände den Arabern nicht hinreichen, das was ihnen fehlt, sich zu verschaffen, so kamen sie auf den Gedanken, die Karwanen in Contribution zu setzen, die der Aberglaube in ihre Sandwüsten führt. Die zahlreichste, welche von Damas nach Mekka geht, muß die Sicherheit ihrer Reise mit einem Tribut von 100 Beuteln oder 150,000 Pfunden erkaufen, welchem so gar der Großherr sich unterworfen hat, und

der nach alten Uebereinkommungen unter alle Horden vertheilt wird. Die übrigen Karwanen finden sich allein mit denjenigen Horden ab, durch deren Gebiet sie gehen müssen.

Außer diesem Hilfsmittel haben sich die Araber, welche in dem nördlichsten Theile der Wüste wohnen, noch ein anders durch ihre Räubereyen zu verschaffen gewußt. So menschenfreundlich, treu und uneigennützig sie unter sich sind, so grausam und habsüchtig sind sie gegen Fremde. Unter ihren Zelten sind sie großmüthige und wohlthätige Wirthe, und verheeren beständig die Flecken und kleinen Städte, die in ihrer Nachbarschaft liegen. Sie sind gute Väter, gute Ehegatten, gute Herren; aber alles, was nicht zu ihrer Familie gehört, ist ihr Feind. Ihre Streifereyen erstrecken sich oft sehr weit, und nicht selten sind Syrien, Mesopotamien, und Persien der Schauplatz derselben.

Die Araber, die sich dem Raube widmen, treten mit den Kameelen für Handel und Krieg in eine Verbindung, wobey der Mensch allen Nutzen, und das Thier die meiste Mühe hat. Da diese zwey Wesen mit einander leben sollen, so werden sie eines für das andere erzogen. Der Araber hält sein Kameel von seiner Geburt an zu der Arbeit und den Strapazen an, die es sein ganzes Leben hindurch ausstehen soll. Er gewöhnt

es, viel zu arbeiten, und wenig zu fressen. Frühzeitig bringt das Thier die Tage, ohne zu trinken, und die Nächte ohne Schlaf zu. Man lehrt es auf die Knie fallen, um Lasten auf seinen Rücken zu laden, die man unvermerkt vermehrt, so wie seine Kräften durch Alter und Arbeit zunehmen. In dieser sonderbaren Erziehung schränkt man seine Nahrung nach Maasgabe ein, wie man seine Arbeiten häuft. Durch den Wetteifer gewöhnt man es zum Laufen. Ein arabisches Pferd ist der Nebenbuhler, den man dem Kameele vorstellt. Dieses, das nicht so leicht und behend ist, ermüdet endlich durch die Länge des Weges seinen Ueberwinder. Wenn der Herr und das Kameel zum Raube eingerichtet und gerüstet sind, so ziehen sie mit einander durch die Sandwüsten fort, und erwarten an den Grenzen den Kaufmann, und den Reisenden, um sie zu plündern. Der Mensch verheert, mordet, raubt, und das Kameel trägt die Beute. Wenn diese Glückskameraden verfolgt werden, so fliehen sie davon. Der Dieb setzt sich auf sein Lieblingskameel, treibt den übrigen Haufen vor sich her, macht in 8 Tagen bis 300 Meilen, ohne seine Kameele abzuschirren, ohne ihnen des Tages mehr als eine Stunde Ruhe mit einem Bissen Teige zur Nahrung zu geben. Oft bringen sie diese ganze Zeit ohne zu trinken zu, wenn sie nicht von ungefähr

in einiger Entfernung von ihrem Wege eine Quelle spüren. Dann verdoppeln sie ihren Schritt, laufen mit dem grösten Eifer zum Wasser hin, und trinken für den vergangenen und den künftigen Durst. Dies ist das Thier, welches so oft in dem Koran und den morgenländischen Romanen mit Ruhme genennt wird.

Diejenigen unter den Arabern, welche die Gegenden bewohnen, wo man einige magere Weiden, und einen Boden findet, auf welchem man Gerste pflanzen kann, ziehen die schönsten Pferde, die man kennt. In allen Ländern der Erde sucht man sich von diesen Pferden anzuschaffen, um diese Thiergattung zu verschönern und zu verbessern, welche sonst nirgends die Schönheit und den Verstand der arabischen Pferde besitzt. Die Herren leben mit ihnen, wie mit Bedienten, auf deren Eifer und Treue sie sich verlassen können; und es wiederfährt ihnen, was alle herumstreifenden Völker mit einander gemein haben, besonders diejenigen, die ihrem Viehe mit Güte begegnen; nemlich, daß die Thiere und die Menschen wechselseitig iedes etwas von dem Verstande und den Sitten des andern annehmen. Diese Araber sind einfach, sanftmüthig, gelehrig, und die verschiedenen Religionen, die in diesen Gegenden geherrscht haben, die Regierungen, deren Unterthanen sie waren, oder welchen sie Tribut bezahlten,

haben den Charakter wenig geändert, den sie von dem Klima oder den Gewohnheiten angenommen haben.

Die Araber, die an dem indischen Ozean und an dem rothen Meere sich aufhalten, welche das so genannte glückliche Arabien bewohnen, waren ehemals ein sanftmüthiges Volk, das eifersüchtig auf seine Freyheit, zufrieden mit seiner Unabhängigkeit war, und nicht auf Eroberungen dachte. Sie liebten allzusehr den schönen Himmelsstrich, unter dem sie lebten, das Land, das fast ohne Wartung und Pflege ihre Bedürfnisse befriedigte, um einen Trieb in sich zu fühlen, in einem andern Klima, über andere Länder zu herrschen. Muhamed flößte ihnen andere Gesinnungen ein; aber heut zu Tage findet man keine Spur mehr von der Gährung, die er verursacht hatte. Sie bringen ihr Leben mit Tabakrauchen, mit Kaffee, Opium und Sorbettrinken zu, und räuchern ihre Kleider, die ein wenig mit Rosenwasser besprengt sind, mit den ausgesuchtesten Wohlgerüchen. Vor oder nach diesen Vergnügungen hört man oft Liebesgedichte, die so voll Reiz, so wollüstig, so fein in Empfindung und Ausdrücken sind, daß kein einziges Volk weder aus den alten noch den neuern Zeiten ihnen gleich kömmt. Die Sprache, welche sie in diesem Leben mit ihren Geliebten führen, scheint dieselbe zu seyn, die sie in der andern Welt gegen ihre

Houris gebrauchen werden. Sie ist eine Art von Musik, so rührend, und so fein, ein so sanftes Lispeln, die Vergleichungen sind so lachend und so blühend, daß ich fast sagen möchte, ihre Dichtkunst seye, wie ihre Gegend, mit Wohlgerüchen erfüllt. Was die Ehre in den Sitten unserer irrenden Ritter ist, das ist die Nachahmung der Natur in den arabischen Gedichten: bey jenen eine Quintessenz von Tugend, hier, von Wollust. Man sieht sie von dem Feuer ihrer Leidenschaft und ihrem Klima so abgezehrt, daß sie kaum noch athmen können. Sie überlassen sich ohne Rückhalt einer süßen Erschlaffung, die sie vielleicht unter einem andern Himmelsstriche nicht empfinden würden.

Ehe die Portugiesen die Handlung auf dem rothen Meere gehemmt hatten, waren die Araber viel thätiger, als sie es nunmehr sind. Sie waren die Agenten alle des Handels, der durch diesen Weg getrieben wurde. **Aden**, die an dem mittäglichsten Ende Arabiens an dem indischen Meere liegt, war die Niederlage desselben. Die Lage ihres Havens, die ihr die Verbindung mit Egypten, Ethiopien, Indien und Persien leicht machte, hatte sie mehrere Jahrhunderte hindurch zu einer der blühendsten Handelsstädte in Asien gemacht. Fünfzehn Jahre nach seinem Widerstande gegen Albuquerque, der ihn im Jahre 1513

zerstören wollte, übergab sie sich den Türken, welche aber nicht lange im Besitze derselben blieben. Der König von Jemen, der den einzigen Theil von Arabien besitzt, welcher der glückliche genennt zu werden verdient, trieb sie daraus, und zog alle Geschäfte nach Mokha, einer Rhede in seinen Staaten, die bis dahin nur ein Dorf gewesen war.

Sie waren anfangs nicht sehr beträchtlich; Myrrhen, Weihrauch, Aloe, Balsam aus Mekka, einige Gewürze, einige Apothekerwaaren, machten den vornehmsten Gegenstand des Handels aus. Diese Erzeugnisse, deren Ausfuhr durch übermäßige Abgaben beständig gehindert wird, und heut zu Tage nicht über 7, bis 800,000 Livres beträgt, waren damals mehr gesucht, als sie es seitdem gewesen sind, aber nie konnten sie viel betreffen.

Bald darauf erschien der Kaffee und verursachte eine merkwürdige Veränderung in dem Handel. Der Baum, der ihn hervorbringt, hat seinen Ursprung aus Ober-Ethiopien, und wächst in dem Gebiete von Beit al Fakih, einer Stadt in Jemen, die auf trokenem Sandboden, zehn Meilen weit von dem rothen Meere liegt. Man pflanzt ihn daselbst in einer Strecke von 50 Meilen in die Länge, und 15 bis 20 in die Breite. Seine Frucht hat nicht überall den nemlichen Grad von

Vollkommenheit. Derjenige Kaffee, welcher an erhabenen Orten, besonders zu Uden wächst, ist kleiner, grüner, schwerer, und wird durchgängig dem andern vorgezogen.

Der Gebrauch des Kaffee's wurde, wie man sagt, in Arabien durch einen Mollah, Namens Chadeley, eingeführt. Die meisten Araber machen heut zu Tage ihr Lieblingsgetränke daraus. Die Freyheit, ihn unverfälscht zu geniessen, ist nur das Eigenthum der reichern Bürger. Die geringern müssen sich mit der Schaale und der Haut dieser kostbaren Bohne begnügen. Diese Stücke, die man verachtet und wegwirft, geben ihnen ein ziemlich helles Getränke, welches nach Kaffee schmeckt, ohne weder seine Bitterkeit, noch seine Stärke zu haben. Man findet diese Waare um einen geringen Preis zu Beit al Fakih, wo der Hauptmarkt ist. Auch kauft man daselbst allen Kaffee, welcher zu Lande soll ausgeführt werden. Der übrige wird nach Mokha geschafft, welches 35 Meilen davon liegt, oder in die Seehäven, welche am nächsten bey dem Ohia oder Hodeida sind, auf welchem er in leichten Schiffen nach Dschedda geführt wird. Die Egyptier holen ihn in dem leztern dieser Orte, und die andern Völker in dem erstern.

Die Ausfuhr des Kaffee's kann sich auf 120 bis 130 tausend Zentner belaufen. Die Europäer

kaufen 15 tausend: die Perser 35 tausend: die Flotte von Suez 65 tausend Zentner: Hindostan, die maldivischen Inseln und die arabischen Kolonien auf der Küste von Afrika 500: die Karwanen, welche ihn zu Land verführen, 10,000.

Da der Kaffee, welchen die Europäer und die Karwanen nehmen, der ausgesuchteste ist, so kostet das Pfund 16 bis 17 Sous. Die Perser, welche sich mit geringerm begnügen, bezahlen das Pfund nur mit 12 bis 13 Sous. Die Egyptier kömmt er auf 15 oder 16 Sous zu stehen, weil sie theils guten, theils schlechten Kaffee laden. Wenn man den Kaffee nach dem mittlern Preise zu 14 Sous das Pfund berechnet, so muß seine jährliche Ausfuhr Arabien 8 oder 9 Millionen Livres eintragen. Dies Geld bleibt aber nicht im Lande, sondern dient den Einwohnern die fremden Waaren zu bezahlen, welche die auswärtigen Handelsplätze in ihre Häven von Dschedda und Mokha schicken.

Mokha erhält aus Abyssinien Hämmel, Elephantenzähne, Zibet, und Sklaven. Von der östlichen Küste von Afrika kömmt Gold, Sklaven, Bernstein, und Elfenbein; aus dem persischen Meerbusen Datteln, Tabak, Getreide; aus Surate eine große Menge grober und wenig schöne Zeuge; aus Bombay und Pondicheri europäisches Eisen, Blei und Kupfer; aus Malabar

Reis, Ingwer, Pfeffer und indischer Safran; aus Kairo Holz und Kardamomen; aus den maldivischen Inseln Benzoe, Adlerholz, Pfeffer, welchen diese Inseln im Tausch einhandeln; aus Koromandel 4 oder 500 Ballen Zeuge, die fast alle blau sind. Der gröste Theil dieser Waaren, welche um 6 Millionen können verkauft werden, wird in dem Innern des Landes verbraucht. — Das übrige, besonders die Zeuge, wird in Abyssinien, zu Sokotora, und auf der östlichen Küste von Afrika vertheilt.

Keines von den Geschäften, welche zu Mokha, so wie auch in ganz Jemen, selbst zu Sanaa, der Hauptstadt desselben, gemacht werden, ist in den Händen der Eingebohrnen des Landes. Die Erpressungen der Regierung, denen sie beständig ausgesetzt sind, erlauben ihnen nicht einmal, sich darum zu bekümmern. Alle Handelshäuser werden von Banianen aus Surate oder Guzerat gehalten, welche immer, so bald sie ihr Glück gemacht haben, wieder nach ihrem Vaterlande zurück eilen. Sie treten alsdann ihre Handelshäuser an Kaufleute von ihrer Nation ab, welche auch wieder wegziehen, und andern ihre Stelle überlassen.

Die Engländer und Franzosen, die aus einem Indien in das andre fahren, gehen alle Jahre in das rothe Meer. Ob sie gleich dort ihre Waaren

mit Vortheile absetzen, so können sie doch niemals eine Rückladung zusammenbringen. Sie nehmen um eine geringe Fracht den Kaffee der Handelsgesellschaften mit, den sie in die Schiffe ausladen, welche sie von Malabar, und Koromandel nach Europa abschicken. Die holländische Gesellschaft, welche ihren Unterthanen alle Ausrüstungen untersagt, und auch selbst keine Schiffe nach dem arabischen Meerbusen abschickt, beraubt sich selbst des Antheils, den sie an diesem Zweige des Handels nehmen könnte. Sie hat überdies noch auf den viel einträglichern Handel von Dschedda Verzicht gethan.

Dschedda, ist ein Haven an der Mitte des arabischen Meerbusens, 15 oder 16 Meilen von der heiligen Stadt. Er ist so ziemlich sicher; aber die Einfahrt in denselben ist mühsam. Die Handelsgeschäfte haben 9 bis 10 tausend Innwohner dahin gezogen, welche fast alle in Hütten wohnen, eine ungesunde Luft athmen, und salzichtes Wasser trinken müssen. Die Regierung ist daselbst vermischt. Der Scherif von Mekka, und der Großherr, welcher eine schwache und unnütze Besatzung hier unterhält, theilen sowohl die Gewalt als auch die Einkünfte des Kaufhauses unter sich. Diese Abgaben sind 8 vom 100 für die Europäer, und 13 für alle übrigen Völker. Man entrichtet dieselben immer in Waaren, welche

welche hernach die Befehlshaber die Handelsleute im Lande zwingen sehr theuer anzukaufen. Schon lange wären die Türken, welche aus Aden, Mokha und ganz Jemen vertrieben worden, auch hier nicht mehr geduldet, wenn man nicht befürchtet hätte, daß sie sich einer Rache überlassen möchten, welche den Wallfarten und dem Handel ein Ende machte.

Surate schickt jährlich 3 Schiffe nach Dschedda, welche mit Zeugen von allen Farben, mit Chaalen, mit Stoffen aus Seide und Baumwolle verfertigt, oft mit goldnen und silbernen Blumen gestickt, beladen sind. Aus dem Verkaufe dieser Waaren löst man 9 bis 10 Millionen Livres. Zur nemlichen Bestimmung gehen auch aus Bengala zwey, und sehr oft drey Schiffe ab, deren Ladungen, welche den Engländern gehören, ein Drittel weniger werth seyn können, als die von Surate. Sie bestehen in Reis, Ingwer, Safran, Zucker, einigen Seidenwaaren, und einer großen Menge meist gemeiner Leinenzeuge.

Dschedda wird wie der Haven von Mekka angesehen, ob es gleich ungefähr 10 Meilen davon entfernt ist. Diese Stadt war den Arabern von jeher lieb. Sie glaubten, daß sie Abrahams Wohnplatz gewesen wäre, und ströhmten von allen Orten her einem Tempel zu, für dessen Stifter sie ihn hielten. Muhamed, um die Menge

von Fremden in einer Stadt zu vermehren, welche er zur Hauptstadt seines Reichs bestimmte, befahl, daß alle Anhänger seines Gesezes sich einmal in ihrem Leben dahin begeben sollten, bey Strafe der Verdammnis. Dieses Gebot war mit einem andern verbunden, welches beweisen kann, daß der Aberglaube allein nicht die Triebfeder der Handlungen Muhameds gewesen ist. Er verordnete, daß jeder Pilger, wo er auch herkäme, fünf Stücke baumwollnen Zeug kaufen sollte, die sowohl ihm selbst, als allen denen von seiner Familie zu Schweißtüchern dienen sollten, welche rechtmäßige Ursachen von dieser heiligen Reise zurückhalten würden.

Diese Staatsklugheit mußte Arabien zu dem Mittelpunkte eines großen Handels machen, als die Anzahl der Pilger sich auf mehrere Millionen belief. Allein der Eifer ist so sehr erkaltet, besonders auf der Küste von Afrika, in Hindistan und Persien, nach dem Maas der Entfernung, in welcher diese Länder von Mekka liegen, daß man nicht mehr als 150,000 daselbst sieht. Die meisten sind Türken. Sie nehmen 750,000 Stücke Zeug mit, jedes 10 französische Ellen lang, ohne zu rechnen, was viele unter denselben kaufen, um es in ihrer Heimat wieder zu verkaufen. Sie werden zu diesen Spekulationen durch den Vortheil aufgemuntert, den sie dadurch erhalten, wenn sie

ihren Weg durch das wüste Arabien nehmen, daß sie nicht durch die Zollhäuser und die Erpressungen ausgesaugt werden, welche den Handel nach Suez und Basra untergraben und verderben. Das Geld dieser Pilger, das Geld der Flotte, dasjenige, welches die Araber aus dem Verkaufe ihres Kaffee's ziehen, verliert sich in Indien. Die Schiffe von Surate, Malabar, Koromandel und Bengala nehmen jährlich 14 bis 15 Millionen Livres und ungefähr den achten Theil von dieser Summe in Waaren mit. Von diesen Reichthümern haben die Engländer vor allen handelnden europäischen Nationen den grösten Theil an sich gezogen.

Ungefähr 120 Meilen von Mekka bey der Mündung des persischen Meerbusens liegt die Stadt Maskate. Seit 40 Jahren fängt ihr Handel, welcher lang darnieder gelegen war, wieder an aufzublühen. Ihr Gebiet, welches einem Iman gehört, und eines der einträglichsten in Arabien ist, braucht für sich selbst Reis, blaue Zeuge, Eisen, Blei, Zucker, einige Spezereien, welche Sachen man mit Myrrhen, Weihrauch, arabischem Gummi und ein wenig Geld bezahlt. Doch wäre dieses nicht hinlänglich, die Schiffe dahin zu locken, wenn Maskate nicht eine vortreffliche Niederlage für die in der Mitte des persischen Meerbusens gelegene Orte wäre. Alle handelnden

Nationen fangen an, sie Basra vorzuziehen, weil sie ihre Reise um drey Monate dadurch abkürzen, keinen Erpressungen daselbst ausgesetzt sind, und die Abgaben sich nur auf eins und ein halbes vom Hundert belaufen. Zwar muß man nachher die Waaren nach Basra schaffen, wo das Zollhaus 3 vom 100 fodert; aber die Araber fahren mit ihren Schiffen so wohlfeil, betrügen die Zölle mit solcher Geschicklichkeit, daß man immer mit Vortheil seine Waaren zu Maskate verkauft. Ueberdas kommen die Datteln, das beste und häufigste Erzeugnis von Basra, welche oft auf großen langsam gehenden Schiffen verderben, auf leichten Schiffen ungemein geschwinde zu Malabar und in dem rothen Meere an. Eine besondere Ursache wird die Engländer, welche für ihre eigne Rechnung arbeiten, immer bestimmen, Maskate zu besuchen. Sie sind daselbst von den 5 vom 100 frey, die sie zu Basra und an allen Orten bezahlen müssen, wo ihre Gesellschaft Niederlagen errichtet hat.

Sie hat nicht darauf gedacht, sich auf der Insel Baharein vestzusetzen. Diese liegt in dem persischen Meerbusen, und wird heut zu Tage von einem arabischen Fürsten beherrscht. Sie war schon damals wegen ihrer Perlenfischerei berühmt, als man zu Ormuz, Karek, Keshy und an andern Orten dieses Meerbusens Perlen fand, aber

seitdem die andern Bänke erschöpft sind, ohne daß der ihrige eine merkliche Verminderung erlitten hat, ist sie noch viel wichtiger worden. Diese Fischerei fängt im April an, und hört im Weinmonate auf. Sie erstreckt sich nicht weiter, als auf 4 oder 5 Meilen. Die Araber, die einzigen, welche sich damit abgeben, schlafen alle Nacht auf der Insel, oder auf der Küste, wenn die Winde sie nicht von dem Lande abtreiben. Ehemals bezahlten sie alle eine gewisse Abgabe an Galioten, die man hinschickte, um sie in Empfang zu nehmen. Seit der lezten Staatsveränderung aber, welche auf dieser Insel vorgefallen, bezeugen nur noch die Inwohner diesen Gehorsam gegen ihren Scheikh, der zu schwach ist, um ihn von den andern zu fodern.

Die Perlen von Baharein sind nicht so fein, als die Perlen von Ceylon und Japan; aber viel größer, als die erstern, und von einer regelmäßigern Gestalt, als die leztern. Sie fallen ein wenig in das gelbe, aber man kann ihnen den Vorzug nicht absprechen, daß sie ihr goldnes Wasser behalten, während als die weissern Perlen mit der Zeit viel von ihrem Glanze, besonders in heissen Ländern, verlieren. Die Muschel von den einen, wie von den andern, die unter dem Namen der Perlenmutter bekannt ist, dient in Asien zu mancherlei Gebrauch.

Der jährliche Ertrag der Perlenfischerei auf der Höhe von Baharein wird fast auf 4 Millionen geschätzet. Die ungleichen Perlen kommen meistens nach Konstantinopel, und in die übrige Türkei. Die großen dienen daselbst zum Kopfputze, und die kleinen werden in den Stikereien angebracht. Die vollkommenen Perlen sind allein Surate vorbehalten, und von dannen kommen sie in ganz Hindistan. Man darf nicht fürchten, daß ihr Preis daselbst fallen, oder daß sie nicht mehr in solcher Menge abgehen werden. Dieser Pracht ist die stärkste Leidenschaft der Frauenspersonen, und der Aberglaube vermehrt noch den Abgang derselben. Es ist kein Baniane, der sich nicht eine Religionspflicht daraus macht, bey seiner Verheuratung wenigstens eine Perle durchzubohren. Bey einem Volke, dessen Sittenlehre und Staatsklugheit in Allegorien verhüllt ist, und bey welchem die Allegorie zur Religion wird, mag nun der geheime Sinn dieses Gebrauches seyn, welcher er wolle, so ist doch dieses Sinnbild jungfräulicher Schamhaftigkeit dem Perlenhandel nützlich. Diejenigen, welche nicht frisch durchstochen worden sind, dienen wohl zum Putze, aber nicht zu der Heuratscerimonie, wo man wenigstens eine ungebrauchte Perle haben will. Daher sind sie auch beständig 25 bis 30 aufs 100 weniger werth, als diejenigen, welche gerades

Weges von dem Meerbusen ankommen, in welchem sie gefischt worden sind.

VIII.

Beschreibung von Hindistan.

Ob man gleich unter dem allgemeinen Namen Ostindien gewöhnlich die großen Länder versteht, welche jenseits des arabischen Meeres, und des Königreichs Persien liegen; so ist doch Hindistan im engern Verstande nur dasjenige Land, welches zwischen den zween berühmten Flüssen, Indus und Ganges, eingeschlossen ist, die sich beyde in einer Entfernung von 400 Meilen in das indische Meer ergiessen. Diese weite Strecke wird durch eine Kette hoher Gebirge von Norden gegen Mittag durchschnitten, welche sich bey dem komorinischen Vorgebirge endigt, und die Küste von Malabar von der Küste von Koromandel absondert.

Auffallend merkwürdig, und vielleicht einzig in seiner Art ist es, daß diese Bergkette eine von der Natur aufgerichtete Scheidewand zu seyn scheint, um entgegengesetzte Jahrszeiten zu trennen. Blos die Dicke dieser Gebirge scheidet daselbst den Sommer von dem Winter, oder die schönen Tage von der Regenzeit; denn man weis, daß es zwischen den Wendezirkeln keinen Winter

giebt, sondern durch dieses Wort in Indien diejenige Jahrszeit verstanden wird, wo die Wolken, welche die Sonne aus dem Meere anzieht, von den Winden mit Gewalt an die Berge angetrieben werden, zerplatzen, und sich in Regengüsse auflösen, die mit öftern Ungewittern begleitet sind. Daraus entstehen Waldströhme, die sich von den Höhen herabstürzen, die Flüsse schwellen, und die Ebenen überschwemmen. Dann schwimmt alles in feuchter und dicker Finsterniß. Der Tag selbst wird durch schwarze Dünste verdunkelt. Aber, wie der Abgrund, der die Keime der Welt vor der Schöpfung bedeckte, so ist diese neblichte Jahrszeit die Mutter der Fruchtbarkeit. Denn alsdann bekommen die Pflanzen und Blumen den meisten Saft und die schönste Blüte; alsdann gelangen die meisten Früchte zu ihrer Reife.

Der Sommer behauptet freilich in diesem Wohnplatze der Sonne seine Rechte besser, als der Winter. Der Himmel, von keinem Gewölke überdeckt, das seine Strahlen der Erde entziehen könnte, ist wie ein glühendes Erz. Doch mäßigen die Seewinde, welche den Tag über wehen, und die Landwinde, welche sich zu Nacht erheben, und periodisch abwechseln, die Hitze der Atmopsphäre. Allein die Windstillen, welche bisweilen herrschen, ersticken diese sanft wehende Kühlung, und überlassen die Einwohner einer verzehrenden Trökne.

Der Einfluß der beiden Jahrszeiten ist auf den beiden indischen Meeren noch merklicher, wo man sie durch die Namen trokne, und regnerische Moussons unterscheidet. Während als die wiederkehrende Sonne im Frühlinge Stürme und Schiffbrüche auf dasjenige Meer bringt, welches die Küsten von Malabar bespület; so sieht die Küste von Koromandel die leichtesten Schiffe ohne Gefahr auf einem ruhigen Meere dahin schwimmen, wo die Steuerleute weder Kenntnisse noch Vorsicht nöthig haben. Allein der Herbst, welcher in seiner Reihe den Zustand der Elemente verändert, führt auf die westliche Küste die Ruhe, und wehet die Stürme auf das östliche Meer Indiens. So giebt er Frieden, wo Krieg war, und erregt Krieg, wo der holdeste Friede lächelte.

Dieses schöne und reiche Land reizte, wann man ungewissen Ueberlieferungen trauen will, die Habsucht der ersten Eroberer der Erde. Allein Bacchus, Herkules, Sesostris, Darius mögen mit den Waffen in der Hand diesen großen Theil unsers Erdballs durchstreifet haben oder nicht; so ist es doch gewiß, daß er für die Griechen eine unerschöpfliche Quelle von Erdichtungen und Wundern gewesen ist. Diese Hirngespinnste bezauberten so sehr ein Volk, das immer leichtglaubig war, weil es sich immer von seiner Einbildungskraft

beherrschen ließ, daß man selbst in den aufgeklärtesten Zeiten der Republik noch nicht davon zurückgekommen war.

Wenn man die Sache in ihr rechtes Licht setzt, so findet man, daß eine reine Luft, gesunde Speisen, eine große Mäßigkeit die Menschen frühzeitig in Hindistan ungemein vermehrt hatten. Sie kannten schon Geseze, Sitten und Künste, als der übrige Theil der Erde noch unbewohnt, oder wild war. Weise und glückliche Verordnungen verwahrten diese Völker vor der Sittenverderbnis, die sonst nichts zu thun zu haben schienen, als die mannigfaltigen Wohlthaten des Bodens und des Klima zu geniessen.

Als Alexander sich in diesen Gegenden zeigte, waren sie in unendlich viele kleine Staaten zertheilt. Eine solche Eintheilung konnte dem Helden aus Mazedonien keine gar fürchterliche Spitze bieten; deswegen waren auch seine Eroberungen wie ein reissender Strohm. Er würde alles unter sich gebracht haben, wenn nicht ein frühzeitiger Tod ihn mitten in seinen Siegen dahin gerafft hätte.

Der Indianer Sandrokotus, welcher dem Helden auf seinen Zügen gefolgt war, hatte dadurch die Kriegskunst erlernt. Dieser Mann, dem seine Talente, Ansprüche und hohe Geburt ersezten, brachte eine zahlreiche Armee zusammen,

und vertrieb die Mazedonier aus den Provinzen, welche sie an sich gerissen hatten. Da er der Retter seines Vaterlandes war, machte er sich zum Herrn desselben, und brachte ganz Hindistan unter seine Gewalt. Man weis nicht, wie lang seine Regierung, oder das Reich, das er gegründet, gedauert hat.

Zu Anfang des achten Jahrhunderts breiteten sich die Araber in Indien aus, wie auch in verschiedenen andern Ländern. Sie brachten einige Inseln unter ihre Botmäßigkeit. Allein sie begnügten sich mit dem ruhigen Handel auf dem vesten Lande, und errichteten daselbst wenig Niederlagen. Dreyhundert Jahre hernach griffen Barbaren, die mit ihnen einerley Religion hatten, und aus Khorassan kamen, unter der Anführung Mahmouds Indien von Norden an, und dehnten ihre Räubereien bis nach Guzerat aus. Sie nahmen aus diesen reichen Gegenden unermeßliche Beute mit, die sie in ihren unfruchtbaren Wüsten vergruben.

Noch war das Andenken dieser Bedrängnisse nicht erloschen, als Dschinkischan, welcher an der Spitze seiner Tartaren den grösten Theil Asiens überwunden hatte, zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts seine siegreichen Waffen an das westliche Ufer des Indus trug. Man weis nicht, was für einen Antheil dieser Eroberer und

seine Nachkommen an den Staatsgeschäften Hindistans genommen haben. Wahrscheinlicher Weise beschäftigten sie sich nicht stark damit; denn wenige Zeit hernach sieht man die Patanen in diesem schönen Lande regieren.

Diese waren rohe, wilde Menschen, welche hordenweise aus den Gebirgen von Kandahar zogen, sich in den schönsten Provinzen Hindistans ausbreiteten, und daselbst nach und nach verschiedene von einander unabhängige Reiche errichteten.

Kaum hatten sich die Indianer an dieses neue Joch gewöhnt, so mußten sie wieder ihren Herrn ändern. Tamerlan, welcher aus der großen Tartarei kam, und durch seine Grausamkeiten und Siege schon berühmt war, erscheint zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts in den nördlichen Gegenden Hindistans mit einem kriegerischen, siegenden, nicht zu ermüdenden Heere. In eigner Person versichert er sich der nördlichen Provinzen, und überläßt seinen Befehlshabern die Plünderung der mittäglichen. Man glaubte, er wäre entschlossen, ganz Indien zu unterjochen, als er plözlich seine Waffen gegen Bajazet kehrte, ihn überwand, vom Throne stieß, und durch die Vereinigung aller seiner Eroberungen sich Herr des unermeßlichen Landes sah, das sich von dem herrlichen Smyrna bis an die glücklichen Ufer

des Ganges erstreckt. Blutige Kriege folgten auf seinen Tod. Seine reiche Beute wurde seiner Nachkommenschaft entrissen. Babar, der sechste Abstämmling eines seiner Kinder, erhielt allein seinen Namen.

Dieser junge Prinz, der in der Weichlichkeit erzogen war, regierte zu Samarkand, wo sein Anherr seine Tage geendigt hatte. Die usbekischen Tartarn stürzten ihn vom Throne, und nöthigten ihn, sich nach Kabulistan zu flüchten. Ranguildas, Befehlshaber der Provinz, nahm ihn auf, und gab ihm eine Armee. Er that noch mehr; er rieth ihm Hindistan zu überfallen, und sich eines Landes zu bemächtigen, das durch die unaufhörlichen Kriege zwischen den Indianern und Patanen zerrüttet war. Ein so großmüthiger Rath machte auf Babars Seele einen tiefen Eindruck. Ohne Zeitverlust wurde der Plan dieser unrechtmäßigen Eroberung entworfen, und mit vieler Klugheit und Thätigkeit befolgt. Auch krönte ihn der glückliche Ausgang. Die nördlichen Provinzen, Delhy selbst, unterwarfen sich nach einigem Widerstande. Ein flüchtiger Monarch hatte die Ehre, die Macht der mogolischen Tartarn zu gründen, welche noch besteht, aber heut zu Tage wanket, und unter den Waffen vieler unrechtmäßigen Beherrscher ihrem Untergange nahe ist.

Die Völker in Indien sind in verschiedene Kasten vertheilt, die sich niemals mit einander vermengen. Die erste begreift die Braminen, die Nachkommen der Brachmanen, deren Amt in den priesterlichen Verrichtungen besteht. Die Krieger machen die zweyte aus. Man nennt sie Nairs in Malabar. Sie sind überhaupt wohlgebildet und tapfer; aber dabei stolz, weibisch und abergläubisch. In der dritten Klasse sind alle die, welche sich mit dem Akerbaue beschäftigen. Es giebt wenig Länder, wo sie mehr den Dank ihrer Mitbürger verdienen. Sie sind arbeitsam, fleißig, verstehen vollkommen die Art, wie sie das Wasser vertheilen, und den brennenden Boden, den sie bearbeiten, so fruchtbar, als möglich machen sollen. Sie sind in Indien die edeldenkendsten, und tugendhaftesten unter den Menschen, so wie sie es überall sind, wo die Regierung aufgeklärt genug ist, ihre Arbeit nach Verdienst zu schätzen.

Die Zunft der Handwerker ist in so viele Klassen getheilt, als es Handwerker giebt. Man kann nie das Handwerk verlassen, welches die Aeltern getrieben haben. Daher haben sich Industrie und Sklaverei einträchtig mit einander fortgepflanzt, und die Künste nur so weit gebracht, als sie kommen können, wenn sie die Hilfe des Geschmaks und der Erfindungskraft entbehren müssen, die nicht leicht anders, als aus dem Wett-

eifer und der Freiheit entstehen. Außer diesen Zünften ist noch eine fünfte, welche der Ausschuß aller übrigen ist. Diejenigen, aus welchen sie besteht, treiben die niedrigsten Verrichtungen. Sie begraben die Todten, schaffen den Unflat weg, nähren sich von dem Fleische der Thiere, welche eines natürlichen Tods gestorben sind. Der Zutritt in die Tempel und auf die öffentlichen Märkte ist ihnen versagt. Man vergönnt ihnen den Gebrauch der gemeinen Brunnen nicht. Ihre Wohnungen sind an dem Ende der Städte, oder machen allein stehende Dörfer auf dem Lande aus; sie dürfen selbst nicht einmal durch die Straßen gehen, in welchen die Braminen wohnen. Sie dürfen, wie die übrigen Indianer, sich mit dem Akerbau abgeben, aber nur für die andern Kasten; und sie haben niemals eigne, ja nicht einmal gepachtete Felder. Der Abscheu, welchen sie einflößen, ist so groß, daß, wenn sie von ungefähr jemand berühren würden, der nicht von ihrer Zunft wäre, man sie ungestraft eines Lebens berauben könnte, welches zu gering geachtet ist, um des Schutzes der Geseze würdig zu seyn.

Alle Theile von Indien seufzen unter dem entehrendsten Despotismus. Der Indianer ist nicht Herr über sein Leben, man kennt kein Gesez, welches dasselbe gegen die Launen des Despoten,

ja nicht einmal gegen die Wuth seiner Abgeordneten schützen könnte. Er ist nicht Herr über seinen Geist; alle Wissenschaften, welche das Wohl der Menschheit betreffen, sind ihm untersagt, und alle diejenigen, welche ihm erlaubt sind, zweken in gemeinschaftlichem Bestreben zu seiner grösten Dummheit ab. Er ist nicht Herr über das Feld, das er anbaut; die Ländereien und ihre Erzeugnisse gehören dem Fürsten, und es ist viel gewonnen für den Akersmann, wenn er von seiner Arbeit sich hinlängliche Nahrung für sich und seine Familie versprechen darf. Er ist nicht Herr über seine Industrie und Erfindsamkeit; jeder Künstler, der so unglücklich ist, ein wenig Talent zu zeigen, lauft Gefahr zum Dienste des Fürsten, seiner Befehlshaber, oder sonst eines reichen Mannes bestimmt zu werden, welcher das Recht erkauft hat, ihn nach seinem Willen zu beschäftigen. Er ist nicht Herr über seinen Reichthum; um den Erpressungen zu entgehen, vergräbt er sein Gold in die Erde, und läßt es auch bey seinem Tode noch darinn, aus der närrischen Ueberzeugung, daß es ihm in einem andern Leben dienen könne.

Ungeachtet dieser drükenden Last der willkürlichen Gewalt, sind die Indianer doch von Natur zur Freude und Munterkeit aufgelegt. Sie lieben das Spiel, den Tanz, die Schauspiele und die

Musik.

Musik. Es giebt wohl kein mäßigeres Volk als sie. Reis im Wasser abgekocht, Kräuter, Hülsenfrüchte, Milchspeisen und etwas Obst ist ihre gewöhnliche Nahrung. Die Tamuler, welche die Küste von Koromandel bewohnen, essen nur zweymal des Tages, und was man das Frühstück nennen kann, ist nichts anders als Reiswasser, oder dünner Reis, der vom vorigen Abend ist aufbehalten worden. Doch giebt es Kasten, welche Fische und Hammelsfleisch essen; aber es ist dieses nicht ihre gewöhnliche Nahrung. Nur bei Festen entfernen sie sich von dem allgemeinen Geseze, sich von allem was Leben hatte zu enthalten. Die Parcas allein, die man für ehrlos hält, essen Rindfleisch oder Büffelfleisch. Dies ist ein Greuel, den das Vorurtheil unter die großen Verbrechen gerechnet hat. Wer sich dessen schuldig macht, wird aus seiner Kaste ausgestoßen.

Die Indianer verabscheuen jedes berauschende Getränke. Nur die niedrigsten Kasten trinken solches, und wenn die andern sich den Gebrauch desselben bisweilen erlauben, so geschicht es in der grösten Stille. Ihre Feste haben die Nüchternheit, Mäßigkeit und Einfalt der Sitten der Menschen in dem goldnen Zeitalter: Zwiebak in der Milch, ein wenig mit Zucker überstreuet, und Kuchen in Butter oder Oel gekocht, sind für sie

Bayerische
Staatsbibliothek
München

die schmackhaftesten Gerichte. Gewöhnlich trinken sie nichts als Wasser, aber wenn sie sich besonders gütlich thun wollen, so verfertigen sie ein Getränke aus Pfeffer, Tamarinden und Zwiebeln, welches sie mit vollen Zügen trinken. Baumblätter, welche künstlich mit Grashalmen zusammengeheftet sind, dienen ihnen zu Schüsseln und Tellern. Bey ihren Mahlzeiten herrscht das tiefste Stillschweigen. Alle Gäste liegen auf Matten von Palmzweigen, oder auf einigen Stücken Zeug. Jeder nimmt sich in Acht, daß er nicht mit seinem Speichel die Nahrung berühre, welche er zum Munde führt. Eine Nachläßigkeit in diesem Stücke würde eine Verunreinigung verursachen, wovor sie einen unaussprechlichen Abscheu haben.

Die indianischen Frauenzimmer sind fast alle klein gewachsen, gewöhnlich häßlich, unrein und ekelhaft, ausgenommen in einigen Kasten, wo sie nicht so häßlich und auch keine solche Feindinnen der Reinlichkeit sind. Die Männer lassen sie nicht mit sich essen. Sie sind in ihren Augen mehr nicht als ehrbare Sklavinnen, welchen sie jedoch gefällig begegnen. Durchgängig und gewöhnlich hat der Indianer nur eine Frau; aber in gewissen Kasten hat er mehrere, und die Polygamie ist bei den Rajah nicht selten, deren Würde sie über jeden Tadel hinaussezt.

Bayerische Staatsbibliothek München

In Indien haben die Künste, nach Herrn Sonnerats Bericht, wie bei allen morgenländischen Völkern, sehr wenig Fortgang gehabt. Die Tirannei einer despotischen Regierung, die Hitze eines entnervenden Klima, und die sklavische Anhänglichkeit an alte Gebräuche haben sich immer der Entwiklung der natürlichen Talente dieser Völker entgegengesezt. Die Malerei ist bei ihnen noch in ihrer Wiege. Ein Gemälde, auf welchem man viel roth und blau sieht, und dessen Figuren in Gold gekleidet sind, reißt sie zur Bewunderung hin. Sie verstehen nicht Licht und Schatten gehörig zu vertheilen, machen die Gegenstände nicht rund und erhaben, und kennen keine perspektivische Darstellung. Ihre besten Gemälde sind sehr schlecht.

Die indianische Bildhauerei ist nicht besser, als ihre Malerei. Alle Statuen, welche man in den Tempeln sieht, sind schlecht gezeichnet, und eben so schlecht ausgearbeitet. Die Gewande sind steif und ohne Reiz. Nie warfen die Künstler nur einen fliegenden Blik auf die Natur hin, ehe sie den Meisel ergriffen.

Die Baukunst kennt bey ihnen weder Regeln noch Methode. In den großen Thürmen, die über den Thoren der Tempel stehen, sieht man oft sehr niedrige, oft sehr hohe Stockwerke. Die zahlreichen Säulen, welche das Innere dieser heiligen

Oerter zieren, haben ebenfalls kein gewisses Ebenmaas. Einige sind unten sehr dik und endigen sich obeliskenförmig; andere sind unten sehr dünn und oben sehr dik.

Die Musik ist mit den andern Künsten in gleich unvollkommenem Zustande. Der Gesang hat keine Harmonie. Einer singt laut, der andere heimlich, 4 bis 5 Noten, die mit einer Art von Gesumse anfangen, das bis an das Ende des Verses steigt, wo es alsdann in ein lautes Geschrei ausbricht. Sie haben verschiedene Instrumenten, die aber zur Begleitung der Stimme nicht gemacht scheinen. Dasjenige, welches den meisten Lärmen macht, ist in ihren Ohren das schönste und harmonischste.

Die Kenntnisse der Indianer in der Arzneikunst schränken sich auf die Verfertigung und Anwendung einiger einfachen Mittel ein. In diesem Lande sind die Krankheiten sehr schwer zu heilen, wegen der Art, wie man sie behandelt, und weil man in denselben fast immer eine Mischung von venerischem Gifte antrift.

Die Indianer bilden sich wegen ihrer übermäßigen Leichtglaubigkeit ein, man könne durch die Menge der Arzneien gesund werden, und schenken ihr ganzes Vertrauen einem Marktschreier, der oft ein Vierteljahr vorher noch Wascher, Weber oder Schlosser gewesen, und der, weil

er aus Mangel der Arbeit nicht mehr leben konnte, Arzt wurde.

Doch ist bei ihnen kein Arzt geschikter, als der andre. Die Indianer treiben diese Kunst fast alle. Von ihrer Kindheit an lehrt man sie etliche einfache Mittel kennen und verschiedene Rezepte, die sich von Vater auf Sohn fortpflanzen. Dies ist für sie ein Hilfsmittel im Elende. Auch machen sie oft aus Pflanzen, deren Eigenschaften sie nicht kennen, ein Gemengsel, dessen Wirkungen sie eben so wenig wissen.

Die nothwendigsten Handwerker sind nicht auf einen höhern Grad der Vollkommenheit gebracht worden, als die Künste. Der indianische Zimmermann kennt keine andere Werkzeuge, als den Hobel, den Meisel, den Winkelbohrer, den Hammer und eine Art von Axt. Der Boden dient ihm zum Werkbanke, und der Fuß zur Klammer; aber er braucht auch einen Monat Zeit, das zu verfertigen, was unsere Arbeiter in dreyen Tagen zu Ende bringen.

Vergebens zeigt man ihnen die geschwindeste und und leichteste Art, Holz zu sägen. Sie behelfen sich lieber mit dem fehlerhaften Verfahren, das sie von ihrem Vater erlernt haben, als daß sie dasjenige annehmen, welches ihnen Fremde vorschlageu. Der Säger macht sein Stük Holz zwischen zween Balken vest, die im Boden stecken,

sezt sich nachläßig auf eine kleine Bank, und braucht drey Tage eine Diele zu sägen, welche unsere Handwerksleute in einer Stunde fertig hätten.

Der Schmied führt seine Werkzeuge, seine Schmiede, seine Esse mit sich, und arbeitet überall, wo er Arbeit findet. Er stellt seine Schmiede vor das Haus dessen, der ihn beruft, macht aus zerstoßener Erde eine kleine Mauer, und stellt seine Esse davor. Hinter dieser Mauer sind lederne Blasebälge, die der Lehrjung treibt, indem er wechselsweise darauf drükt. So facht man das Feuer an. Ein Stein dient ihm zum Ambos, und alle seine Werkzeuge sind eine Zange, ein großer und ein kleiner Hammer, und eine Feile.

An den Arbeiten der Goldschmiede sieht man besonders diesen Mangel an Werkzeugen. Wie die Chineser haben sie bis daher noch nicht dazu kommen können, das Gold und Silber zu poliren, und die verschiedenen Arten Farbengold nachzumachen. Doch schäzt man ihre Dratharbeiten, deren ganzes Verdienst in der Geduld des Künstlers besteht, der sie gearbeitet hat. Der indianische Goldschmied richtet seine Werkstätte bei demjenigen auf, welcher ihn bestellt. Seine Esse ist ein zerbrochenes irdenes Geschirr; ein eisernes Rohr dient ihm zum Blasebalg; eine Zange, ein Hammer, eine Feile, ein kleiner Ambos sind alle seine

Werkzeuge. Er verfertigt seine Schmelztiegel auf der Stelle, mit Leimen, unter welchen er Staub, Kohlen und Kuhmist mengt, welches ihnen Vesitigkeit giebt, und sie verhindert im Feuer zu springen. Für 12 Sous muß der Meister und der Lehrjunge den ganzen Tag arbeiten.

Der Schuster, welcher zur niedrigsten und ärmsten Zunft unter allen Handwerkern gehört, hat keine andre Werkzeuge als seine Pfrieme und sein Messer; kein Magazin für Leder und Leisten. Wenn man ein Paar Schuhe braucht, so muß man ihm dasselbe vorher bezahlen; aus diesem Gelde kauft er alsdann einen Seehund, dessen Fell dazu dienen soll. Er verarbeitet es den nemlichen Tag, an welchem er es abgezogen, und den folgenden liefert er seine Schuhe.

Der Weber schlägt seinen Stuhl des Morgens vor seiner Thüre unter einem Baume auf, und legt ihn, wann die Sonne untergeht, wieder aus einander. Dieser Stuhl ist sehr einfach. Er besteht blos aus zwo Walzen auf vier Stücken Holz, welche in dem Boden stecken. Zween Stöcke, welche durch den Aufzug gehen, und an den Enden vestgemacht sind, einer durch zwey Seile, welche an den Baum gebunden sind, unter dem der Stuhl steht; der andre durch zwey andre Seile, welche an die Füsse des Webers gebunden sind, machen, daß dieser leicht die Fäden des

Aufzugs absondern kann, um den Eintrag durchzuschiessen.

Auch der Akerbau erscheint bei den Indianern in keinem größern Glanze. Sie können nicht impfen. Ihre Gärten bestehen aus etlichen Vierekken mit **Brede**, **Beringede** und Bohnen. Weil der Reis ihre vornehmste Nahrung ist, so haben sie sich darauf gelegt, ihn zu bauen. Da er nur im Wasser wächst, und der gröste Theil des Bodens, besonders auf der Küste von Koromandel, troken und sandig ist, so haben sie ihren Fleis angewendet, Maschinen zum wässern zu erfinden. Alle Grundstüke sind in kleine Viereke von 50 bis 60 Toisen abgetheilt, und durch eine ziemlich veste Erhöhung von einander abgesondert. Auf diese Art macht jedes Vierek einen Behälter aus, in welchem sich das zur Reispflanzung unumgänglich nöthige Wasser sammelt. Man leitet es durch Rinnen aus einem Viereke in das andre; so daß man vermittelst eines einzigen Schwengelbrunnens (bascule) ein ungemein großes Stük Land wässern kann.

Die Religion der Bramen ist eine der ältesten auf der Welt. Wenn es wahr ist, daß die Schönheit des Klima den Schöpfer bewogen hat, Indien zur Wiege des Menschengeschlechtes zu machen, so kommen von den Brachmanen die meisten Religionslehren her, welche lange die

Richtschnur der Handlungen der Völker auf der Erde gewesen sind. Um die Religion dieses ehrwürdigen Volkes zu kennen, ist es unnöthig die Archiven des Alterthums zu durchwühlen. Die Griechen und die Römer, die überall nur die Götter sahen, welche sie selbst geschnizt hatten, brachten nichts als Träume vor, wenn sie von dem Gottesdienste entfernter Nationen sprachen; und die Vergleichung, die man heut zu Tage zwischen der Lehre des Schastah, und derjenigen anstellen kann, welche die römischen Schriftsteller den Brachmanen zuschrieben, kann zur Genüge die unzähligen Irrthümer zeigen, welche sich darüber in die Jahrbücher des Menschengeschlechtes eingeschlichen haben.

Die Bramen erkennen nur einen Gott; und diese Lehre, die älteste und ehrwürdigste unter allen, ist vollkommen in ihren heiligen Büchern entwikelt. " Was soll man von Gott denken? liest man in dem Schastah; da er unkörperlich „ ist, so ist er über allen Begrif erhaben; da er „ unsichtbar ist, so kann er keine Gestalt haben; „ aber aus dem, was wir in seinen Werken sehen, „ können wir schliessen, daß er ewig, allmächtig, „ allwissend, allgegenwärtig ist. „

In Indien sieht man, wie in allen Gegenden unserer Erde, zwo verschiedene Gattungen von Religionsmeinungen. Die erste, das Loos der

Philosophen und Verständigen, hat die gesunde Vernunft zum Grunde; die zweyte, das Erbtheil des Volkes, quillt aus jenen bejammernswürdigen Vorurtheilen, welche seit dem Anfange der Welt aus den Schwachheiten entstanden sind, denen das Menschengeschlecht unterworfen ist. Die Eine erkennt nur das als Glaubenslehre, was der Schöpfer mit unauslöschlichen Zügen in das Herz aller Menschen gegraben hat; die andre, die sich eher von den Trieben der Sinne, als von der Vernunft leiten läßt, nimmt für Glaubensartikel, alle frommen Legenden, alle Allegorien an, die ihnen das leichtglaubige Alterthum überliefert hat. Aus einer Folge der Grundlehre in dem Glauben der Indianer, daß Gott die Seele der Welt ist, und folglich die ganze Natur durchströhmt, verehrt der Pöbel alle Elemente, und alle großen Gegenstände der Natur, wie wenn sie einen Theil der Gottheit in sich faßten; und wirklich ist es schwachen und von Natur furchtsamen Seelen sehr schwer, ohne in diesen Irrthum zu fallen, sich die Unermeßlichkeit des höchsten Wesens zu denken. Diese vernunftwidrige Verehrung verschiedener Gegenstände hat bei dem Pöbel den Glauben an untergeordnete geistige Wesen aufgebracht; allein die Braminen läugnen einstimmig das Daseyn der Untergottheiten und alle ihre Bücher bestätigen diese Behauptung.

Goutam, ein indianischer Philosoph, welcher vor ungefähr 4000 Jahren gelebt hat, glaubt, daß die Seele nach dem Tode einen Körper von Feuer, Luft und Akash annimmt, sie seye denn in dem fleischlichen Leibe, welchen sie bewohnte, gänzlich durch Frömmigkeit und Tugend gereinigt worden. In diesem Falle verliert sie sich in der großen Seele der Natur, und belebt kein Fleisch mehr. "Dies wird, sagt dieser Philosoph, die Beloh„nung aller derer seyn, welche Gott aus Bewun„derung und reiner Liebe, ohne irgend eine eigen„nützige Absicht anbeten." Was diejenigen betrift, welche ihn in Hoffnung einer künftigen Glükseligkeit verehren, so werden ihre Wünsche in dem Himmel eine gewisse Zeitlang befriediget werden; allein sie werden ihre Verbrechen durch Strafen, die ihnen angemessen sind, büßen müssen. Nach dieser Reinigung werden ihre Seelen auf die Erde zurück kehren, um sich neue Wohnungen zu suchen und werden mit dem ersten organisirten Purman sich vereinigen, welchen der Zufall bei ihrer Ankunft ihnen entgegen führen wird. Dann werden sie sich ihres vorigen Zustandes gar nicht erinnern können, wenn er ihnen nicht von Gott offenbaret wird: allein diese Gnade wird nur einer sehr kleinen Anzahl privilegirter Personen zu Theil.

Der Verfasser des Neadirsen, eines sehr alten Buches bei den Braminen, lehrt, daß die

Verbrechen der Väter auf die Kinder fallen, und daß durch eine Folge dieses Sazes, die Tugenden der Kinder die Strafen ihrer Väter in dem Nirik erleichtern, und ihre Rückkehr auf die Erde beschleunigen. Unter allen Lastern, welche die Menschheit entehren, sieht er die Undankbarkeit als das schändlichste an. " Die Seelen, welche sich dieses „ abscheulichen Verbrechens schuldig gemacht „ haben, sagt er, werden in der Hölle bleiben, „ so lang die Sonne am Himmel leuchten wird, „ oder bis zur gänzlichen Auflösung aller Dinge. „

Man sieht aus diesem Systeme, daß die Seelenwanderung die Lieblingsmeinung der Indianer ist. So dachten wirklich die Brachmanen über diesen Gegenstand; so denken auch noch ihre Nachkommen, die Braminen. Dieses Hirngespinnste, an welchem die meisten Völker des Alterthums hartnäkig hiengen, trieb sie an, auf ihren Gräbern Elephanten, Adler, Löwen, oder andere edle Thiere abbilden zu lassen, weil sie glaubten, daß vermittelst dieser Gemälde ihre Seelen in den Körper eines dieser Thiere wandern würden. Oft lassen andächtelnde Seelen, aus einer übelverstandenen Demuth die geringsten und verächtlichsten Thiere mit Fleiß auf ihren Sarg malen, um dadurch anzuzeigen, daß ihre Seele nicht verdient, edlere Körper zu bewohnen.

Die Indianer unternehmen gleich den meisten andern Völkern der Erde, verschiedene sehr beschwerliche Bußübungen, welche sehr leicht ihrer Gesundheit schaden können. Außer den tagelangen Fasten, zu welchen sie das Gesez verbindet, beobachten sie jedes Jahr eine Fasten, welche 41 Tage dauert. Sie fängt mit dem lezten Weinmonate an, und hört mit dem zehnten Christmonate auf. Während dieser ganzen Zeit muß man ein strenges Fasten beobachten: Milch und Feigen sind die einzige erlaubte Nahrung, und man muß sich des Beischlafes enthalten. Das Fasten ist noch mit vielen andächtigen Handlungen verbunden, unter welchen die vornehmste ist, alle Morgen 101 mal um die Pagode des Wisnou herumzugehen, und einen von den Namen dieses Helden heimlich dabei auszusprechen. Diejenigen, welche sich durch eine außerordentliche Andacht auszeichnen wollen, gehen bis auf 1001 mal um die Pagode herum. Doch muß man bemerken, daß wenn man 12 Jahre lang diese Fasten genau beobachtet hat, man für die übrige Zeit seines Lebens davon frei ist.

Indien wird von einer Sekte bettelnder Philosophen überschwemmt, die unter dem Namen Fakirs bekannt sind, welches so viel als arme Leute bedeutet. Diese Müßiggänger, die sich für fromme Leute ausgeben, versammeln sich bisweilen

in einem Heere von 10 bis 12 tausenden, und unter dem Vorwande, daß sie nach gewissen Tempeln wallfarten, saugen sie das ganze Land aus. Diese neuen Diogenes tragen keine Kleider, Ihr Bestreben geht dahin, die Weiber, die am wenigsten gewissenhaft sind, sowohl zu ihrem Gebrauche, als zu ihrer Religion zu bekehren. Jeden, der Talente hat, nehmen sie unter sich auf, und bemühen sich, ihre Schüler in allen Arten von Kenntnissen zu unterrichten, welche ihrem Orden Gewicht und Ansehen bei dem Volke erwerben können.

Wann dieses Heer von Landstreifern zu einem Tempel zieht, so entfliehen gemeiniglich die Männer in den Dörfern, durch welche sie gehen, weil sie dem Ruf ihrer Heiligkeit nicht sehr trauen; die Weiber hingegen, welche mehr Zuversicht zu ihnen und mehr Entschlossenheit haben, bleiben nicht nur in ihrer Wohnung; sondern sprechen noch oft diese heiligen Männer um ihr Gebet an, welches im Falle einer Unfruchtbarkeit seine Wirkung nie verfehlet.

Wenn ein Fakir mit der Frau vom Hause dem Gebete oblieget, so läßt er seine Sohlen oder seinen Stock vor der Thüre stehen. Wenn der Mann dazu kömmt, so schrekt ihn der Anblick dieses mächtigen Zeichens, und er nimmt sich wohl in Acht, ihre Andacht zu stören. Wäre, er so

unvorsichtig, nicht darauf zu achten, so würde eine tüchtige Bastonnade unfehlbar der Lohn seiner Unbedachtsamkeit seyn.

Um die Ehrerbietung noch zu vermehren, welche das Volk gegen den Aberglauben hegt, so üben diese Fanatiker ganz außerordentliche Kasteiungen freiwillig gegen sich selbst aus. Die einen halten ihren Arm so lang gerade ausgestrekt, bis er steif wird, und bleiben ihr ganzes übriges Leben in diesem Zustande. Andere drüken ihre Fäuste so stark zusammen, daß die Nägel in das Fleisch gehen, und durch die Hände herausstechen. Einige drehen ihr Gesicht über eine Schulter dem Rüken zu, und bleiben in dieser Stellung so lange, bis es ihnen unmöglich wird, sie zu verlassen. Einige heften ihre Blike auf die Nase, und bringen es dahin, daß sie nur noch in dieser einzigen Richtung sehen können. Kurz, der Geist des Fanatismus, der diese Elenden spornt, ist so stark, daß mehrere unter ihnen sich zusammen machen, um sich wechselsweise auf die Stirne zu schlagen, und sich Beulen und Wunden beizubringen.

Oefters geschicht es, daß das Volk an diesen Ausschweifungen Antheil nimmt. Während dem Fasten, von welchem oben ist gesprochen worden, giebt es Leute unter dem Pöbel, die sich mit eisernen Haken, welche in das Fleisch auf dem Schulterbeine hineingestekt werden, an

ein Stük Holz hängen, welches sich in einem Zapfen an dem äußersten Ende eines hohen Balkens herumdreht. Diese Schwärmer scheinen nicht nur kein Gefühl ihrer Schmerzen zu haben, sondern während als sie sich mit der grösten Geschwindigkeit im Kreise herumdrehen, geschicht es oft, daß sie in die Trompete stoßen, oder von Zeit zu Zeit dem Pöbel ein Lied vorsingen, der sie staunend begafft, und diesen Anstrengungen des Muthes und der Frömmigkeit sein bewunderndes Lob verschwendet. Dieser lächerliche Gebrauch, die Frucht einer erhizten Einbildungskraft, geschicht zum Andenken der Leiden eines Märtyrers, welcher auf diese Art um des Glaubens willen ist gefoltert worden.

Von undenklichen Zeiten her hatten die Braminen das gröste Geheimnis aus den Büchern Kenntnissen und sowohl bürgerlichen, als gottesdienstlichen Verordnungen gemacht, wovon sie allein im Besize waren. Der augenscheinliche Tod, und die härteste Folter konnten es nie aus ihnen erzwingen. Es war keine Art weder von Schreken, noch von Verführung, welcher sie nicht widerstanden hatten, als Hastings, Oberbefehlshaber der englischen Niederlagen in Bengala, der aufgeklärteste Europäer, der je nach Indien gekommen ist, Besitzer des Kodex der Indianer wurde. Es gelang ihm, etliche Braminen zu beste-

bestechen, und den andern das Lächerliche und das Beschwerliche ihrer geheimnisvollen Zurückhaltung fühlbar zu machen. Die Greisen, welche ihr Alter und ihre Erfahrung über die Vorurtheile ihrer Kaste erhoben hatte, liessen sich zu seinen Absichten gebrauchen, in der Hoffnung, eine freiere Ausübung ihrer Religion und ihres Gesezes zu erhalten. Es waren ihrer Eilfe, unter welchen der älteste 80 Jahre zurückgelegt hatte, und der jüngste nicht weniger als 35 Jahre alt war. Sie schöpften aus 18 sanskretanischen Originalschriftstellern; und die Sammlung der Lehrsäze, welche sie daraus gezogen, ist unter den Augen der Bramen in das Persische, und aus dem Persischen ins Englische von Herrn Halhed übersezt worden.

Einige Kleinigkeiten abgerechnet, welche in dem Charakter aller Morgenländer liegen, so ist dieser Kodex vielleicht so vollkommen, als er es seyn würde, wenn er in Europa, in dem Jahrhunderte, in welchem wir izt leben, wäre ans Licht getreten. Wann man die Geseze, welche er über die Erbschaften enthält, mit den Theilungsgesezen der gesittetsten Völker vergleicht, so scheint es, daß der gesunde Menschenverstand die nämlichen Einrichtungen an den verschiedenen Enden unsers Erdballs und bei Völkern getroffen habe, welche nicht auf einerlei Stufe der Verfeinerung stunden.

Die allgemeinen Verordnungen der Geseze der Bramen über diese Materie treffen mit den römischen Gesezen überein, und die Uebereinstimmung des Details ist überdies so auffallend, daß man fast glauben sollte, Rom habe diesen Theil seiner Rechtsgelehrsamkeit aus Indien geholt.

Wenig Werke stössen mehr Ehrerbietung gegen die Fürsten ein, und befehlen diesen mit grösserer Schärfe, rechtschaffen, weise, behutsam in ihrer Regierung zu seyn. " Die Vorsehung, „ so liest man in denselben, " hat den Fürsten zum Beschü„zer des Volkes geschaffen. Er soll nicht wie „ein Mensch angesehen werden; selbst alsdann, „wann er noch in der Wiege liegt, soll man ihn „als einen Gott, oder doch als das Bild der „Gottheit betrachten. Nie soll die Obrigkeit von „ihren Unterthanen verachtet werden, und hegte „einer so niedrige Gesinnungen gegen den Tron, „so sollen die Güter dieses Frevlers sogleich „zerstreuet werden. Derjenige, welcher den Für„sten mishandelt oder beschimpft, soll das Le„ben verlieren: denn die Vorsicht hat ihm er„laubt, sich der in den Gesezen bestimmten „Strafen zur Erhaltung seiner Person zu bedie„nen. Wenn die Strafen, welche der Fürst auf„legt, dem Schastah angemessen sind, so ist „es die Pflicht seines Volkes, pünktlich seinen „Befehlen zu gehorchen. Entsprechen sie aber

„ nicht diesem ehrwürdigen Gesezbuche, so wird
„ er sein Reich zu Grunde richten.„

Die Geseze, welche die Erbschaften in Indien bestimmen, treffen fast völlig mit den unsrigen überein. Wann ein Mann stirbt, so kömmt sein ganzes Vermögen auf seinen Sohn, und hat er deren mehrere, so theilen sie dasselbe unter sich in gleiche Theile. Ist der Sohn gestorben, so kömmt die Erbschaft auf die Enkel, und sind auch diese nicht mehr vorhanden, so erhalten sie die Urenkel. Die Repräsentation hat bei ihnen statt, wie in den meisten unsrer Gewohnheits-Rechten in Frankreich.

Die meisten Europäer, welche in Indien gewesen sind, versichern, daß es wenig Völker giebt, bei welchen mehr auf Treu und Glauben gehalten wird, als bei den Indianern: auch straft das Gesez diejenigen mit aller Schärfe, welche eines Diebstals, oder einer Treulosigkeit überwiesen werden.

Die Geseze, welche für die Erhaltung der Keuschheit und der Schamhaftigkeit wachen, sind noch strenger, als die, welche sich auf die Diebe beziehen. " Wenn in einem menschenleeren Orte,
„ sagt der Koder, jemand in der Absicht einen
„ Ehbruch zu begehen, sich mit einer Frau be-
„ spricht, und sie sich beide Blike, Händedrü-
„ ken, und Lächeln gegen einander erlauben;
„ wenn ein Mann und eine Frau des Morgens,

„ oder Abends, oder des Nachts zu ungeziemen-
„ den Stunden mit einander sprechen; oder wenn
„ ein Mann mit den Kleidungsstüken eines Wei-
„ bes scherzt, oder ihr einen Botschafter schikt;
„ oder wenn ein Mann und ein Weib in einem
„ Garten, oder in einem abgelegenen, oder sonst
„ einem heimlichen Orte sich einfinden, oder sich
„ mit einander baden, oder sich bei Besuchen
„ antreffen; so ist dies die erste und nicht so sträf-
„ liche Gattung des Ehbruchs. „

" Wenn ein Mann einem Weibe Sandelholz,
„ ein Halsband, Obst, Liqueurs, Kleidungsstüke,
„ Gold oder Edelgesteine schikt, so ist dieses die
„ mittlere Stufe des Ehbruchs. „

" Wenn ein Mann und ein Weib beisammen
„ liegen, unter einem Teppiche spielen, sich in
„ abgelegenen Orten mit einander baden, oder
„ sich umarmen; oder wenn der Mann das
„ Weib an einen heimlichen Ort trägt und sie
„ sich nicht widersezt; so ist dies die dritte und
„ sträflichste Art des Ehbruchs. „

Die gewöhnliche Strafe dieser dreierlei Arten des Ehbruchs ist eine Geldbuße, welche die Obrigkeit dem Schuldigen nach seinem Vermögen, und nach den Umständen auflegt. Diejenigen, welche zur untern Kaste gehören, und mit einer Frau aus einer höhern Kaste Ehbruch treiben, werden viel schärfer gestraft. Bei der ersten Gat-

tung des Ehbruchs besteht die Geldstrafe aus 800 **Puns von Kowris**; bei der zweiten läßt ihm die Obrigkeit ein Glied abnehmen, und bei der dritten soll der Schuldige das Leben verlieren.

Wer einer Frau aus seiner oder einer untern Kaste Gewalt anthut, soll mit der Einziehung seines ganzen Vermögens bestraft werden. Die Obrigkeit läßt ihm das Glied, womit er gesündiget hat, abnehmen, und so verstümmelt läßt sie ihn auf einem Esel um die ganze Stadt, oder um den ganzen Fleken herumführen, worinn das Verbrechen begangen worden ist.

Wer einem Mädchen aus einer Kaste, die der seinigen gleich ist, Gewalt anthut, der hat das Leben verwirket. Die nämliche Strafe legt das Gesez demjenigen auf, der sich der Unzucht mit einem Mädchen aus einer höhern Kaste schuldig macht, wenn es auch gleich mit dem Willen des Mädchens geschicht.

Wer gewaltthätiger Weise sich unanständige Griffe gegen ein Mädchen aus einer Kaste erlaubt, die der seinigen gleich ist, soll zu dem Verluste zweier Finger und einer Geldstrafe von 600 **Puns von Kowris** verurtheilt werden; wenn das Mädchen aus einer höhern Kaste ist, als der Schuldige, so steht die Todesstrafe und die Einziehung aller seiner Güter darauf; wenn ein Mädchen sich der nemlichen Unbescheidenheit gegen

ein ander Mädchen schuldig macht, so soll es zu 200 Puns von Kowris und 10 Ruthenstreichen verurtheilt werden. Wenn die Schuldige verheurathet ist, so läßt ihr die Obrigkeit zum erstenmale die Haare abschneiden; zum andernmale läßt sie ihr zween Finger abnehmen, und sie auf einem Esel durch den ganzen Fleken führen.

Die Indianer halten ihre Weiber, wie alle Morgenländer, in einer beständigen Abhängigkeit von ihren Männern. Niemals dürfen sie ihren eignen Willen haben; denn man glaubt in diesen Ländern, daß ein Frauenzimmer, wenn es nach Willkühr handelt, sich immer schlecht aufführt, es mag auch eine noch so gute Erziehung von seinen Aeltern erhalten haben. Daher befiehlt auch das Gesez, daß es vor seiner Verheurathung, seinen Aeltern gehorchen solle. Die ganze Zeit ihrer ehlichen Verbindung soll eine Frau ihrem Gatten blindlings Folge leisten; während des Wittwenstandes soll sie entweder ihren Verwandten oder der Obrigkeit, oder ihren eignen Kindern von ihrer Aufführung Rechenschaft geben.

Salomo hat irgendwo gesagt, daß man auf die Keuschheit eines Weibes nicht besonders zählen könne. Die Indianer denken auf diesen Punkt, wie dieser alte König der Juden; und kein Volk auf der Welt hat strengere Grundsäze in diesem

Stüke, als sie. " Ein Frauenzimmer, sagt ihr
„ Gesezbuch, ist mit dem Genusse eines einzigen
„ Mannes nie zufrieden, so wenig als das Feuer
„ an dem Holze genug hat, das man ihm zu
„ verschlingen giebt, oder der Ozean an den
„ Flüssen, die sich in seinen Schoos ergiessen;
„ oder das Reich des Todes an den Menschen
„ und Thieren, die sich jeden Augenblik hinein=
„ stürzen. Es wäre also eine große Unklugheit,
„ auf die Keuschheit der Frauenzimmer zu zäh=
„ len. „

" Sechs Stüke, sezt das Gesezbuch der Gen=
„ tous hinzu, charakterisiren das Frauenzimmer:
„ eine unbezähmte Leidenschaft für den Schmuk,
„ glänzenden Puz, prächtige Kleider, lekerhafte
„ Speisen; eine Begierde nach Wollust, die keine
„ Schranken kennt; ein heftiger Zorn; eine tief=
„ verborgene Rache; denn niemand kennt die
„ Gesinnungen, die in den tiefen Falten ihres
„ Herzens verborgen liegen; die Eifersucht, die sie
„ zernaget, und ihnen die guten Handlungen der
„ andern in einem falschen Lichte zeigt, und end=
„ lich ihr unmäßiger Hang, Böses zu thun. „
Dies ist das Bild, welches die Indianer von dem Charakter des Frauenzimmers machen, so sehr hat ihre natürliche Eifersucht ihnen Mistrauen gegen das schöne Geschlecht eingeflößt. Die Geseze breiten sich noch über viele einzelne Fälle

aus. Eine Frau, sagen sie, soll niemals ohne den Willen ihres Mannes aus dem Hause gehen, und den Busen immer verschleiert haben. An den Festtagen darf sie ihre reichsten Kleider und ihren Schmuk anlegen. Nie soll sie mit einem Fremden reden, es seye denn mit einem Greisen, oder mit einem büßenden Braminen. Niemals soll sie mit unverschleiertem Gesichte ausgehen. Immer soll sie die tiefste Ehrfurcht für die Gottheit, ihren Gatten, ihren Schwiegervater, ihren Gewissensrath, und ihren Gast hegen. Sie soll niemals an ihrer Hausthüre stehen, und auch nicht zum Fenster hinaus sehen. Wenn es sich zuträgt, daß ein Mann wegen einer Reise abwesend ist, und sie alles das Geld, das er ihr für ihre Nahrung und ihren Unterhalt gegeben, verbraucht hat, so soll sie sich mit ihrer Handarbeit erhalten, und während dieser ganzen Zeit sich keine Art von Vergnügen erlauben.

Man weis, daß die indianischen Weiber lange Zeit im Gebrauche waren, sich lebendig mit ihren Männern zu verbrennen, oder begraben zu lassen. Herr Holwell giebt diesem Gebrauche, welcher noch in einigen Theilen der Halbinsel herrscht, einen Ursprung, welcher zeigen kann, wie gefährlich das Beispiel des Aberglaubens seyn könne. Als Brama, sagt dieser gelehrte Engländer, seine sterbliche Hülle verließ, so waren seine

Weiber über diesen Verlust so untröstbar, daß sie ihn nicht überleben wollten, und sich mit seinem Leibe auf demselben Scheiterhaufen verbrannten. Diesem Beispiele folgten die Wittwen der vornehmsten Rajah und der ersten Staatsbedienten, welche nicht das Ansehen haben wollten, als hätten sie weniger Liebe für ihre Männer. Die Braminen, deren Orden von Brama gestiftet worden war, erklärten, daß diese Heldinnen durch dieses Opfer gereiniget, und von jeder Wanderung befreiet würden. Ihre Wittwen wollten den nemlichen Vorzug geniessen, und die Schwärmerei grif um sich bis in die lezten Kasten. Die Seelengröße zwoer oder dreyer Weiber wurde zu einem allgemeinen Gebrauche, und die Braminen drükten das Siegel der Religion darauf, da sie die Cerimonien vorschrieben, welche bei diesen frommen Mordthaten sollten beobachtet werden. Mit Hilfe einiger dunkler Stellen in ihren heiligen Büchern, sezt Herr Holwell hinzu, verschafften sie der Meinung von der Wirksamkeit dieser Aufopferungen Gewicht, und von der Kindheit an geben sie sich die gröste Mühe, die jungen Leute zu gewöhnen, dieses Unglük als den grösten Ruhm für sie selbst, und als eine Quelle von Glükseligkeiten für ihre Kinder anzusehen. Doch ist es nicht wahr, wie man es vorgegeben hat, daß diejenigen, welche sich nicht wollen verbrennen,

lassen, mit Schimpf und Schande bedekt, und aus ihrer Kaste gestoßen werden. Man sieht sie blos als solche an, die ihr Leben dem guten Rufe bei den Menschen, dem Heil ihrer Seele, und dem Wohl ihrer Familie vorziehen.

Herr Sonnerat beschreibt die Art, wie dieses schrekliche Opfer verrichtet wird. Man begehet diese Cerimonie mit großem Prachte; die Vorbereitungen dazu sind in jeder Provinz verschieden. Nach dem gewöhnlichsten Gebrauche sezt man die Frau nach dem Tode ihres Mannes, wenn er ein Bramine ist, vor ihre Hausthüre in eine Art von Katheder, dessen Decke verziert ist. Man rührt immerfort die Trommeln, und bläst die Trompeten. Die Frau ißt nicht mehr, kaut nur noch Betel, und spricht beständig den Namen der Gottheit aus. Sie kleidet sich in all ihren Schmuk, und zieht ihre prächtigsten Kleider an, wie wenn sie Hochzeit machen wollte. Ihre Verwandten und Freunde begleiten sie unter dem Klange der Trommeln, Trompeten und anderer Instrumenten. Die Bramen muntern sie zu diesem Opfer auf, und versichern sie, daß sie eine unendliche Glükseligkeit in dem Paradiese geniessen werde. Sie versprechen ihr überdas, daß ihr Name auf der ganzen Erde soll berühmt, und sein bei allen Opfern gedacht werden. Um sie in die nöthige Fassung bei dieser heldenmüthigen

Handlung zu sezen, bedienen sich die Bramen gewisser Getränke, unter welche sie Opium mischen; so erhizen sie die Einbildungskraft dieses unglüklichen Schlachtopfers der ehlichen Liebe, und machen sie, so zu sagen, gegen die heftigsten Schmerzen unempfindlich.

Während als sie dem schreklichen Schauplaze zugehet, wo sie oft in der Blühte ihrer Jahre ihr Leben enden soll, so suchen die Bramen sie durch Gesänge zu zerstreuen, in welchen sie ihren Heldenmuth besingen. Diese Henkermusik erhält ihren Muth mitten unter den Schreken des Todes. Die Binde des Aberglaubens liegt auf ihren Augen; es nähert sich der schrekliche Augenblik, wo sie von den Flammen soll verschlungen werden. Mit einer von Schluchzen unterbrochenen Stimme nimmt sie dann traurigen Abschied von ihren Verwandten, die ihr mit thränenden Augen zur Seligkeit Glük wünschen, die sie erwartet. Sie theilt ihren Schmuk unter sie aus, und umarmt sie zum leztenmale. Wenn sie nach dem Gebrauche dreimal um die brennende Gruft herumgegangen ist, stürzt sie sich mitten in die Flammen. Sogleich erschallt eine Menge von Instrumenten in den durchdringendsten Tönen, damit die Zuschauer das Jammergeschrei nicht hören mögen, welches ein so schreklicher Tod diesen unglüklichen Schlachtopfern erpressen muß.

Man vermehrt die Wirksamkeit des Feuers, indem man eine große Menge Oel hinein schüttet, und die Heldin ist bald verzehrt.

Wenn sie zu Asche geworden, so errichtet man an dem Orte ein Siegeszeichen, um das Andenken der großen Handlung zu verewigen, die sie gethan hat. Oft baut man ihr zu Ehren eine Kapelle, und ihr Grabmal ist immer offen, damit sie beständig die Huldigungen der vorübergehenden empfangen könne.

In Bengala ist dieses Schauspiel noch schreklicher. Die Weiber sind entschlossen genug, sich auf den Leichnam ihres Gatten binden zu lassen. Sie halten ihn so umarmt, bis man den Scheiterhaufen anzündet, und erwarten den fürchterlichen Augenblik mit außerordentlicher Kaltblütigkeit.

Wenn man sie lebendig begräbt, sezt Herr Sonnerat hinzu, so beobachtet man die nemlichen Cerimonien, ehe man sie zum Grabe führt. Wenn diejenige, welche zum Opfer bestimmt ist, daselbst angelangt ist, so steigt sie in die gewölbte Gruft hinab. Da sezt sie sich, und nimmt den Leichnam ihres Gatten in ihre Arme. Darauf füllt man das Grab bis an den Hals der Frau mit Erde an; man hält ein Teppich vor sie, um zu verhindern, daß man sie in der Todesangst erblike, und dieser Anblik die andern Weiber

abschreke. Man reicht ihr in einer Muschel etwas zu trinken, welches ohne Zweifel Gift ist. Endlich schnürt man ihr den Hals zu, und diese Hinrichtung geschicht mit ungemeiner Geschiklichkeit.

Man muß bemerken, daß die Religion des Landes nur kinderlosen Wittwen dieses Opfer zugesteht. Diejenigen, welche Kinder haben, oder schwanger sind, müssen am Leben bleiben, um die Erziehung derselben zu besorgen.

IX.

Gegenwärtiger Zustand der Küste von Malabar.

Nachdem ich Indien beschrieben habe, so kann man mit Recht eine Beschreibung von dem Reiche des Mogols fodern. Dieses Reich, welches ehmals so mächtig und so furchtbar gewesen ist, welches so blutige, und unglüklicher Weise allzuberühmte Staatsveränderungen erlitten hat, sollte billig die erste Stelle in der Beschreibung von Indien behaupten. Allein der niedrige schmachvolle Zustand, in welchen es seit etlichen Jahren versunken ist, die verderbliche Anarchie, welche heut zu Tage an dem Hofe zu Delhy herrschet, die beständigen Plünderungen der Ma-

ratten, und Hyder-Aly's, (*) welche dies Reich immerfort in seinem tiefsten Grunde erschüttern, und seinen völligen Untergang geschworen zu haben scheinen, erlauben mir nicht, mich über diesen Gegenstand auszubreiten; und kaum hätte ich vielleicht die Grenzen dieser großen und unglüklichen Monarchie vestgesezt, so könnten mir die Zeitungen sagen, daß sie gar nicht mehr existirt. Die Zeit allein kann uns in den Stand sezen, von dem Ausgange so vieler Räubereien zu urtheilen, welche in unsern Zeiten den reichsten und reizendsten Theil unserer Erde verheeren. Es wird für unsre Zeiten genug seyn, wenn ich blos die meisten Provinzen nach dem Verhältnisse beschreibe, in welchem sie mit dem Handel und den Besitzungen der europäischen Mächte in Asien stehen.

Guzerat. Ich will hier unter dem Namen Malabar die ganze große Gegend umfassen, welche sich von dem Indusstrohme bis an das komorinische Vorgebirg erstreket. Die erste Gegend, die sich mir auf dieser Küste darstellt, ist Guzerat, welche von den Einwohnern **Malalon** genennt wird. Diese Provinz bildet eine Halbinsel zwischen dem sindischen und kambayischen Meerbusen. Sie hat 60 Meilen in die Länge, und fast

(*) Siehe das Leben dieses Fürsten, zu Ende des Tableau de l'année 1781. Paris bei Lamy 1782.

eben so viel in die Breite. Die Gebirge von Arva scheiden sie von dem Königreiche Agra ab. Hindistan hat keine Provinz, wo der Boden fruchtbarer, besser gewässert, und mehr von Flüssen durchschnitten wäre. Zuker, Getreide, Indigo, Baumwolle und aller Gattung Obst kommen daselbst im Ueberflusse hervor. Das einzige, was man diesem Lande noch wünschen möchte, ist, daß nicht einer der heissesten Sudwinde das Klima ein ganzes Vierteljahr lang mit brennender Hize durchwehen möchte. Achmed-Abad ist die Hauptstadt darinn.

Surate liegt in der Nachbarschaft dieser Provinz. Diese Stadt, welche im dreizehnten Jahrhundert noch ein schlechtes Dorf war, ist jezt eine der reichsten und bevölkertsten Städte in ganz Indien. Sie liegt an dem Eingange des Meerbusens von Kambaya an dem mittäglichen Ufer des Taphi, und ihr Handel ist sehr beträchtlich. Ganz Guzerat führet in ihre Magazine die Arbeit seiner unzählbaren Manufakturen. Ein großer Theil davon wird in das Innere des Landes geschafft; der übrige Theil geht vermittelst einer beständig unterhaltenen Schiffahrt nach allen Theilen unsers Erdballs. Zum Unglüke hat der Haven von Surate nur für die kleinen Schiffe einen, und noch dazu unbequemen, Ankergrund. Oft müssen die Schiffe, deren man sich gewöhnlich

bedient, die Fluth erwarten, um herauszukommen, weil man sie nicht wenden kann. Oft brauchen diejenigen, welche beladen sind, vierzehn Tage, um sich an Bord derjenigen Schiffe zu begeben, welche 7 Meilen von der Stadt, und 3 Meilen von der Küste vor Anker liegen.

Die Engländer, Holländer, und Portugiesen haben ein Handlungshaus an diesem Orte. Frankreich hielt einen Consul daselbst, der niemals die Erlaubnis erhalten konnte, die französische Flagge vor seiner Bude aufzusteken, und welcher in dem erst geendigten Kriege sich entfernen mußte. Der Nabab hat seinen Sitz eine Meile weit von der Stadt. Dieser Fürst zahlt dem Mogol einen Tribut, und ist ein Sklave der Engländer, welche alle seine Unternehmungen regieren, und die eigentlichen Regenten sind, ohne dafür angesehen zu werden. Die Citadelle gehört ihnen; sie steken neben der Flagge des Nababs die ihrige auf, und ihre Soldaten stehen in dem Innern derselben Wache, während als die seinigen die Außenwerke besetzen.

Surate hat 600,000 Einwohner, und 5 Meilen im Umkreise. Sie ist mit zween Wällen umgeben. Die Engländer bewachen den ersten, und die Truppen des Nababs den zweiten.

Ohne Unterschied der Länder und der Religionen haben alle Menschen die Freiheit, sich zu

Surate

Surate niederzulassen. Man findet Perser, Banianen, Muhamedaner, und Christen daselbst. Die Perser haben hier einen Tempel, der ein Denkmal der einfachen Sitten des Volkes ist, welches ihn erbauet hat. In einer mit Stroh bedekten Hütte brennt das heilige Feuer, welches beständig von den Priestern unterhalten wird. In der Uebersetzung des Sad-dar, die ich mir vorgenommen habe, als eine Folge meiner **gottesdienstlichen Cerimonien der Völker** herauszugeben, wird man sehen, was für einen Gottesdienst und was für Vorurtheile diese Nation hat.

Surate ist wegen seiner Tänzerinnen (*Baillardères*) berühmt, deren wahrer Name Devedassi ist. Die meisten dieser Mädchen widmen sich reichen Pagoden, und begleiten die Priester bei den Prozessionen, singen und tanzen nach dem Klange des **Tal** und des **Matalan** vor den Bildern der Gottheit her. Ein Handwerksmann bestimmt gewöhnlich die jüngste seiner Töchter zu diesem Stande, und widmet sie dem Dienste der Pagode, ehe sie mannbar ist. Man hält ihnen Meister im Tanzen und Singen. Die Bramen unterrichten ihre Jugend, und brechen ihre ersten Blumen. Endlich werden sie öffentliche Buhlerinnen.

In den großen Städten sind ganze Haufen von den leztern zur Belustigung der reichen Manns-

personen, und andre für die Frauenzimmer. Man mag von einer Religion, oder von einer Kaste seyn, von welcher man wolle, so kann man sie zu sich rufen. Es giebt solche herumschweifende Haufen, deren Anführerinnen alte Weiber sind, welche aus Schülerinnen der Pagoden, endlich die Oberhäupter derselben werden.

Durch einen wunderlichen Kontrast, der immer eine widrige Wirkung hervorbringt, haben diese schönen Mädchen immer einen häßlichen, und schon bejahrten Musikanten bei sich, welcher den Takt mit einem kupfernen Instrumente schlagen muß, das man Tal nennt. Derjenige, welcher darauf spielt, wiederholt beständig dieses Wort mit einem solchen Feuer, daß er stufenweise in schrekliche Verzukungen geräth, unterdessen daß die Tänzerinnen durch den Eifer zu gefallen, und durch den starken Geruch, womit sie sich parfumiren, erhizt, endlich auch außer sich selbst kommen.

Die Tänze sind fast alle Pantominen, welche die Liebe ausdrüken. Plan, Figuren, Stellungen, Takt, Ton und Kadenzen dieser Ballete, alles athmet diese Leidenschaft, alles drükt die Wollust und die Rasereien der Liebe aus.

Alles vereiniget sich, die Eroberungen dieser wollüstigen Weibspersonen zu befördern; die Kunst und der Pracht ihres Puzes, und die Geschiklichkeit,

mit welcher sie der Schönheit nachhelfen. Ihre langen schwarzen Haare hängen entweder auf ihre Schultern herab, oder sind in Zöpfen aufgebunden, mit Diamanten durchflochten, und mit Blumen überstreut. Edelsteine schmüken ihre Hals- und Armbänder. Sie hängen Schmuk sogar in die Naslöcher.

Besonders kömmt nichts der Aufmerksamkeit bei, mit welcher sie für die Erhaltung ihres Busens, als des kostbarsten Schatzes ihrer Schönheit, sorgen. Damit er nicht allzugroß, oder ungestalt werde, so zwingen sie ihn in zwei Futterale von leichtem Holze, welche an einander hängen, und von hinten zugeschnallt werden. Diese Futterale sind so glatt und so geschmeidig, daß sie sich nach allen Bewegungen des Leibes richten, ohne das zarte Gewebe der Haut niederzudrüken, oder wehe zu thun. Die Außenseite dieser Futterale ist mit einem Goldblättchen überzogen, das mit Brillanten besezt ist. Dies ist ohne Widerrede der ausgesuchteste und schäzbarste Puz der Schönheit. Man kann ihn mit großer Leichtigkeit aus und anziehen.

Die meisten dieser Tänzerinnen glauben die Blühte ihrer Gesichtsfarbe und die Lebhaftigkeit ihrer Blike zu vermehren, wenn sie mit einer Kopfnadel, welche mit Spiesglaspulver gefärbt ist, einen schwarzen Ring um ihre Augen ziehen. Diese geborgte Schönheit, die von allen morgen-

ländischen Dichtern erhoben wird, schien den Europäern, die nicht daran gewöhnt waren, anfangs ungereimt, aber zulezt ward sie ihnen angenehm.

Die Kunst zu gefallen macht das ganze Leben, die ganze Beschäftigung, das ganze Glük der Tänzerinnen aus. Nur mit großer Mühe kann man ihrer Verführung widerstehen. Ja sie haben sogar den Vorzug vor den schönen Kachemirierinnen, welche die Serail in Hindistan, wie die Georgierinnen und Cirkassierinnen, die Serail zu Ispahan und Konstantinopel bevölkern. Die Bescheidenheit, oder vielmehr die Zurükhaltung, welche bei stolzen Sklavinnen natürlich ist, die von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen sind, kann den Zauberkünsten dieser geübten Buhlerinnen nicht das Gegengewicht halten.

Die vornehmsten Waaren, welche den Gegenstand des Handels zu Surate ausmachen, sind folgende: Doutis, grobe, ungebleichte Leinwand, welche man in Persien, Arabien, Abyssinien, und auf der östlichen Küste von Afrika verbraucht; blaue Zeuge, welche die nemliche Bestimmung haben, und welche die Engländer und Holländer mit Nutzen nach Guinea verhandeln.

Die kambayischen Zeuge mit blauen und weissen Würfeln; sie dienen in Arabien und der Türkei zu Bettdeken. Es giebt grobe und feine; es giebt

auch welche, die mit Gold durchwirkt sind, zum Gebrauche der Reichen.

Die weissen barokischen Zeuge, die unter dem Namen Baftas so bekannt sind. Wegen ihrer äußersten Feinheit dienen sie den Türken und Persern zu ihrem Sommerkaftan. Diejenige Gattung von Nesseltuch, welche am Ende einen goldnen Streif hat, woraus sie ihre Turban machen, wird an dem nemlichen Orte verfertigt.

Die gedrukten Zeuge von Achmed-Abad, an welchen die Farben eben so lebhaft, so schön, so dauerhaft, als an den koromandelschen Zeugen sind. Man trägt sie in Persien, in der Türkei, in Europa. Die Reichen in Java, Sumatra, und den moluckischen Inseln machen Pagnen (des pagnes) und Bettdeken daraus.

Die Gazen von Bairapour, wovon die blauen in Persien und der Türkei zu Sommerkleidern für die Geringern, und die rothen, für die Vornehmern dienen. Die Juden, welchen die Pforte die weisse Farbe untersagt hat, bedienen sich derselben für ihre Turban.

Die aus Seide und Baumwolle gewirkten Stoffe, einfache, gestreifte, atlasartige, mit Gold und Silber durchwebte. Wenn ihr Preis nicht so theuer wäre, so könnten sie selbst in Europa, ungeachtet der mittelmäßigen Zeichnung, durch die Lebhaftigkeit der Farben und die schöne Malerei der

Blumen gefallen. Sie dauern nicht lang; aber darauf sieht man nicht sehr in den türkischen und persischen Serail, wo man sie verbraucht.

Einige völlig seidene Stoffe, die man Teppiche nennt. Es sind vielfarbichte Tücher, die man in den östlichen Gegenden Indiens sehr sucht. Man würde sie in grösserer Menge verfertigen, wenn die Nothwendigkeit auswärtigen Stoff dazu zu gebrauchen, ihren Preis nicht allzusehr erhöhte.

Die Chaalen, ein sehr leichtes, warmes und feines Tuch, das man aus kachemirischer Wolle verfertigt. Man färbt sie in verschiedenen Farben, man macht auch Blumen und Streifen darein. Sie dienen zu Winterkleidern in der Türkei, in Persien und in den andern Gegenden Indiens, wo man die Kälte spürt. Man macht auch aus dieser kostbaren Wolle Turban, die eine Elle in der Weite und etwas über drei Ellen in der Länge haben, und bis auf tausend Thaler zu stehen kommen. Ob man sie gleich auch zu Surate bisweilen verarbeitet, so kommen doch die schönsten Arbeiten aus Kachemir selbst.

Außer der großen Menge Baumwolle, welche Surate für seine Manufakturen braucht, schikt es jährlich noch wenigstens sieben bis acht tausend Ballen nach Bengala. China, Persien und Arabien bekommen mit einander noch viel mehr, wenn die Erndte sehr reichlich ist. Ist sie nur mit-

telmäßig, so geht aller Ueberfluß nach dem Ganges, wo der Preis derselben immer höher ist.

Obgleich Surate für seine Ausfuhr aus China Porzellan eintauscht, Seidenzeuge aus Bengala und Persien; Mastbäume und Pfeffer aus Malabar; Gummi, Datteln, getroknete Früchte, Kupfer und Perlen aus Persien; Wohlgerüche aus Arabien; viele Spezereien von den Holländern; Eisen, Blei, Tücher, Kuzenelle (Cochenille) und einige Klinkailleriewaaren von den Engländern erhält; so ist doch der Ausschlag so günstig, daß ihm an Gelde jährlich noch 25 oder 26 Millionen herausfallen.

Besitzungen der Maratten. Dieses kriegerische Volk, welches lang in seine Berge eingeschlossen war, sich nach und nach gegen dem Meere ausbreitete, nimmt heut zu Tage das große Land ein, das zwischen Surate und Goa sich erstrekt, und ist diesen beiden großen Städten gleich fürchterlich. Auf der Küste von Koromandel, bei Delhy und an dem Ganges ist es durch seine Streifereien und Räubereien berühmt; aber sein Mittelpunkt, die ganze Masse seiner Kräften, und sein bestimmter Wohnplatz ist in Malabar; da verliert es in den Provinzen, die es erobert hat, den Geist des Raubens, der es in allen Gegenden beseelet, die es blos durchstreifet. Schon hat das Schiksal der Orte sich verbessert, welche so

lang von der Tirannei der Portugiesen niedergedrükt wurden, und nach und nach seine Besizungen vermehrt haben. Auf den benachbarten Meeren ist dagegen seine Aufführung sehr verschieden. Es plündert nicht nur die Schiffe, welche zu schwach sind, ihm zu widerstehen, sondern es öfnet auch den fremden Seeräubern Zufluchtsorte, wenn sie mit ihm ihre Eroberungen theilen wollen.

Die Maratten sind unter allen indianischen Völkern die muthigsten und unerschrokensten. Die Akersleute und die Handwerker verlassen oft ihren Pflug und ihre Werkstätte, um in den Krieg zu ziehen. Ihre Erziehung ist ganz kriegerisch. Da sie von langer Zeit her an Plünderungen und kriegerische Unternehmungen gewöhnt sind, so sind sie jeden Augenblik bereit, ihr Vaterland zu verlassen, das benachbarte Gebiet zu verheeren, und ihm einen Tribut aufzulegen. Sie sind von Natur viel wilder, als es die indianischen Nationen gewöhnlich nicht sind. Sie begnügen sich nicht, die Einwohner der Länder, in welche sie streifen, zu plündern, sie verstümmeln, ermorden sie, lassen sie in den Foltern sterben, um sie zu zwingen, ihre Schäze zu entdeken. Die Armeen der Maratten bestehen aus lauter Reuterei. Ihre Regierungsart ist aristokratisch. Ein Rath von Rajah, die der Religion der Bramen zugethan sind, besizt die oberste Gewalt.

Kanara. Zwischen den Besitzungen der Maratten, und dem eigentlichen Malabar liegt Kanara, ein ziemlich großes Land, welches nach und nach durch die Provinzen Onor, Batikola, Bandel und Kananor vergrößert worden ist. Das Land ist sehr fruchtbar, und bringt vorzüglich vielen Reis hervor. Es war ehmals der blühendste Staat in diesen Gegenden, aber es sank, als sein Fürst gezwungen war, seinen Nachbarn, den Maratten, jährlich 12 bis 13 tausend Livres zu geben, um sein Reich vor ihren Räubereien zu sichern. Seit Hyder-Aly Herr davon wurde, kam es noch tiefer herab. In gleichem Verhältnisse ist Mangalor, das ihm zum Seehaven dient, gesunken. Die europäischen Schiffe haben ihn weniger besucht, theils, weil die Lebensmittel nicht mehr so häufig waren; theils, weil die Menge der Abgaben ihren Preis allzusehr erhöhte. Dem ungeachtet sind die Sitten noch eben so verdorben, als sie es von undenklichen Zeiten her gewesen sind. Kanara kann immer noch die wollüstigsten Buhlerinnen und die schönsten Tänzerinnen in ganz Hindistan liefern.

Kalekut. Ueber Mangalor liegt das Königreich Kalekut. Der Fürst desselben, welcher den Titel Samorin führt, ist ein Brame; und sein Tron ist fast der einzige in Indien, der von einem Prinzen aus dieser Kaste besessen wird. Alle Völker

werden in der Hauptstadt Kalekut angenommen, aber keines hat daselbst die Oberhand. Dieses Königreich wird sehr schlecht regiert, und die Hauptstadt noch schlechter. Sie hat weder Polizei noch Vestungswerke. Ihr Handel, der durch unzählige Abgaben gehemmt wird, ist fast ganz in den Händen einiger Mohren, die das verdorbenste und treuloseste Volk in ganz Asien sind. Einer von ihren grösten Vortheilen ist der, daß sie auf dem Flusse Beypour, der nur zwo Meilen davon entfernt ist, das Holz von Tek erhalten kann, welches man im Ueberflusse auf den benachbarten Ebnen und Bergen antrift.

Es hat in diesem Königreiche ein Gebrauch statt, dessen gleichen man schwerlich auf der ganzen Erde antreffen wird. Der alte Samorin wurde einst vom Trone gestoßen. Der unrechtmäßige Beherrscher konnte das Reich nicht anders auf seine Nachkommen bringen, als durch seine Einwilligung in eine Cerimonie, die bei der Krönung jedes neuen Königs von Kalekut wiederholt wird. Die Familie des Samorins hält 12 starke junge Leute, welche bei dieser Gelegenheit ihr Leben aufopfern; sie berauschen sich mit Opium, und werden rasend. Dann treten sie hervor, um den neuen König umzubringen, welcher sich auf einem etliche Stufen hohen Trone öffentlich zeigen muß. Wenn es einem von den zwölfen gelänge, ihn

umzubringen, so könnte die Familie des alten Samorins wieder in ihre Rechte treten; allein er ist mit 12000 Soldaten umringt, welche diese Fanatiker niederhauen.

Kochinchina. Sechs und dreissig Meilen von Kalekut ist Kochinchina, die Hauptstadt eines Königreiches gleiches Namens. Als die Portugiesen in Indien ankamen, war dieser Ort sehr beträchtlich. Sie bemächtigten sich desselben; allein sie wurden nachher von den Holländern wieder daraus vertrieben. Der Fürst hatte, als er seine Hauptstadt verlor, seine Staaten behalten; allein sie sind ihm in einer Zeit von 25 Jahren nach einander durch **Travankor** weggenommen worden. Sein Unglük zwang ihn, sich unter die Mauern seiner alten Hauptstadt zu flüchten; dort lebt er von 15000 Livres, die man, kraft alter Verträge, ihm aus den Einkünften seines Kaufhauses bezahlen muß. In der nämlichen Vorstadt trift man eine Kolonie von arbeitsamen weissen Juden an, welche die närrische Meinung haben, daß sie sich seit den Zeiten der babylonischen Gefangenschaft hier niedergelassen hätten, welche aber doch wenigstens schon sehr lang hier einheimisch sind. Eine Stadt, welche mit fruchtbaren Feldern umringt, und an einem Flusse gebaut ist, welcher Schiffe von 500 Tonnen trägt, und in dem Innern des Landes in verschiedene

schiffbare Arme sich theilet, sollte natürlicher Weise blühend seyn. Wenn es dem nicht also ist, so kann man nur den unterdrükenden Geist der Regierung deshalb anklagen.

Travankor. Das Königreich Travankor erstrekt sich von den Grenzen von Kochinchina an, bis an das komorinische Vorgebirg. Dieser Staat war ehmals nicht sehr reich, und wahrscheinlich hatte er nur seiner Armuth die Erhaltung seiner Unabhängigkeit zu verdanken, als die Mogoln sich von Madura Meister machten. Ein Monarch, welcher um das Jahr 1730 auf den Tron kam, und fast 40 Jahre ihn besaß, verschaffte dieser Krone einen Glanz, den sie vorher nie gehabt hatte. Er war ein Mann von einem vortrefflichen, tiefen Verstande. Einer seiner Nachbarn schikte ihm zween Gesandten, wovon der eine eine weitläufige Rede anfieng. **O machen sie nicht lang, das Leben ist so kurz**, unterbrach ihn der Prinz mit ernstem Gesichte. Seine Regierung wurde nur durch eine einzige Schwachheit beflekt, welche in einem Lande, wo Aberglauben und Vorurtheile herrschen, vielleicht nothwendig war. Er war ein Nair, und glaubte sich beschimpft, weil er nicht zur ersten Kaste gehörte. In der Absicht, sich so viel als möglich wäre, in dieselbe zu versetzen, ließ er 1752 ein goldenes Kalb giessen, kroch ihm zum Munde hinein, und hinten wieder

heraus. Seine Edikten wurden seit dieser Zeit von dem Tage einer so rühmlichen Geburt datirt, und zum großen Aergernisse von ganz Hindistan, wurde er von denjenigen seiner Unterthanen als Brame erkannt, welche dieses große Vorrecht genossen.

Durch die Bemühungen eines Franzosen, Namens Lanoie, war es diesem Monarchen gelungen, die disciplinirteste Armee zu errichten, die man je in diesen Gegenden gesehen hatte. Mit dieser Macht hoffte er, wie man sagt, ganz Malabar zu erobern, und vielleicht hätte ein glüklicher Erfolg sein ehrgeiziges Unternehmen gekrönt, wenn die europäischen Nationen nicht dazwischen gekommen wären. Ungeachtet dieser Hindernisse gelang es ihm doch, die Grenzen seiner Staaten zu erweitern, und was noch ungleich schwerer war, seine ungerechten Eroberungen für seine Völker vorheilhaft zu machen. Mitten unter dem Geräusche der Waffen wurden die Unterthanen zum Akerbaue aufgemuntert, und Manufakturen errichtet, worinn grobe baumwollene Zeuge verfertigt werden.

X.

Die Maldivischen Inseln.

Die Maldivischen Inseln liegen in einer langen Reihe an der Abendseite des komorinischen Vorgebirges, welches das nächst dabei liegende veste Land ist. Sie sind in 13 Provinzen getheilt, welche man Atollons nennt. Diese Eintheilung ist das Werk der Natur, die jeden Atollon mit Felsen umringt hat, die ihn besser als die stärksten Vestungswerke gegen die Wuth der Wellen oder die Angriffe der Feinde vertheidigen. Die Eingebohrnen geben die Anzahl dieser Inseln auf 12000 an, worunter die kleinsten nur Sandhäufen sind, die in der Fluth untergehen, und die grösten nur einen sehr kleinen Umfang haben. Unter allen Kanälen, welche sie von einander absondern, giebt es nur vier, welche Meerschiffe tragen können. Die andern sind so niedrig, daß man selten mehr als drei Schuhe tief Wasser darinn findet. Man vermuthet mit vielem Grunde, daß alle diese verschiedene Inseln ehmals nur eine einzige ausgemacht haben, welche die Gewalt der Wellen, und der Ströme, oder sonst eine große Bewegung der Natur in mehrere Theile abgesondert hat.

Es ist wahrscheinlich, daß dieser Archipelagus anfangs von Malabar aus ist bevölkert worden. In der Folge kamen die Araber dahin, zogen die Oberherrschaft an sich, und breiteten ihre Religion daselbst aus. Beide Völker waren in eines geschmolzen, als sie die Portugiesen kurz nach ihrer Ankunft in Indien unterjochten. Jedoch ihre Macht dauerte nicht lange. Die Besatzung, welche sie daselbst unterhielten, wurde niedergemacht, und die maldivischen Inseln schwangen sich wieder zur Unabhängigkeit empor. Seit dieser Begebenheit stehen sie unter einem Fürsten, der zu Male residirt, und den wichtigsten Theil seiner Gewalt den Priestern überlassen hat. Er steht unter einem Fürsten auf der Küste von Malabar, dem er einen gewissen Tribut bezahlen muß, und ist der einzige Handelsmann in seinen Staaten. Aus den Trümmern des Schiffes der Duras, welches 1776 an einer von seinen Inseln zu Grunde gieng, ließ er sich ein Schiff von 200 Tonnen bauen, welches er alle Jahre nach den Küsten von Koromandel und Orixa abschikt.

Eine solche Regierung und die Unfruchtbarkeit des Bodens, welcher nichts als Kokosbäume hervorbringt, machen, daß der Handel daselbst nicht beträchtlich seyn kann. Die Einwohner sind sehr arm, bauen nichts an, nicht einmal so viel sie

zu ihrer Nahrung brauchen, und leben nur von Reis, den sie auf den benachbarten Küsten holen. Die Ausfuhr besteht blos in Kauris, Fischen, und Kaire.

Kaire ist die Rinde des Kokosbaums, aus welcher man die großen Taue macht, die in Indien zur Schiffahrt dienen. Nirgends ist sie so gut, so häufig als auf den maldivischen Inseln. Man führt eine große Menge davon mit Kauris nach Ceylon, wo man dafür Arekanüsse eintauscht.

Die Fische, welche in dem Lande **Komplemace** heissen, werden an der Sonne getröknet. Man salzet sie dadurch, daß man sie zu wiederholten malen in Seewasser taucht. Sie theilen sich in Fäden, die so lang und dik wie ein Finger sind. Achem erhält alle Jahre zwo Ladungen davon, die es mit Gold und Benzoe bezahlt. Das Gold bleibt in den Inseln, und der Benzoe wird nach Mokha geschikt, wo man ungefähr 300 Ballen Kaffee dafür kauft, welcher in denselben verbraucht wird.

Die Kauris, die bei den Franzosen Pucelage heissen, sind weisse und glänzende Muscheln. Sie werden alle Monate zweimal gefischt, drei Tage vor dem Neumond und drei Tage hernach. Diese Fischerei ist das Geschäft der Weiber, welche bis an den Gürtel in das Wasser gehen, um sie in dem

Sande

Sande des Meers zu suchen. Man pakt sie zu zwölftausenden zusammen. Was nicht in dem Lande bleibt, oder nicht nach Ceylon geht, kömmt an die Ufer des Ganges. Alle Jahre gehen aus diesem Flusse eine große Menge Schiffe, welche Zuker, Reis, Zeuge und einige andre minder beträchtliche Waaren auf den maldivischen Inseln verkaufen und in ihrer Rükladung für sieben bis achtmal hundert tausend Livres Kauris mitnehmen. Ein Theil davon geht alsdann nach Bengala, wo sie statt des kleinen Geldes dienen. Die übrigen holen die Europäer, welche sie mit vielem Nutzen zu ihrem Handel nach Afrika gebrauchen. Sie bezahlen das Pfund mit 6 Sous, verkaufen es in ihren Hauptstädten für 12 bis 18 S. und in Guinea gilt es bis 35 Sous.

XI.

Die Küsten von Koromandel und Orixa.

Die Küsten von Koromandel und Orixa erstreken sich von dem komorinischen Vorgebirge an, bis an den Ganges. Die Erdbeschreiber, so wie die Geschichtschreiber machen allezeit einen Unterschied unter diesen an einander stoßenden Gegenden, weil sie von Völkern bewohnt werden, deren Sitten und Münzen sich nicht gleich sind.

Auch in Ansehung ihrer Sprache sind sie verschieden. Die Einwohner von Orixa haben eine besondere Sprache, da hingegen ihre Nachbarn durchgängig die malabarische sprechen. Doch da der Handel in diesen Gegenden ungefähr der nemliche ist, und auch auf die nemliche Art getrieben wird, so will ich sie mit Herrn Abbe Raynal blos unter dem Namen Koromandel anführen. Die beiden Küsten haben noch andere Aehnlichkeiten mit einander. Auf beiden ist die Hitze sehr stark; aber die Seewinde, die sich von dem Anfange des Brachmonats bis in die Mitte des Weinmonats Morgens um 10 Uhr erheben, und bis Abends um 10 Uhr fortwehen, machen das Klima erträglich. Noch kühler ist es in dem Heumonat und besonders in dem Wintermonat, wegen des beständigen Regens. Die Inwohner von Koromandel und Orixa heissen in der Landessprache Tamuler.

Dieß unermeßliche Land ist ungefähr eine Meile weit mit einem völlig unfruchtbaren Sande bedekt, wo sich die Wellen des indischen Ozeans mit großer Heftigkeit zerschlagen. Ehmals landeten nur Kähne daselbst an, die aus leichten Brettern mit Kaire so zu sagen zusammen genäht waren. Die ersten Europäer, welche an diesen Ufern ankamen, wollten größere und dauerhaftere Schiffe brauchen. Allein wiederholte Unglüks-

fälle zwangen sie, diesen Vorsatz fahren zu lassen. Sie begriffen mit Hilfe der Zeit, daß nichts vernünftigers wäre, als einen Gebrauch nachzuahmen, der ihnen anfangs nur eines Volkes würdig schien, welches einen gänzlichen Mangel an Erfahrung und Einsichten hatte.

Der Geschmak, den die Europäer an den Waaren aus den Manufakturen von Koromandel fanden, flößte allen ihren Landsleuten, welche die indischen Meere besuchten, den Entschluß ein, sich daselbst niederzulassen. Weder die Schwierigkeit, die Waaren aus dem Innern eines Landes herbeizuschaffen, welches keinen schiffbaren Fluß hat; noch der gänzliche Mangel an Seehäven in einem Meere, auf welchem man einen Theil des Jahrs sich gar nicht halten kann; noch die Unfruchtbarkeit der Küsten, die gröstentheils unangebaut und unbewohnt sind; noch die Tirannei und Unbeständigkeit der Regierung, konnten sie von ihrem Vorhaben abwendig machen. Sie glaubten, daß sie mit ihrem Gelde den Fleiß der Inwohner erkaufen könnten, daß Pegu würde Holz zu den Gebäuden, und Bengala Getreide zur Nahrung liefern, daß eine neun Monate lang ruhige Schiffahrt mehr als hinlänglich für die Ladungen seyn würde, und daß man sich nur bevestigen dürfe, um sich vor den Erpressungen

der schwachen Despoten in Sicherheit zu setzen, unter welchen diese Gegenden seufzten.

Die ersten Kolonien liessen sich an den Ufern des Meers nieder. Einige hatten ihre Entstehung der Gewalt zu verdanken, andere wurden mit der Einwilligung des Landesherrn angelegt. Alle hatten ein sehr enges Gebiet. Ihre Grenzen waren durch einen Hag von dornichten Pflanzen vestgesezt, in welchem ihre ganze Schutzwehr bestund. Mit der Zeit warf man Vestungswerke auf. Die Sicherheit, die sie gewährten, und die gelinde Regierung vermehrten die Anzahl der Pflanzer in kurzer Zeit. Ihr Glanz und ihre Unabhängigkeit verdroß mehr als einmal die Fürsten, in deren Staaten diese Pflanzungen entstanden waren; allein alle Mühe, die sie anwandten, sie zu vernichten, war vergeblich. Jeder Pflanzbürger sah sein Eigenthum sich vermehren nach dem Maas des Reichthums und der Einsichten der Nation, welche die Pflanzungen errichtet hatte.

Keine von den Handelsgesellschaften, welche ihr ausschliessendes Privilegium jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung ausüben, hat den Diamantenhandel unternommen. Er wurde immer den Handelsleuten, die für ihre eigne Rechnung handelten, überlassen, und fiel stufenweise ganz in die Hände der Engländer, oder der Juden und Armenier, welche unter ihrem Schutze lebten.

Heutzutage beträgt dieser große Gegenstand des Prachtes und des Fleißes nicht viel. Die Staatsveränderungen, die in Hindistan vorgefallen sind, haben die Menschen von diesen reichen Gruben entfernt, und die Anarchie, in welche dieses unglükliche Land versunken ist, läßt keine Hoffnung übrig, daß sie wieder dazu gelangen können. Alle Handlungsspekulationen auf der Küste von Koromandel schränken sich auf den Einkauf der baumwollnen Zeuge ein.

Man kauft daselbst weisse Zeuge, die fast auf die nemliche Art wie die unsrigen verfertigt werden. Man kauft auch gedrukte Zeuge daselbst, deren Verfertigung anfangs in Europa sklavisch nachgeahmt, aber seither durch unsern Fleiß vereinfacht und vervollkommnet worden ist. Endlich kauft man auch noch gemalte Zeuge, die wir nicht wagten, nachzumachen. Diejenigen sind im Irrthum, welche glauben, daß der hohe Preis unsrer Arbeiten uns verhindert hat, diese Gattung der Industrie anzunehmen. Die Natur hat uns die Materialien versagt, die in die Zusammensetzung der glänzenden und unauslöschlichen Farben kommen, welche das Hauptverdienst der indischen Arbeiten sind. Sie hat uns besonders das nöthige Wasser versagt, um sie mit Vortheil zu verarbeiten.

Obgleich der ganze Theil von Hindistan, welcher sich von dem komorinischen Vorgebirge bis

an den Ganges erstrekt, Zeuge von allen Gattungen liefert, so kann man doch sagen, daß die schönsten in dem östlichen Theile, die gemeinen in der Mitte, und die groben in dem westlichsten Theile verfertigt werden. Man trift in den europäischen Pflanzungen und auf der Küste Manufakturen an. Fünf bis sechs Meilen vom Meer findet man sie häufiger, wo die Baumwolle schöner ist, ihr besser abgewartet wird, und die Lebensmittel wohlfeiler sind. Man kauft sie daselbst in einem Umkreise von 30 bis 40 Meilen ein. Indische Kaufleute, die sich in unsern Handlungsplätzen niedergelassen, nehmen immer diese Bestellungen über sich.

Man kömmt mit ihnen über die Menge, und die Beschaffenheit der Waaren überein, welche man verlangt. Man sezt den Preis nach den Mustern vest, und giebt ihnen bei Unterzeichnung des Kontrakts den dritten oder vierten Theil von dem Gelde, das sie kosten sollen. Diese Einrichtung entspringt aus der Nothwendigkeit, in welcher sie sich selbst befinden, den Handwerksleuten durch ihre Handlungsgenossen oder durch Agenten, die man überall antrift, Geld vorzuschiessen, auf die Sicherheit desselben zu wachen, und die Summe nach und nach zu vermindern, indem sie das, was fertig wird, aus den Werkstätten wegnehmen. Ohne diese Vorsicht würde

Europa das niemals erhalten, was es verlangt. Zwar verfertigen die Weber, was in dem Lande selbst verbraucht wird, für ihre eigne Rechnung. Diese Unternehmung, welche nur ein kleines Kapital fodert, das jede Woche wieder eingeht, übersteigt selten das Vermögen der Handwerksleute, aber wenige unter ihnen sind bemittelt genug, ohne Geldvorschuß die feinen Zeuge zu verfertigen, die zur Ausfuhr bestimmt sind, und dieienigen, welche es wären, würden es nicht thun, aus der sehr gegründeten Furcht vor den gewöhnlichen Erpressungen ihrer tirannischen Regierung.

Die Gesellschaften, welche vermögend oder gut eingerichtet sind, haben immer für ein Jahr Geld zum Voraus in ihrer Kasse. Dadurch können sie zu gelegener Zeit die Waaren in der Menge und von der Beschaffenheit kaufen, wie sie dieselben brauchen. Ueberdas verlassen sie ihre Handwerks- und Kaufleute nie, weil sie keinen Augenblik ohne Beschäftigung sind.

Die Nationen, welche kein Geld und keinen Kredit haben, können ihre Handelsgeschäfte erst mit der Ankunft ihrer Schiffe anfangen. Sie haben nur 5 oder 6 Monate aufs höchste Zeit, die Bestellungen zu machen, die man ihnen aus Europa zuschikt. Die Waaren werden in der Eile verfertigt und man ist dadurch gezwungen, solche anzunehmen,

die man als schlecht kennt, und die man in einer andern Zeit ausgeschossen hätte. Sie müssen ihre Ladungen voll machen, um die Schiffe vor der Zeit der Stürme abzufertigen; da müssen sie sich freilich mit allem begnügen.

Man würde sich betrügen, wenn man glaubte, daß man die Unternehmer in dem Lande dahin bringen könnte, auf ihre eigne Rechnung arbeiten zu lassen, in der Hoffnung, ihre Manufakturwaaren mit einem anständigen Gewinnste an die Gesellschaft zu verkaufen, zu welcher sie gehören. Außerdem, daß die meisten nicht reich genug sind, um ein so weitläufiges Unternehmen zu wagen, so wären sie auch in Ansehung ihres Gewinnstes dabei nicht sicher. Wenn ein unvorhergesehener Zufall die Gesellschaft hinderte, ihre gewöhnlichen Versendungen zu machen, so hätten alsdann die Kaufleute keinen Ausweg, ihre Zeuge fortzubringen. Die Indianer, deren anders zugeschnittene Kleidung andre Länge und Breite erfodert, als die für uns verfertigten Zeuge nicht haben, würden sie nicht wollen; und die andern europäischen Gesellschaften sind mit allem versehen, oder haben doch wenigstens für alles Versicherung, was ihr Handel fodert, und ihr Vermögen ihnen zu kaufen erlaubt.

Der auswärtige Handel, welchen Koromandel treibt, ist nicht in den Händen der Eingebohrnen.

Nur in dem westlichen Theile findet man Muhamedaner, die unter dem Namen Chaulias bekannt sind, welche zu Naur und Porto Novo Versendungen für Achem, Mergi, Siam und die östliche Küste übernehmen. Außer den ziemlich beträchtlichen Schiffen, welcher sie sich bei diesen Reisen bedienen, übernehmen sie auch noch kleinere Ladungen für den Handel an der Küste hin, nach Ceylon, und für die Perlenfischerei. Die Indianer von Masulipatan haben einen andern Gegenstand ihres Fleißes. Sie lassen weisse Zeuge aus Bengala kommen, welche sie färben oder druken, und verkaufen sie mit einem Gewinnste von 35 oder 40 aufs Hundert an den nemlichen Orten, woher sie dieselben bezogen haben.

Außer diesen Verbindungen, welche sehr wenig bedeuten, sind alle Geschäfte in den Händen der Europäer, welche nur mit einigen Banianen und Armeniern in Gesellschaft stehen, die in ihren Handelsplätzen sich niedergelassen haben.

Die Anzahl der Zeuge, welche man aus Koromandel für die verschiedenen Handelsplätze Indiens bezieht, kann sich auf 3500 Ballen belaufen. Die Franzosen führen 800 nach Malabar, Mokha, Isle de France. Die Engländer 1200 nach Bombay, Malabar, Sumatra und den philippinischen Inseln. Die Holländer 1500 nach ihren verschiedenen Handelsplätzen; ausgenommen

500 Ballen, die nach Manilla bestimmt sind, welche jeder 2400 Livres kosten. Die andern bestehen aus so gemeinen Waaren, daß ihr ursprünglicher Werth nicht über 720 Livres steigt. So beträgt denn die ganze Anzahl der Ballen am Werthe nicht über 3,360,000 Livres.

XII.

Beschreibung von Bengala.

Dieses weitläufige Land, welches man Bengala (*) nennt, grenzt gegen Morgen an die Königreiche Assam und Arrakan; gegen Abend an verschiedene Provinzen des mogolischen Reichs; gegen Norden an schrekliche Felsen; gegen Mittag an das Meer. Es erstrekt sich an den beiden Ufern des Ganges hin, welcher aus verschiedenen Quellen in Tibet entsteht, eine Zeitlang in dem Gebirge Kaukasus herumirrt, und zwischen den Bergen, die auf der Grenze sind, Indien zufließt. Nachdem dieser Fluß in seinem Laufe eine große Menge weitläufiger, fruchtbarer, und wohlbevölkerter Inseln gebildet, verliert er sich in den Ozean durch verschiedene Mündungen, wovon nur zwey gekannt und besucht sind.

(*) Diesen Namen haben eigentlich die Europäer dem Lande gegeben. Sonst heißt es Oulesser, und bey den Indianern Jaganat. A. d. U.

Die Natur hat Bengala alles gegeben, was zum Reichthume seiner Einwohner beitragen kann. Der Mogol Aureng=Zeb nannte es das Paradies der Nationen. Es bringt im Ueberflusse und fast ohne Wartung alle Arten von Getreide und vortrefflichem Obste hervor. Kein Land ist besser gewässert als dieses: Bäche und große Flüsse, wie der Putta und Prima=Putre bilden Kanäle, welche die innere Schiffahrt sehr erleichtern und ausdehnen. Die Bequemlichkeit, das Wasser auf die Felder zu leiten, und die natürliche Güte des Bodens; der überdies noch durch periodische Regen befruchtet wird, machen den Feldbau so leicht, daß den Akersleuten viele Zeit übrig bleibt in den Manufakturen zu arbeiten.

Lange beherrschte ein eigener Fürst dieses Land, als Egbar, Aureng=Zebs Großvater es zu erobern beschloß. Im Jahre 1590 griff er es an, und 1595 war seine Eroberung vollendet. Seit diesem Zeitpunkte hat Bengala immer die Mogoln für seine Herrn erkannt. Der Befehlshaber, der es regierte, hielt anfangs seine Residenz zu Raja=Mahol; in der Folge verlegte er sie nach Dakka. Seit 1717 ist sie zu Moxudabad, einer großen Stadt, die fern von dem Meere, und zwo Meilen von Kassimbazar liegt. Verschiedene Nabab und Rajah stehen unter den

Befehlen des Vicekönigs, welcher den Titel Souba führt.

Lange besaßen die Söhne des großen Mogols diesen wichtigen Posten. Allein sie misbrauchten die Macht und die Reichthümer dieses Landes so oft zur Störung der öffentlichen Ruhe, daß man für gut fand, ihn Leuten von geringerm Ansehen, und die mehr von dem Hofe abhiengen, anzuvertrauen. Die neuen Befehlshaber machten nun freilich den Hof von Delhy nicht zittern; doch liefert sie auch die Tribute, die sie einfoderten, nicht sehr pünktlich in den königlichen Schatz. Diese Unordnung wurde nach Thamas-Kouli-Kans Eroberung noch größer, und es kam so weit, daß der Kaiser, welcher außer Stand war den Maratten den Kout, den er ihnen schuldig war, zu bezahlen, ihnen 1740 die Vollmacht gab, ihn selbst in Bengala zu holen. Diese Räuber theilten sich in drei Armeen, verheerten 10 Jahre lang dies schöne Land, und giengen nicht eher heraus, als bis sie sich unermeßliche Summen hatten bezahlen lassen.

Mitten in Bengala liegt **Bisnapor**, ein glükliches, ungefähr 60 Meilen großes Land. Diese Provinz wird seit undenklichen Zeiten durch einen rajeputischen Bramen beherrscht. Da findet man ganz ungeändert die Reinheit und Gerechtigkeit des alten politischen Systems der Indianer. Die

sonderbare Lage dieser Gegend hat ihren Bewohnern ihr ursprüngliches Glük, und ihren sanften Charakter erhalten, indem sie dieselbe vor der Gefahr schüzt, erobert zu werden, oder durch Eroberungen ihre Hände in Menschenblute zu baden. Die Natur hat sie mit Wassern umringt, die jeden Augenblik ihre Besizungen überschwemmen, so bald sie nur die Schleussen ihrer Flüsse öfnen. Die Heere, welche sie zum Gehorsam zu bringen abgeschikt waren, sind so oft ersäuft worden, daß man endlich den Vorsatz aufgegeben hat, sie zu unterjochen, und sich nun mit einem Scheine von Unterwürfigkeit begnüget.

Freiheit und Eigenthumsrecht sind in Bisnapor heilig. Man hört daselbst weder von privat, noch von öffentlichem Diebstahl. Ein Reisender, er sey auch wer er wolle, kömmt nicht so bald hinein, so sind schon die Geseze für seine Sicherheit besorgt. Unentgeldlich giebt man ihm Wegweiser zu, die ihn von einem Orte zum andern geleiten, und für seine Person und sein Vermögen stehen müssen. Wenn er seinen Führer wechselt, so händigt der neue dem, welchen er ablöset, ein Zeugnis seiner Aufführung ein, welches protokollirt, und dem Rajah nachher zugeschikt wird. So lange er in dem Lande ist, wird er auf öffentliche Kosten ernährt und mit seinen Waaren von einem Orte zum andern gebracht, außer, wenn er die

Erlaubnis begehrt, långer als drey Tage an dem nemlichen Orte sich aufzuhalten. Alsdann ist er verbunden, was er verzehrt zu bezahlen, es seye denn, daß er durch Krankheit oder sonst einen unvermeidlichen Zufall aufgehalten worden. Diese Wohlthätigkeit gegen Fremde ist eine Folge des lebhaften Antheils, den die Bürger einer an dem andern nehmen. Sie sind so weit entfernt, sich Schaden zuzufügen, daß derjenige, welcher einen Geldbeutel, oder sonst etwas von Werthe findet, es an den ersten besten Baum hängt, und es bei der nächsten Wache ansagt, welche es alsdann unter Trommelschlage der ganzen Bürgerschaft ankündigt. Diese Grundsäze von Rechtschaffenheit sind so allgemein angenommen, daß sie so gar die Regierung in ihren Maasregeln bestimmen. Alles was von 7 bis 8 Millionen, die sie jährlich erhebt, ohne daß weder der Feldbau, noch die Industrie darunter leiden, von den unvermeidlichen Ausgaben des Staates übrig bleibt, wird zu seiner Verbesserung verwendet. Dieser menschenfreundlichen Sorgfalt kann sich der Rajah überlassen, weil er dem Mogol nur nach seinem Gutdünken, und wenn er es für nöthig hält, Tribut bezahlt.

Obgleich der übrige Theil von Bengala von der wirklichen oder fabelhaften Glükseligkeit in Bisnapor sehr entfernt ist, so ist er doch immerhin

die reichste und bevölkertste Provinz des mogolischen Reiches. Ungeachtet der nothwendig sehr beträchtlichen Consummation in dem Lande selbst, wird noch außerordentlich viel ausgeführt. Ein Theil der Waaren geht in das Innere des Landes. Nach Tibet kommen Zeuge, auch Eisen und Tücher, die man aus Europa bringt. Die Bewohner dieser Gebirge holen sie selbst zu Parna und bezahlen sie mit Bisam und Rhabarber. Der Bisam ist ein Tibet ganz eignes Erzeugnis. Er entsteht in einem kleinen Beutel von der Größe eines Hünereyes, welcher in Gestalt einer Blase unten an dem Bauche einer Art von Rehen zwischen dem Nabel und den Geburtsgliedern wächst. Ursprünglich ist er nichts als ein faules Blut, welches in dem Beutel des Thieres gerinnt. Die gröste Blase giebt nur eine halbe Unze Bisam. Der Geruch desselben ist von Natur so stark, daß man ihn in dem gemeinen Gebrauche durch die Vermischung mit sanftern Wohlgerüchen mildern muß. Um größern Gewinn davon zu ziehen, kamen die Jäger auf den Einfall, einen Theil des Bisams aus den Blasen wegzunehmen, und die Lüke mit untereinander gehakter Leber und geronnenem Blute des Thieres auszufüllen. Um diesen betrügerischen Vermischungen vorzubeugen, verordnete die Regierung, daß alle Blasen, ehe sie zusammen genäht würden, von Aufsehern

sollten untersucht werden, die sie dann selbst zunähen und mit dem königlichen Siegel bezeichnen sollten. Diese Vorsicht hat zwar die Betrügereien verhindert, welche den innern Werth des Bisams schwächten, aber nicht diejenigen, wodurch sein Gewicht vermehrt wird, indem man eine unmerkliche Oefnung in die Blasen macht, und ein wenig Blei hineinlaufen läßt. (*)

Der tibetische Handel ist nichts in Vergleichung mit demjenigen, welchen Bengala mit Agra, Delhy und den Provinzen treibt, welche in der Nachbarschaft dieser prächtigen Hauptstädte liegen. Man führt ihnen Salz, Zuker, Opium, Seide, Seidenzeuge, außerordentlich viele andere Zeuge, besonders Nesseltücher zu. Diese Gegenstände beliefen sich zusammen ehmals jährlich auf mehr als 40 Millionen. Eine so beträchtliche Summe kam nicht an die Ufer des Ganges; aber sie war Ursache, daß eine fast eben so große Summe daselbst verblieb, welche sonst zur Bezahlung der Auflagen, oder für sonst einen andern Gebrauch aus dem Lande gekommen wäre. Seitdem die Befehlshaber des Mogols sich gleichsam unabhängig gemacht haben, seit sie ihm von seinen Ein-

(*) Alles dieses wissen wir heutiges Tages gar viel vollständiger und richtiger aus dem XIIIten Fascikel der Spicileg. Zoolog. des H. Pallas. A. d. U.

Einkünften nur so viel zuschiken, als sie ihm geben wollen, hat der Pracht am Hofe sehr abgenommen, und die vorgemeldte Ausfuhr ist nicht mehr so stark.

Der Seehandel von Bengala, den die Eingebohrnen treiben, hat nicht die nemliche Abnahme erlitten, aber dagegen war er auch nicht so beträchtlich. Man kann ihn in zwey Zweige abtheilen, wovon Katek den grösten besizt.

Katek ist ein ziemlich großer Strich Landes, ein wenig unterhalb der westlichen Mündung des Ganges gelegen. Balassor, das an einem schiffbaren Flusse liegt, dient ihm zum Seehaven. Die Schiffahrt nach den maldivischen Inseln, welche das ungestümme Klima die Engländer und Franzosen aufzugeben nöthigte, hat sich ganz allein auf diese Rhede gezogen. Man ladet für diese Inseln daselbst Reis, grobe Zeuge, einige Seidenwaaren, und tauscht dafür Kauris ein, welche in Bengala statt der Münze dienen, und den Europäern verkauft werden.

Die Einwohner von Katek und einige andere Völker unten am Ganges, stehen mit Assam in wichtigerer Verbindung. Dieses Königreich, das man für einen ehmaligen Theil von Bengala hält, welches auch nur durch einen Fluß, der sich in den Ganges ergießt, davon abgesondert ist, sollte bekannter seyn, wenn die Behauptung wahr

ist, daß man ihm die Erfindung des Schießpulvers zu danken hat, die von Assam nach Pegu, und von Pegu nach China gekommen ist. Seine Gold- Silber- Eisen- und Bleigruben würden seinen Ruhm noch vermehrt haben, wenn sie recht gebaut worden wären. Mitten unter diesem Reichthume, den es nicht gebrauchte, fehlte ihm das Salz, wornach es ein sehr empfindliches Bedürfnis fühlte: denn man mußte sich mit demjenigen begnügen, welches man aus einigen Pflanzen auskochen konnte.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts predigten einige Bramen aus Bengala ihren Aberglauben in dem Königreiche Assam, wo man nur der natürlichen Religion anhieng. Sie überredeten das Volk, daß es der Gottheit angenehmer seyn würde, wenn es das reine und gesunde Meersalz statt desjenigen, welches ihm dasselbe ersezte, gebrauchen würde. Der Fürst gab seine Einwilligung zur Einfuhr desselben, mit der Bedingung, daß er den ausschließenden Handel desselben treiben, nur Bengaler es bringen, und die Schiffe, welche es führten, sich an den Grenzen des Reiches aufhalten sollten. Seit dieser Einrichtung gehen alle Jahre ungefähr vierzig kleine Schiffe vom Ganges nach Assam, deren Salzladungen einen Gewinn von fast 200 aufs Hundert betragen. Als Bezahlung erhält man ein wenig Gold

und Silber, Elfenbein, Bisam, Adlerholz, Gummilak und vorzüglich Seide. Diese, die ganz einzig in ihrer Art ist, bedarf gar keiner Abwartung. Man erhält sie von Bäumen, auf welchen die Seidenwürmer auskriechen, leben, und alle ihre Verwandlungen ausstehen. Der Inwohner hat blos die Mühe sie zu holen. Die Kokons, welche man vergißt, dienen zu neuem Saamen. Wählrend als derselbe sich entwikelt, treibt der Baum frische Blätter, welche den neuen Seidenwürmern nach und nach zur Nahrung dienen. Diese Veränderungen geschehen des Jahrs zwölfmal, doch mit geringerm Vortheil in der Regenzeit, als in der troknen Jahrszeit. Die Stoffe, welche man von dieser Seide verfertigt, sind sehr glänzend, aber nicht sehr dauerhaft.

Außer diesen zween Zweigen der Schiffahrt, welche die Eingebohrnen aus besondern Ursachen behalten haben, sind den Bengalern alle übrige von den Europäern entrissen worden. Und es konnte auch nicht anders seyn. Wie hätte ein schwaches, behutsames, unterdrüktes Volk, das mit sehr kleinen Schiffen nur langsam längst der Küste hin seegelt, mit Vortheil mit den Fremden wetteifern können, deren Geist alles unternimmt, die in dem Ganges selbst und an allen andern Ufern besondere Vorrechte geniessen, und den Stürmen auf großen Schiffen Troz bieten? Einer

der vorzüglichsten Zweige des Handels, den die Europäer in Bengala mit dem übrigen Indien treiben, besteht in dem Opium. Es wird aus dem weissen Gartenmohn gezogen, an welchem alle Theile einen Milchsaft geben. In der Provinz Bahar wird er vor allen andern Ländern am meisten gebaut. Ihre Felder sind ganz damit bedekt. Außer demjenigen Opium, welches zu Lande verführt wird, gehen jährtich über 600,000 Pfunde über das Meer. Dieses Opium wird nicht geläutert, wie das syrische und persische, dessen wir uns in Europa bedienen. Es ist nur ein unverarbeiteter Teig, dessen Wirkung zehnmal schwächer, als die Wirkung des andern ist.

Die östlichen Völker Indiens lieben alle das Opium außerordentlich. Umsonst haben die chinesischen Geseze die Schiffe, die welches in das Reich einführen, und die Häuser, welche es empfangen würden, zum Feuer verdammt. Die Consummation desselben ist deswegen nicht schwächer worden. Noch beträchtlicher ist sie in Malaka, Borneo, in den moluckischen Inseln, in Java, Makassar, Sumatra, in allen Inseln dieses unermeßlichen Archipelagus. Die Insulaner rauchen es mit dem Tabak. Diejenigen, welche ein verzweifeltes Unternehmen wagen wollen, berauschen sich mit diesem Dampfe. In dieser Trunkenheit stürzen sie sich auf den ersten besten Gegenstand hin, der

ihnen vorkommt, auf einen Menschen, den sie nie gesehen haben, wie auf ihren unversöhnlichsten Feind.

Obgleich der gröste Theil des Handels von Bengala durch die Hände der Europäer geht, und unter ihrer Flagge getrieben wird, so kömmt er doch nicht völlig auf ihre Rechnung. Zwar nehmen die Mogoln, die sich gewöhnlich auf die Orte ihres Reiches einschränken, selten an diesen Ausrüstungen Antheil; allein die Armenier, welche seit den Staatsveränderungen in Persien sich an den Ufern des Ganges niedergelassen haben, wohin sie ehmals nur Reisen unternahmen, legen gern ihre Kapitalien darauf an. Der Zuschuß der Indianer ist noch beträchtlicher. Obgleich die Eingebohrnen unter dem Druke der Regierung unmöglich ihren Reichthum geniessen können, so hindert sie dies doch nicht, ihn zu vermehren. Weil sie zu viel Gefahr laufen würden, wenn sie den Handel öffentlich trieben, so sind sie gezwungen, verdekte Wege zu suchen. Wenn ein Europäer ankömmt, so studieren ihn diese Völker aus, die sich besser auf Menschen verstehen, als man glaubt, und wenn sie ihn haushälterisch, einsichtsvoll und thätig finden, so bieten sie sich ihm zu Mäklern oder zu Kassirern an, leihen oder verschaffen ihm Geld, welches man ihm als einen Antheil an den Schiffen, die er ausrüsten will, (à la

Grosse) oder auf Zins vorschießt, welcher gewöhnlich wenigstens 9 vom 100 ist, und noch stärker wird, wenn man von den Chetz, einer mächtigen Zunft entlehnen muß, welche lang die Bank des Hofes, die Generalpacht des Landes, und die Aufsicht über die Münzen in Händen hatte.

Als die europäischen Handelsleute einsahen, daß es vortheilhaft für sie wäre, näher an den Orten zu seyn, wo ihre Ladungen ausfahren, so zogen sie an dem Arme des Ganges hinauf, welcher, nachdem er sich von dem Hauptstrohme zu Morkhia getrennt hat, sich in den Ozean unter dem Namen des Flusses Ugly verliert. Die Regierung erlaubte ihnen an allen Orten Hütten zu bauen, welche Ueberfluß an Manufakturen haben; sie begieng auch die Unklugheit ihnen die Freiheit zuzugestehen, an allen Ufern dieses Flusses Vestungswerke aufzuwerfen.

Die europäischen Schiffe können das ganze Jahr in den Ganges fahren, den Weinmonat, Wintermonat und Christmonat ausgenommen, in welcher Zeit fast unaufhörliche Stürme die Schiffahrt auf dem bengalischen Meerbusen unmöglich machen. Diejenigen, welche den Flußhinauf fahren wollen, schiffen vorher um das Vorgebirg der Palmbäume herum. Sie werden daselbst von Steuerleuten aus ihrem Volke empfangen, welche zu Balassor wohnen. Das Geld, welches sie

mit sich führen, wird in Boote von ungefähr 60 bis 100 Tonnen vertheilt, welche immer vor den Schiffen her gehen. Sie kommen durch einen engen Kanal, zwischen zween Sandbänken in den Fluß Ugly. Ehmals blieben sie zu Kulpy; aber mit der Zeit wagten sie es, den reissenden Ströhmen, und den aufgethürmten, hin und her getriebenen Sandbänken zu trozen, welche die Schiffahrt auf dem Flusse zu versperren schienen, und seegelten ein jedes nach seinem bestimmten Orte. Mehrere Schiffbrüche folgten auf dieses kühne Unternehmen; aber ihre Anzahl hat in der nemlichen Stufe abgenommen, wie man mehr Erfahrung erlangt und der Beobachtungsgeist sich weiter ausgedehnt hat.

Außer dieser großen Schiffahrt giebt es noch eine andere, wodurch man die Waaren aus der ersten Hand in die Hauptniederlage jeder Gesellschaft kommen läßt. Man bedient sich dazu kleiner Flotten von 80, 100, 120 Schiffen. Bis auf unsre Zeiten sezte man schwarze oder weisse Soldaten darauf, um der unersättlichen Raubsucht der Nabab und Rajah Einhalt zu thun, die man auf dem Wege antraf. Was man von dem Oberganges, Patna, Kassimbazar bezieht, kömmt den Fluß Ugly herab. Die Waaren von den andern Armen des Flusses, welche in dem Innern des Landes alle schiffbar und mit einander

durch Kanäle verbunden sind, besonders gegen dem Niederganges hin, kommen durch Rangasula und Baratola in den Fluß Ugly 15 oder 20 Meilen vom Meere. Von dannen fahren sie alsdann zur Hauptniederlage einer jeden Nation hin.

Bengala liefert nach Europa Bisam, Lak, rothes Holz, Pfeffer, Kauris, und einige andere minder beträchtliche Artikel, welche von andern Orten dahin kommen. Diejenigen, welche Bengala eigen sind, sind Borax, Salpeter, Seide, und Seidenwaaren, Nesseltücher, und tausenderlei Gattungen von Zeugen.

Noch vor wenig Jahren bezahlten die Europäer alles, was sie in Bengala einkauften, mit zwanzig Millionen Livres. Ihr Eisen, ihr Blei, ihr Kupfer, ihre wollne Zeuge, die Spezereien der Holländer wogen ungefähr das Drittheil dieser Summe auf; das übrige bezahlte man mit baarem Gelde. Seitdem die Engländer sich dieses reichen Landes bemächtigt haben, steigt die Ausfuhr, und vermindern sich die Einkünfte, weil die Eroberer einen größern Theil von Waaren wegnehmen und sie mit den Einkünften des Landes bezahlen.

XIII.

Das Königreich Ava und Pegu.

Das Königreich Ava, zu welchem auch das Königreich Pegu gehört, ist sehr groß. Gegen Norden grenzt es an China; gegen Morgen an Tongking, Guinam und Kochinchina; gegen Mittag an das Königreich Siam; gegen Abend zum Theil an das Meer, und weiter hinauf zu hört es bei Chatigam auf, welches an Bengala stößt.

Als die Portugiesen sich in diesem Lande vestsezten, fanden sie es in zwei Reiche getheilt. Die Abassy, die in Europa unter dem Namen der Peguaner bekannt sind, bewohnten das Königreich Pegu, und die Barmer das Königreich Ava. Diese zwei Völker konnten unter Regierungen, die um die Oberherrschaft mit einander wetteiferten, nicht lange in gutem Verständnisse leben. Der König von Ava, der seine Nachbarn um ihren Handel beneidete, brachte im Jahre 1685 eine zahlreiche Armee zusammen, und kündigte ihnen den Krieg an. Er unterjochte die Peguaner, ließ ihren König mit seiner ganzen Familie umbringen, und that alles, um so gar seinen Namen in Pegu zu vertilgen. Die beiden Staaten, die seine Macht vereinigte, machen seitdem nur ein Königreich aus.

In diesem Zustande blieb es bis in das Jahr 1735. Da warfen die Ueberwundenen das Joch ab, und rächten das Blut ihrer alten Herrn. Der Geist der Rache, der in Indien allgemein ist, spornte sie an, daß sie den Tirannen mit seiner ganzen Familie ermordeten, und, da kein rechtmäßiger Fürst mehr übrig war, einen neuen König erwählten. Zwanzig Jahre dauerte der Friede nach diesem Sturme; aber als im Jahre 1755 ein gewisser Alonpra, ein geringer Bauer, seiner Geburt nach ein Barmer, die Fahne der Empörung über das Reich schwang, so wurde der unglükliche Fürst vom Trone gestürzt, und mußte den Kopf auf einem Blutgerüste verlieren. Alonpra's Enkel, neun und zwanzig Jahre alt, trägt jezt die Krone der beiden vereinigten Reiche Ava und Pegu.

Die Peguaner und Barmer sind nicht, wie die meisten andern asiatischen Völker, in Zünfte getheilt. Die einen, wie die andern, lieben ihr Vaterland, das ihnen ihres Lebens Unterhalt im Ueberflusse darbeut. Sie sind höflich, zuvorkommend, leutselig, großmüthig, aber ein wenig allzuempfindlich in Ansehung des Point d'honneur, und bisweilen unausstehliche Zänker. Die Geseze wußten keine bessere Art zu erfinden, sie im Zaum zu halten, als Geldstrafen. Alle Beschimpfungen sind vorhergesehen, und zu einer

Geldbuße angesezt. Ihr Gesezbuch hat viele Aehnlichkeit mit unsern salischen, ripuarischen, und burgundischen Gesezen, und man kann sich vor aller gerichtlichen Verfolgung in Sicherheit setzen, wenn man die Geldstrafe hinterlegt, und den Richtern und Schreibern die Sporteln bezahlt. Nur der Meuchelmord wird mit dem Tode bestraft. Hier bietet wie ehmals in Frankreich und Teutschland das Gesez dem Kläger die Hilfe der gerichtlichen Wasserprobe an, wenn ihm andere Beweise fehlen. Beide Parteien werden feierlich in das Wasser geworfen. Diejenige, welche zuerst wieder oben erscheint, verliert den Proceß. Das einzige Mittel dem Gegner zn entgehen, ist sich zum Sklaven des Kaisers zu machen, und ihm all sein Vermögen abzutreten. Eine solche Abtretung schüzt ihn vor jedem Zwange.

Die Peguaner sind durchgängig sehr mäßig. Ihre ganze Nahrung besteht aus Hülsenfrüchten, oder faulen Fischen, die sie zum Gewürze bei den Ragouts brauchen. Die Ehe ist bei ihnen nicht unauflöslich, und die Geseze geben demjenigen Theile die Freiheit wieder, welcher sie begehrt. Doch hat derjenige, welcher den Scheidbrief giebt, nicht das Recht etwas aus der Haushaltung mitzunehmen, als was er auf dem Leibe trägt. Die Religion in Pegu verbietet ausdrüklich die Polygamie, und nur die Großen, die sich

über die Geseze hinaussetzen, erlauben sich dieselbe. Auch läßt der allgemeine Gebrauch Hurenhäuser zu, wo jeder für sein Geld frei hingehen kann. Die Frauen, die des Ehebruchs überwiesen sind, werden gezwungen, sich in diese Schandhäuser zu begeben. Ueber die Männer, die man dieses Verbrechens überweisen kann, haben die Geseze Todesstrafe gefällt, aber sie kaufen sich immer wieder mit Geld los.

Die gemeinen Weibsleute gehen fast ganz nakt. Sie dürfen nur eine Art von Unterrock tragen, der bis an die Kniee geht. Von hinten her ist er nicht weit genug, um ganz hervorzufallen, so daß ein Weibsbild, wenn es geht, sich stark entblößt. Die Frauen der vornehmen Herrn tragen mehr oder weniger lange Röcke, je nachdem sie einen Rang haben.

Der König von Pegu übt, wie alle asiatischen Fürsten, eine unumschränkte Gewalt über seine Unterthanen aus. Alle werden wie seine Sklaven angesehen, und diese entehrende Dienstbarkeit zwingt sie oft, sich äußerlich arm zu stellen, und ihr Geld zur Erbauung einer Pagode oder für den Unterhalt der Diener der Altäre anzuwenden. So oft man vor den Fürsten kömmt, wirft man sich vor ihm nieder mit gefaltenen Händen und bloßen Füssen, die man hinterwärts auf die Schenkel zurükbeugt. Die Großen des Reiches,

die Prinzen vom Geblüte, die Diener der Religion, alle müssen sich zu dieser entehrenden Stellung bequemen.

Bei allen Cerimonien sizt der König auf einem sehr hohen Thron, um zu zeigen, wie sehr er über die Prinzen an seinem Hofe erhaben ist; keiner von diesen darf in der Stadt bleiben, wenn er daraus geht, und man schließt die Thore mit großer Sorgfalt zu. Kurz, er ist so vest überzeugt, daß er mächtig genug ist, um allen Königen der Erde zu befehlen, daß er, wenn er abgespeiset hat, mit Trompetenschall verkünden läßt: Der König aller Könige, der Mächtigste aller Mächtigen seye vom Tische aufgestanden, und es stehe nun allen andern frei, sich daran zu setzen. Er glaubt, daß kein Fürst ein so schönes Reich besitze, als er, und daß die andern Nationen ohne dasselbe nicht seyn könnten. Auch das Volk stekt in diesem Irrthume; es nennt die Fremden **Waldleute**, und verzeiht ihnen alles, was sie gegen seine Gebräuche verfehlen, weil es diese Uebertretungen ihrer natürlichen Grobheit und ihrer schlechten Erziehung zuschreibt.

Die Peguaner und Barmer befolgen alle einerlei Religion, welche mit den Lehren der Bramen übereinkömmt. Die Seelenwanderung ist der Grund derselben, aber in der Anwendung ist sie in etwas modificirt worden. Sie machen sich gar

kein Gewissen, allerlei Thiere, selbst Ochsen zu essen, wenn nur sie nicht ihr Blut vergossen haben. Sie verehren, wie alle Völker in allen vier Theilen unsrer Erde, Heiligen oder Helden, denen sie die Ehre der Vergötterung zugestanden haben. Einer derselben heißt **Godeman**, welches Wort, wenn es skandinavisch oder sächsisch wäre, so viel als **Gottmensch** bedeuten würde.

Die Tempel der Peguaner und der Barmer haben ein ehrbares und majestätisches Ansehen. Sie füllen sie nicht mit schändlichen Bildern an, wie die Einwohner der Küste von Koromandel, von Malabar und Bengala. Die Peguaner haben eine besondere Ehrerbietung für den Tempel zu Kelkel bei Siriam; und die Barmer für den Tempel zu Digon bei Rangon, einer Stadt, die Alonpra während seiner unrechtmäßigen Regierung erbaut hat. Dieser lezte Tempel ist auf eine besondere Art gebaut. Er endigt sich kegelförmig und hat weder Thüren noch Fenster. Durch eine am Gipfel angebrachte Oefnung, wo man die goldene Krone sieht, welche Alonpra hinbringen ließ, werfen die Prinzen, die großen Herrn und das Volk die unermeßlichen Reichthümer hinab, welche sie zu Geschenken darbringen. Dieser Schatz muß einer von den kostbarsten auf der Erde seyn, wenn nicht die Priester der Barmer das Geheimnis gefunden haben, ihn durch irgend einen unterirdischen Gang zu plündern.

Es existirt in diesem Reiche eine barbarische Gewohnheit, welche nur der roheste Aberglaube rechtfertigen kann. Wenn man eine Pagode baut, so wirft man die ersten vorbeigehenden in das Fundament. Diese schrekliche Cerimonie muß in einem Lande sehr häufig vorkommen, wo man kein sicherers Recht zum Paradiese erhalten zu können glaubt, als wenn man Tempel und Klöster erbaut.

Die Peguaner und Barmer haben die gröste Ehrerbietung für ihre Priester. Sie tragen den Namen Pongis, den die europäischen Reisenden in Talapoinen verwandelt haben. Als ich in meinen gottesdienstlichen Cerimonien der Völker von diesen Priestern sprach, so sagte ich, daß ihre Einsichten, ihre Klugheit, ihre Uneigennützigkeit, kurz, ihre Tugenden ihnen bei der Regierung eine solche Achtung erworben haben, daß sie ihnen ohne die geringste Schwierigkeit, einen wichtigen Theil der Staatsverwaltung anvertrauet. Ich wiederhole diesen Lobspruch um so viel lieber, da er sonst nicht leicht auf andere asiatische Priester paßt.

Die Reisen der Europäer nach Pegu sind nicht mehr so einträglich, als sie es ehedem gewesen sind. Wenn die Schiffe, welche der Handel dahin zieht, etwas gewinnen wollen, so müssen sie nach Hachem gehen, wo sie Flinten, Schiespulver,

kleine Kanonen, grobe Zeuge, Golddrath, Borten und Tücher hinführen. Sie tauschen dagegen Benzoe, Kampfer und Gold ein, an welchem man heutzutage nur 4 aufs 100 gewinnt. Die andern Gegenstånde werfen sehr wenig aus. Sie gewinnen an dem, was sie verkaufen, nicht über 20 bis 25 aufs 100. Der König ist der einzige Handelsmann in seinem Reiche, und befiehlt daher nach dem Preise zu kaufen und zu verkaufen, welchen er vestzusetzen beliebet. Wenn man seiner Habsucht einige Waaren entziehen kann, so verkauft man sie seinem unterdrükten Volke, und der Gewinn ist alsdann viel beträchtlicher.

Lang besassen die Franzosen das Vertrauen der Einwohner von Hachem in ihrem Handel; allein einige unbesonnene Unternehmungen gegen dieses von Natur feige und rachgierige Volk haben es ganz von ihnen abwendig gemacht. Sie werden den Schimpf, den sie im Jahre 1770 von dem Schiffe der Friede, und im Jahre 1775 von dem Sterne zu Borneo empfangen, nie vergessen.

Sobald ein Schiff in dem Haven von Hachem Anker wirft, so muß es den König durch einen Schiffsofficier begrüßen lassen; aber nie darf man mit leeren Händen zu diesem Fürsten kommen. Die Geseze wollen, daß man ihm immer einige Geschenke bringe. Ehedem mußte man, ehe man

man in sein Gemach trat, die Schuhe ausziehen; heutzutage aber kann man sich von diesem Gebrauche frei machen, wenn man nur ein Paar rothe tüchene Schuhe über diejenigen anzieht, welche man gewöhnlich trägt.

Die Schiffe, welche nach Pegu gehen, werden zu Hachem zum Theil mit Arekanüssen beladen; sie müssen anders zubereitet seyn, als diejenigen, welche man nach der Küste von Koromandel führt, welches macht, daß man sich fast 4 Monate daselbst aufhalten muß. Auf den nikobardischen Inseln machen sie ihre Ladung mit Kokosnüssen vollständig. Diese beiden Gegenstände werden nach Pegu geführt, und man gewinnt immer 35 bis 40 aufs 100.

In Pegu geht der nemliche Gebrauch, wie in Japan, im Schwange. Sobald ein Schiff vor Rangon ankert, so giebt der Gouverneur Befehl, das Steuerruder und die Kanonen auf der Lavette ans Land zu bringen; man muß ein getreues Verzeichnis von allem Schiffsvolke, allen Waffen, die auf dem Schiffe sind, von der Anzahl der Ballen von Waaren, die man mitbringt, und kurz, von allem geben, was am Bord ist. Man sondert das, was zur Ausrüstung oder zu dem Gebrauche des Schiffes gehört, von demjenigen ab, was verkauft soll werden. Nach dieser

Deklaration giebt ihnen der Gouverneur ein Magazin, wo alles hingeschafft wird.

Bis daß dieser lezte Punkt völlig in Richtigkeit ist, darf man mit niemand umgehen. Der Gouverneur begiebt sich nachher aufs Schiff, in Begleitung eines zahlreichen Gefolges, welches sich die Mahlzeit zu Nutze macht, die man ihm geben muß, und wenn er während der Durchsuchung, die er auf demselben anstellt, etwas findet, das ihm nicht ist angegeben worden, wenn es auch selbst Geld wäre, so confiscirt er es. Ein Officier darf nicht mehr als etwa 20 Roupien (*) behalten; denn das Geld muß in das Magazin hinterlegt werden, wie die Waaren, mit dem Unterschiede, daß man keine Abgaben davon bezahlt, und daß man es richtig wieder zurük erhält. Wenn die Durchsuchung ein Ende hat, so macht man dem Gouverneur die gewöhnlichen Geschenke, die in porzellanenen Tellern, Zuker und Theebüchsen bestehen. Oft werden die Handelsgeschäfte durch diese Präliminarien aufgehalten, weil man keinen Arbeiter, auch nicht in dem höchsten Nothfalle, erhalten kann, ehe sie völlig in Ordnung gebracht sind.

Man durchsucht alsdann zweitens alles, was in das Magazin gekommen ist. Die Ballen werden geöfnet, damit man die Abgaben erheben

---

(*) Eine indianische Goldmünze.

könne: diejenigen, welche der König erhält, betreffen 10 vom 100, die man in Naturalien bezahlt, denn man zählt 9 Stüke, und das zehnte ist für ihn. Die Schreiber, welche die Aufsicht über die Waaren haben, und derjenige, welcher sie bezeichnet, haben zwey und ein halbes vom 100. Einer von den Oberhäuptern hat auch das Recht 5 Stüke zu nehmen, die aber nicht so beträchtlich seyn dürfen, als Tücher, und andere kostbare Sachen. Nach allen diesen Berichtigungen erhält man die Erlaubnis, das Schiff zu laden.

Das Holz von Tek, welches man aus Pegu führt, ist vortrefflich zum Bauen, man kann es auch zu schönem Hausgeräthe verarbeiten. Es erhält sich im Wasser ohne zu faulen, so daß man gar nicht selten in Pegu gebaute Schiffe sieht, welche länger als 100 Jahre auf dem Wasser gehen. Dieses Land ist für sich selbst sehr reich. Man findet Gold, Silber, Kupfer und Calin (*) Bergwerke darin, die aber nicht gebaut werden. Das Eisen, welches viel reiner ist, als das unsrige, findet sich in Massen von 15 bis 20 Pfund so rein, daß man es gleich verarbeiten kann. Die Rubinen, ob sie gleich sehr gemein sind, haben doch

(*) Durch die Versuche des H. Daubenton's ist es erwiesen, daß der Calin nichts anders, als Zinn ist. A. d. U.

ihren ziemlichen Werth; aber man kann sie nicht anders, als durch Kontrebande aus dem Königreiche hinausbringen. Wenn man über dem Betruge erwischt würde, so würde es unermeßliche Summen, vielleicht die Freiheit selbst, und die Confiscation des Schiffes kosten.

Man findet daselbst auch Saphire, Smaragden, Topasen und Berille. Die Peguaner nennen alle diese Edelsteine Rubinen, und unterscheiden sie durch die Beinamen, blaue, grüne, gelbe Rubinen.

Schwefel und Theer sind daselbst gemein und wohlfeil, das Erdreich ist fruchtbar, allein man pflanzt nur Reis darauf. Man säet hier eine besondere Art, welche auf der Küste sehr geschäzt wird; man nennet sie Plot. Wenn man ihn kocht, so löst er sich auf, und wird zu einer völligen Gallert.

Die Peguaner haben keine Manufaktur weder von Leinen- noch von Seidenzeugen; sie verfertigen blos einige baumwollne Zeuge für ihren eignen Gebrauch. Die andern Erzeugnisse sind Indigo, Cachou (*), Elfenbein, Fisch- Holz- und Erde-Oel. Die Pferde sind ungemein schön, die Elephanten und Büffel ungeheuer groß, so wie die Ochsen und Hämmel, an welchen das Land

---

(*) Eine Art Gummi, welcher zu Bisamkugeln gebraucht wird.

Ueberfluß hat. Der einträglichste Handelszweig würde der Handel mit Salpeter seyn, welchen man daselbst so häufig, wie in Bengala antrift; aber er ist die gröste Kontrebande, und der Fürst hat die Ausfuhr desselben nie erlauben wollen.

XIV.

Das Königreich Siam.

Das Königreich Siam, Tsiam, oder auch Mouang-Tay hat 340 Meilen in der Länge und 180 in der Breite. Es begreift das eigentlich so genannte Königreich Siam, das Königreich Kamboya, und die Halbinsel Malaka in sich. Dieses Land, ob es gleich von einer Kette von Bergen durchschnitten wird, welche sich bis an die Felsen der Tartarei erstrekt, ist dennoch so außerordentlich fruchtbar, daß ein großer Theil des Bodens zweihundertfältige Frucht trägt. Ja man findet solchen, der ohne die Arbeit des Landmanns, ohne die Hilfe des Säens Reis im Ueberflusse trägt, den man erndtet, wie er aufwächst, ohne Sorgfalt und Abwartung; diese Frucht, die man so zu sagen der Natur überläßt, fällt aus den Aehren und stirbt in dem Felde, in welchem sie aufwuchs, um in dem Flusse, der das Königreich wässert, wieder aufzukeimen.

Vielleicht giebt es kein Land auf dem ganzen Erdboden, wo das Obst in so großem Ueberflusse, so mannigfaltig, so gesund ist, als in dieser reizenden Gegend. Sie besizt welches, das ihr besonders eigen ist, und dasjenige, welches sie mit andern Himmelsstrichen gemeinschaftlich besizt, hat einen so vortrefflichen Geruch und Geschmak, als man sonst nirgends antrift.

Der Boden, der mit diesen unaufhörlich nachwachsenden Schäzen immer übersäet ist, bedekt noch mit einer dünnen Oberfläche Gold = Kupfer, Diamant = Eisen = Blei = und Calinbergwerke; die Ausbeute der leztern wird in ganz Asien sehr gesucht.

Die Halbinsel **Malaka** ist eine sehr schmale Erdzunge, welche 100 Meilen in der Länge haben kann. Sie hängt blos an der Nordseite mit dem vesten Lande zusammen, wo sie an das Königreich Johor grenzt, das einen Theil von Siam ausmacht. Der ganze übrige Theil wird von dem Meere bespület, welches ihn von der Insel Sumatra durch einen Kanal absondert, der unter dem Namen der Meerenge von Malaka bekannt ist.

Die Natur hat für das Glük der Malaier reichlich gesorgt. Ein angenehmes gesundes Klima, welches Winde und Wasser mitten unter der brennenden Zone mit Kühlung erfrischen: ein Boden,

der schmakhaftes Obst, womit der wilde Mensch sich begnügen kann, im Ueberflusse hervorbringt, und willig sich der Anbauung aller der Erzeugnisse darbeut, welche in dem gesellschaftlichen Leben zum Bedürfnisse worden sind; Wälder, die mit einem ewigen Grün prangen; frische Blumen, die in ununterbrochenem Treiben neben verwelkenden aufblühen; eine Luft, die mit den starken und erquikenden Wohlgerüchen geschwängert ist, welche aus der Menge der Kräuter und Blumen, womit diese aromatische Erde bedekt ist, ausduften.

Die Malaier, denen ihre tirannische Regierungsart in dem glüklichsten Lande barbarische Gesinnungen einflößt, stehen schon sehr lang in dem Rufe eines blutdürstigen und melankolischen Volkes. Sie gehen niemals ohne einen Dolch an ihrer Seite, den sie Krid nennen. Man sollte denken, sie hätten alle Erfindungskräfte ihres blutgierigen Geniees erschöpft, um dieses Mordgewehr zu schmieden. Es ist nichts so gefährlich, als sie, wenn sie mit diesem Instrumente bewafnet sind. Wenn sie auf einem Schiffe sind, so ermorden sie das ganze Schiffsvolk, in dem Augenblike, wo es sich gänzlich sicher glaubt. Seitdem man ihre Treulosigkeit kennt, hüten sich alle Europäer, Malaier zu Matrosen zu gebrauchen. Allein diese Barbaren gehen noch weiter als ehedem

in ihrer alten Wildheit, wo der Stärkere sich eine Ehre daraus machte, den Schwächern anzufallen. Hingerissen von einer rasenden unerklärlichen Begierde zu morden, ja selbst zu sterben, greifen sie heutzutage mit einem Boote von 30 Personen unsere Schiffe an, und erobern sie selbst bisweilen. Wenn sie zurükgetrieben werden, so nehmen sie doch wenigstens den schreklichen Trost mit sich, ein Blutbad angerichtet zu haben.

Der grausamste Despotismus, unter welchem Siam seufzet, verhindert dieses Land, all den Reichthum zu geniessen, mit dem die Natur es gesegnet hat. Ein Fürst, der durch seine Geburt schon verdorben wird, unterdrükt aus dem Innersten seines Serails durch seine Launen die Völker, die ihm zu Gebote stehen, oder läßt sie in seiner Unthätigkeit von andern unterdrüken. In diesem schönen Königreiche giebt es lauter Sklaven, keine Unterthanen. Sie sind in drei Klassen getheilt. Diejenigen, welche zur ersten Klasse gehören, machen die Wache des Monarchen aus, bauen seine Felder, und arbeiten in den Werkstätten, die in seinem Palaste befindlich sind. Auf der zweiten liegen die öffentlichen Arbeiten, und die Vertheidigung des Landes. Die dritte ist zum Dienste der obrigkeitlichen Personen, der Minister, und der königlichen Bedienten bestimmt. Nie gelangt ein Siameser zu einem ansehnlichen Amte,

ohne daß man ihm eine gewisse Anzahl Frohndiener schenket. So werden an dem Hofe zu Siam die vornehmen Stellen sehr wohlfeil bezahlt, weil es nicht in Gelde geschicht, sondern mit Menschen, die den Fürsten nichts kosten. Diese Unglüklichen werden schon in ihrem sechszehnten Jahre auf die königlichen Protokolle aufgezeichnet. Sobald einer aufgerufen wird, muß er sich auf den angewiesenen Posten begeben, bei Strafe in Ketten und Bande geworfen, oder zur Bastonnade verurtheilt zu werden.

In einem Lande, wo die Einwohner sechs Monate für die Regierung, ohne dafür bezahlt oder ernährt zu werden, und dann die übrigen sechs Monate für ihren Lebensunterhalt arbeiten, muß die Tirannei sich von den Menschen bis auf das Feld erstreken. Es giebt hier kein Eigenthumsrecht. Das vortreffliche Obst, welches den Reichthum der Gärten des Monarchen und der Großen ausmacht, wächst in den Gärten der Privatpersonen nicht für ihren eigenen Genuß. Wenn die Soldaten, welche die Baumgärten durchsuchen müssen, Bäume antreffen, welche vortreffliches Obst tragen, so zeichnen sie dieselbe allemal für den Tisch des Despoten, oder seiner Minister aus. Der Eigenthümer ist alsdann nichts mehr als der Wächter derselben, und wenn die Zeit, das Obst zu sammeln einfällt, so muß er bei schwerer Strafe dafür Bürge seyn.

Doch es ist nicht genug, daß Menschen ihrer Brüder Sklaven sind, sie müssen auch noch des Viehes Sklaven seyn. Der König von Siam hat eine große Anzahl von Elephanten. Man begegnet denjenigen, welche in seinem Palaste sind, mit außerordentlicher Ehrerbietung und Sorgfalt. Die geringsten haben 15 Sklaven zu ihrer Bedienung. Die beständige Beschäftigung derselben ist, ihnen Gras, Bananas und Zukerrohr zu schneiden. Ob diese Thiere gleich gar keinen wesentlichen Nutzen stiften, so schmeicheln sie doch dem Stolze des Fürsten so sehr, daß er seine Macht eher nach der Menge seiner Elephanten, als nach der Anzahl seiner Provinzen berechnet. Unter dem Vorwande, sie gut zu füttern, lassen ihre Führer sie auf die Felder und in die Gärten gehen und sie umwühlen, wenn man sich nicht immerfort durch Geschenke von diesen Drükungen loskauft. Niemand darf sein Feld den Elephanten des Königs verwehren, worunter einige mit großen Ehrentiteln prangen, und zu den grösten Ehrenämtern im Staate gelangen.

Diese mannichfaltige Tirannei ist Ursache, daß die Siameser ihr Vaterland hassen, wenn sie es gleich für das beste Land auf der Erde halten. Die meisten suchen sich der Unterdrükung zu entziehen, und flüchten sich in die Wälder, wo sie ein wildes Leben führen, das sie dem Aufenthalte

in Städten, die durch die Abgaben ganz ausgesogen werden, tausendmal vorziehen. Dieses Ausreißen ist so beträchtlich geworden, daß von dem Seehaven Mergo bis nach Juthia, der Hauptstadt des Reiches, man acht volle Tage, ohne irgend einen bevölkerten Ort anzutreffen, durch unermeßliche, wohl gewässerte Ebnen reisen muß, deren Boden vortrefflich ist, und wo man noch Spuren ehmaliger Anbauung antrift. Dieß schöne Land ist nun ein Wohnsitz der Tiger.

Juthia, Odiaa und in der Landessproche Si-yo-thi-ya, ist, wie ich es schon bemerkt habe, die Hauptstadt des Königreichs Siam. Ungeachtet diese ehemals blühende Stadt gesunken ist, so soll doch die Anzahl ihrer Inwohner sich noch auf 600,000 erstreken. Sie liegt auf einer großen Insel, welche der Fluß Menam, einige Meilen oberhalb seines Ausflusses in den Meerbusen von Siam bildet. Diese Stadt ist die gewöhnliche Residenz des Königs, welcher einen ungemein großen und kostbaren Palast bewohnt. Sie ist mit Kanälen durchschnitten, und durch eine Menge prächtiger Pagoden verschönert, unter welcheneinige von außen und von innen vergoldet sind. Der Fluß Menam, an welchem die Stadt liegt, tritt zu bestimmten Zeiten wie der Nil aus; an seinen Ufern hält sich eine Menge ungeheuer großer Krokodillen auf, welche selbst die Menschen verschlingen, wenn sie allein und unbewafnet sind.

Lange waren die Holländer das einzige Volk in Europa, welches nach Siam handelte. Der Gewinnst, den diese Republikaner daraus zogen, war fast unermeßlich. Als ein Despot, welcher dieses unglükliche Land drükte, um das Jahr 1680 der Gesellschaft die gehörige Achtung nicht erwiesen hatte, so verließ sie, um ihn deshalb zu strafen, die Handelsplätze, welche sie auf seinem Gebiete errichtet hatte, wie wenn es eine Wohlthat gewesen wäre, die sie ihm entzöge. Diese Republikaner, die sich ein großes Ansehen gaben, wollten damals ihre Gegenwart für eine vorzügliche Gunst, einen sichern Schutz, und für eine große Ehre angesehen wissen. Sie hatten dieses sonderbare Vorurtheil so sehr verbreitet, daß um sie wieder in das Land zu bringen, man ihnen eine außerordentliche Gesandschaft schicken mußte, welche wegen dem Vergangenen um Vergebung bat, und die stärksten Versicherungen für die Zukunft gab.

Allein diese Ehrenbezeugungen währten nicht immer, und die Flagge der andern Nationen sezte ihnen ein schnelles Ziel. Die Geschäfte der Gesellschaft haben in Siam immer abgenommen. Da sie keine Vestung daselbst besizt, so war sie nicht im Stande, das ausschliessende Privilegium, welches man ihr gegeben hatte, zu behaupten. Ohngeachtet der Geschenke, die sie dem Könige

geben muß, läßt er doch den Schiffen aller Nationen Waaren zukommen, und erhält auch solche von ihnen auf Bedingungen, die sehr vortheilhaft für ihn sind. Der einzige Zwang, dem sie sich unterwerfen müssen, ist der, daß sie an der Mündung des Flusses Menam bleiben müssen; da im Gegentheil die Holländer auf demselben bis vor die Hauptstadt fahren, wo sie auch immer einen Agenten haben. Dieser Vorzug macht aber mit alle dem ihre Geschäfte nicht viel weitläufiger. Sie schicken nur ein einziges Schiff dahin ab, welches mit Pferden aus Java, mit Zuker, Spezereien und Zeugen beladen ist. Sie erhalten dagegen Zinn, zu 77 Livres den Zentner; Gummilak, zu 57 Livres 4 Sous; einige Elephantenzähne für 3 L. 12 S. das Pfund, und von Zeit zu Zeit ein wenig Goldstaub. Gewiß ist, daß nur das Sapanholz sie lockt, diese Verbindung fortzusetzen; sie erhalten den Zentner für 5 L. 10 S. und brauchen es nothwendig, um die Ladung ihrer Schiffe in Ordnung zu halten. Ohne dieses Bedürfnis würden sie schon längst auf einen Handel Verzicht gethan haben, wobei die Ausgaben die Einnahme übersteigen, weil der König, welcher der einzige Handelsmann in seinem Reiche ist, die Waaren, welche man ihm zuführt, sehr gering anschlägt.

XV.

Das Königreich Tongking.

Das Königreich Tonking hat 150 Meilen in der Länge, und 100 Meilen in der Breite. Es ist dem chinesischen Reiche zinsbar. Die Luft ist daselbst sehr gut, und der Boden bringt Reis, Zuker, Seide, und Zimmet hervor. Die Hauptstadt des Reiches ist Cheko, oder auch Cachao, welche 120 Meilen von Makao, 200 Meilen von Siam und 500 von Peking liegt.

Das Königreich Tongking ist sehr bevölkert, und bringt, was zur Nothdurft und selbst was zur Freude des Lebens gehört, im Ueberflusse hervor. Die Einwohner sind schwarzgelb. Sie halten weisse Zähne für etwas häßliches, und schwärzen sie daher von Jugend auf. Die Hauptstadt begreift, wie man sagt, 20,000 Häuser in sich, die aber alle niedrig und von Leimen gebaut sind. Der König wohnt daselbst in einem prächtigen Palaste.

Der Theismus ist die Religion der Tongkineser. Die Lehrsäze des Konfuzius stehen bei ihnen in größerer Achtung, als in China selbst. Aber die Grundsäze der Regierung, die Religion, die Geseze, die Meinungen, die Religionsgebräuche

stimmen hier nicht, wie in China, mit einander überin. Daher, obgleich Tongking denselben Gesezgeber hat, ist es doch weit entfernt, dieselben Sitten zu haben. Die Tongkineer haben weder die Ehrerbietung gegen die Aeltern, noch die Liebe für den Fürsten, noch die wechselseitige Achtung einer gegen dem andern, noch die gesellschaftlichen Tugenden, welche in China herrschen. Auch nicht die Ordnung, die Polizei, die Arbeitsamkeit und die Betriebsamkeit, die man bei ihren Nachbarn antrift.

Sie überlassen sich einer übermäßigen Trägheit, einer geschmaklosen, rohen Wollust, und leben in beständigem Mistrauen gegen ihren Fürsten und die Fremden; vielleicht weil in ihrem Charakter ein gewisses unruhiges Wesen liegt; vielleicht kömmt auch dieser Geist des Aufruhrs daher, weil die Sittenlehre der Chineser das Volk aufgeklärt hat, ohne die Regierung zu bessern. Man sieht mit Schmerzen die beständigen Zwistigkeiten zwischen den Verschnittenen, welche regieren, und dem Volke, das ihr Joch unwillig trägt. Alles liegt darnieder, alles geht in diesen bürgerlichen Unruhen zu Grunde, und das Uebel wird wahrscheinlich so lang immer ärger werden, bis entweder die Unterthanen ihre Tirannen zur Aufklärung zwingen, oder diese ihre Unterthanen gänzlich in Staub treten werden. Die Portugiesen

und die Holländer, welche versucht hatten, mit Tongking in einige Verbindung zu kommen, mußten von ihrem Vorhaben abstehen. Die Franzosen waren nicht glüklicher, und das Handelshaus, das sie in der Stadt Hean errichteten, hat nur eine kurze Zeit gedauert. Unter den Europäern sind jezt nur noch einige Kaufleute zu Madras, welche die Schiffahrt nach Tongking unternommen, aufgegeben, und wieder angefangen haben. Sie theilen mit den Chinesern die Ausfuhr des Kupfers und der gemeinen Seide, welche das Land im Ueberflusse hervorbringt.

XVI.

Das Königreich Kochinchina.

Dieses Reich, welches durch eine Kette von Bergen von dem Königreiche Laos abgesondert wird, hat 200 Meilen in der Länge und 120 in der Breite. Die Hauptstadt desselben ist Hue, oder Rehue, wo zugleich der König residirt; sein Palast ist nur ein Stokwerk hoch, und ruht auf sehr fein ausgearbeiteten Säulen von Ebenholz. Diese Stadt liegt 150 Meilen von Siam und 200 von Makao.

Als in den lezten Jahrhunderten die Franzosen in diese entlegene Gegend kamen, so waren es erst

erst 50 Jahre, daß ein Prinz aus Tongking, der vor seinem Fürsten floh, weil er ihn wie einen Rebellen verfolgte, mit seinen Soldaten und seinen Anhängern über den Fluß gesezt hatte, welcher die Grenze zwischen Tongking und Kochinchina bestimmt. Diese im Krieg geübte und polizirte Flüchtlinge vertrieben bald die zerstreuten Inwohner, welche ohne gesittetes gesellschaftliches Leben, ohne irgend eine Regierungsform herumirrten, und keine andere Geseze, als diejenigrn kannten, welche ihnen der wechselseitige und gefühlvolle Antheil einflößte, den sie einer an dem andern nahmen, sich nicht zu schaden. Die neuen Eroberer gründeten ihr Reich auf Kultur und Eigenthumsrecht. Weil der Reis sehr leicht zu pflanzen war, und eine ungemein reiche Erndte gab, so kehrten die neuen Pflanzbürger ihr Augenmerk vorzüglich auf ihn. Durch ihren Ueberfluß an schmakhaften Fischen, zogen das Meer und die Flüsse Einwohner an ihre Ufer. Man zog Hausthiere auf, einige zur Nahrung, andere zur Unterstützung in den Arbeiten. Man pflanzte die nöthigsten Bäume, als den Baumwollenbaum, zur Kleidung. Die Gebirge und Wälder, die man nicht urbar machen konnte, gaben Wildpret, Metalle, Gummi, Wohlgerüche, und vortreffliches Holz. Diese Erzeugnisse dienten zu Materialien, Mitteln, und Gegen-

ständen des Handels. Man erbaute die 100 Galeeren, welche die Küsten des Königreichs beständig sicher halten.

Alle diese Vortheile der Natur und des gesellschaftlichen Lebens verdient ein Volk, dessen Sitten sanft, und dessen Charakter menschenfreundlich ist; den es zum Theil seinem Umgang mit dem Frauenzimmer zu verdanken hat, doch will ich nicht untersuchen, ob dieß Geschlecht seine Gewalt mehr seiner Schönheit, oder seinem Fleisse in den häuslichen Arbeiten und seinen Einsichten in die Geschäfte zu danken hat. Die Kochinchineser geniessen mitten in ihrer unvollkommenen Polizei ein Glük, das man bei den Fortschritten einer verfeinerten Gesellschaft ihnen nicht genug beneiden kann. Sie wissen nichts von Dieben, noch von Bettlern. Jeder hat das Recht zu leben, sey es nun auf seinem eignen, oder auf eines andern Felde. Wenn ein Reisender eine Horde antrift, so geht er in das erste beste Haus, sezt sich zu Tische, ißt, trinkt, und geht wieder fort, ohne Einladung, ohne Danksagung, ohne daß man nur die geringste Frage an ihn thut. Er ist Mensch, dadurch ist er Freund und Verwandter. Wäre er aus einem fremden Lande, so würde man ihn neugieriger betrachten, aber ihn auch noch mit grösserer Güte aufnehmen.

Die Regierung der ersten sechs Könige war völlig väterlich; heutzutage hat sie sich sehr verändert. Statt des jährlichen freiwilligen Beitrags, den die Kochinchineser ihrem Oberhaupte zur Vertheidigung des Staates gaben, kamen Erpressungen und Zwang; das Joch des Despotismus drükt sie immer mehr nieder; der Fürst sieht seine Unterthanen nicht mehr als seine Kinder an; das Fest des Akerbaues, in welchem der Fürst zuerst den Pflug ergrif, ist nichts mehr als eine eitle, unnütze Cerimonie; kurz, die ursprünglichen Geseze haben nach und nach ihre Kraft verloren, und aus dieser Ursache muß man das Verderben und den nahen Untergang guter Sitten bei den Kochinchinesern erwarten.

Die Sprache dieses Volkes ist nach der Aussage der Reisenden, dieselbe, deren man sich in Tongking bedienet. Sie ist so weit ausgebreitet, daß sie die meisten benachbarten Völker verstehen, und völlig von der chinesischen verschieden (*) Man sollte sie, wie man sagt, besonders in dem Munde des Frauenzimmers, für ein Vogelgezwitscher halten. Alle ihre Worte sind einsylbig, und ihre Bedeutung wird nur durch die verschie-

---

(*) Herr Büsching behauptet gerade das Gegentheil. S. seine Einleitung zu Asien. Erdbeschr. 12 B. S. 13. A. d. U.

denen Tonveränderungen in der Aussprache verändert. Die nemliche Sylbe, zum Beispiel Dai kann 23 ganz verschiedene Dinge andeuten. Dieser Fehler der kochinchinesischen Sprache, der im Schreiben noch fühlbarer wird, als im Sprechen, findet auch in der französischen Sprache statt, wo ein Wort mehrere durchaus verschiedene Bedeutungen hat.

Die Chineser besitzen den vornehmsten Theil des Handels nach Kochinchina. Sie tauschen gegen die Waaren, die sie dahin führen, Schreinerholz und Zimmerholz zu Häusern und zum Schiffbaue ein.

Ferner eine ungemeine Menge Zuker, den ungeläuterten für 4 Livres, den weissen für 8 L. und den Kandelzuker für 10 L.

Gute Seide, artigen Atlas, und Pitre, eine zarte Faser von einem Baume, der viele Aehnlichkeit mit dem Bananasbaume hat, die sie hernach betrügerischer Weise in ihren Manufakturen gebrauchen; schwarzen und schlechten Thee, den das Volk verbraucht; so vollkommen guten Zimmet, daß man ihn drei- oder viermal theurer bezahlt, als den Zimmet von Ceylon. Es giebt wenig von dieser Art; er wächst nur auf einem einzigen Berge, welcher immer mit Wachen umringt ist.

vortrefflichen Pfeffer; und so reines Eisen, daß man es schmieden kann, wie es aus der Grube kömmt, ohne es vorher zu schmelzen; Gold von 23 Karat im Gehalte. Man findet es hier häufiger, als in keiner andern Gegend des Morgenlandes.

Adlerholz, welches von größerm oder geringerm Werthe ist, je nachdem es mehr oder weniger Harz in sich hat. Die Stüke, welche das meiste Harz in sich haben, werden gewöhnlich aus dem Herze des Baums oder aus seiner Wurzel genommen. Man nennt sie **Kalumbak**, und man verkauft sie den Chinesern, die sie für das beste unter allen herzstärkenden Mitteln halten, immer nach dem Goldgewichte. Man hält sie mit besonderer Sorgfalt in zinnernen Büchsen auf, damit sie nicht vertroknen. Wenn man sie gebrauchen will, so zerstößt man sie auf einem Marmorsteine und vermischt sie mit denjenigen Wassern, die für die verschiedenen Krankheiten dienlich sind. Das geringere Adlerholz, welches wenigstens für 100 Livres das Pfund verkauft wird, kömmt nach Persien, nach der Türkei, nach Arabien. Man braucht es daselbst, um die Kleider, ja bei wichtigen Gelegenheiten selbst die Zimmer damit zu parfumiren, indem man Ambra darunter mischt. Es hat auch noch eine andre Bestimmung. Es ist der Gebrauch bei diesen Völkern, daß

diejenigen, welche einen Besuch von jemand empfangen, dem sie Ehre anthun wollen, ihm eine Pfeife mit Tabak anbieten; darauf kömmt der Kaffee und Eingemachtes. Wenn der Stoff zur Unterredung anfängt zu fehlen, so bringt man den Sorbet, welcher den baldigen Aufbruch der Gesellschaft zu verkünden scheint. Sobald der Fremde aufsteht, um fortzugehen, so hält man ihm ein kleines Pfännchen vor, in welchem Adlerholz brennt; man läßt den Rauch desselben unter seinen Bart gehen, und parfümirt ihn mit Rosenwasser.

Wenn man dem P. de Rhodes glaubt, einem Missionar vom Jesuiterorden, welcher im Jahr 1624 in Kochinchina war; so bringt dieses gesegnete Land Bäume hervor, welche große, mit Kastanien angefüllte Säke als Frucht tragen. "Ein „ einziger von diesen Säken, sagt dieser gute „ Mann in vollem Ernste, ist so schwer, daß ihn „ ein Mensch eben tragen kann. Darum hat „ auch die Vorsehung, welche immer für das „ Wohl der Menschheit sorgt, diese fürchterlich „ große Frucht nicht aus den Aesten hervorsprossen lassen, weil diese sie nicht hätten tragen „ können, und sie mit ihrem Gewichte die Vorbeigehenden erdrükt hätte, sondern der Stamm „ dieses wunderbaren Baums trägt sie selbst. „ Der Sak besteht aus einer sehr diken Haut,

„ in welcher man oft 500 viel größere Kastanien „ antrift, als die unsrigen nicht sind; allein was „ das beste ist, sezt der Missionar hinzu, so „ haben sie eine weisse, seifenartige Haut, die „ man von der Kastanie abzieht, ehe man sie „ kochen läßt. „ Es mag nun mit dieser Erzählung beschaffen seyn, wie es will; ich gebe sie nicht für mehr aus, als sie ist.

Seitdem Redlichkeit und Treu und Glauben, der Haptgrund eines thätigen und dauerhaften Handels aus diesen ehmals so blühenden Gegenden entwichen sind, so ziehen sich auch die Europäer daraus zurük. Man sieht nur noch eine kleine Anzahl derselben in Kochinchina, welche Tücher, Blei, Schießpulver, Schwefel und Geld hinführen. Wenn die Regierung nicht ihre ehmaligen Maasregeln wieder annimmt, so wird bald die Anzahl der Schiffe, welche noch dahin gehen, hier so klein werden, als in den benachbarten Staaten, deren Daseyn man kaum kennt. Die Gesellschaft, welche neulich in Frankreich für den Handel nach China durch einen Schluß des Staatsraths vom 2 Hornung 1783 errichtet worden ist, welcher am Ende dieses Bandes vorkommen soll, wird vielleicht ihre Flagge gegen diese Küste hinkehren, und durch neue Belebung des Handels den Ruhm des französischen Namens daselbst verbreiten.

Ende des ersten Theils.

Philosophische Beschreibung des Handels und der Besitzungen der Europäer in Asien und Afrika.

Zweyter Theil.

Besitzungen der Europäer in Asien.

Ursprung des Handels der Europäer in Asien.

Es war eine allgemein angenommene Meinung, daß man das atlantische Meer nicht beschiffen könnte, daß die westlichen Küsten von Afrika durch die brennende Zone ausgedörrt und unbewohnbar wären. Dieses Vorurtheil hätte durch einige Werke des Alterthums können zernichtet werden, welche den Verfolgungen der Zeit und der Unwissenheit entgangen waren; aber mau war mit diesen gelehrten Schriften nicht vertraut genug,

um die Wahrheiten in denselben zu entdecken, welche in Dunkelheit eingehüllt waren. Die Mohren und die Araber, durch welche Europa schon so vieles Licht erhalten hatte, mußten uns auch noch in Ansehung dieser großen Gegenstände aufklären. Diese Völker zogen unermeßliche Reichthümer aus einem Lande, welches man für verbrennt hielt, mitten über ein Meer her, das man unzugänglich glaubte. In den Kriegen, die man mit ihnen führte, deren Schauplatz die Barbarei war, erfuhr man die Quellen ihres Glüks, und man beschloß, auch daraus zu schöpfen. Diesen Vorsatz faßten Abentheurer von allen Nationen. Heinrich, Sohn Johanns des Ersten, Königs von Portugall, welcher zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts lebte, war der erste, welcher auch kluge Maasregeln ergriff.

Dieser Prinz benutzte die wenigen astronomischen Kenntnisse, welche sich unter den Arabern noch erhalten hatten. Es wurde auf seinen Befehl zu Sagres, einer Stadt in Algarbien, wo er seine Residenz hielt, ein Observatorium erbaut, auf welchem die jungen Edelleute von seinem Hofe unterrichtet wurden. Er hatte vielen Antheil an der Erfindung des Astrolabiums, und sah am ersten den Nutzen des Kompasses ein, welcher zwar in Europa schon bekannt war, aber noch nicht zur Schiffahrt angewandt wurde.

Die Steuerleute, welche unter seinen Augen gebildet wurden, entdekten im Jahr 1419 die Insel Madera. Nach dieser Unternehmung segelten die Portugiesen an die westliche Küste von Afrika hin, wo 100 Jahre vorher sich normännische Seefahrer niedergelasseu hatten. Unermeßlicher Reichthum war die Frucht dieser Entdeckungen, und spornte den Muth dieser Völker noch mehr an; sie entschlossen sich, ihren Namen in den fernsten Gegenden bekannt zu machen. Unter der Regierung Johanns des zweiten, eines aufgeklärten Fürsten, welcher zuerst Lisabon zu einem freien Seehaven machte, und die Sternkunde auf die Schiffahrt anwenden ließ, schifften die Portugiesen unter der Anführung des Bartholomäus Diaz um das äußerste Vorgebirg von Afrika herum. Man nannte es damals das stürmische Vorgebirg, allein der Prinz, welcher den Weg nach Indien vorher sah, nannte es das Vorgebirg der guten Hoffnung.

Emanuel verfolgte die Unternehmungen seiner Vorfahren. Er ließ den 8 Heumonat 1497 unter dem Befehl des Vasko de Gama eine Flotte von drey Schiffen absegeln. Der Admiral erlitt viele Stürme, umschiffte die östliche Küste von Afrika; irrte auf unbekannten Meeren herum, und ländete endlich nach einer Reise von dreyzehn Monaten in Hindistan an.

Gerade waren es damals 6 Jahre, daß Christoph Kolumbus die neue Welt entdekt hatte. Diese zwo großen Begebenheiten machten ganz Europa aufmerksam. Jeder wollte sich auf die Kosten der fernen Völker bereichern. Aus der vesten Ueberzeugung, daß der Ozean eine unendliche Menge von Inseln und vesten Ländern in sich fassen müßte, war in allen großen Männern, die Europa damals besaß, der heftigste Trieb entstanden, neue Länder zu entdecken; alle schienen bereit, ihr Vaterland zu verlassen, um neue Welten zu suchen. England, das, wie mehrere andre Kronen, noch vor kurzem Kolumbus Anerbieten mit großem Kaltsinn ausgeschlagen hatte, gab nun den Vorschlägen des Johann Cabota Gehör, welcher einen Weg nach Indien nordwestwärts suchen wollte; allein sein Unternehmen lief fruchtlos ab.

Die Spanier schienen keine Lust zu haben, die Portugiesen in ihrem Handel nach dem Oriente zu stören, besonders da man ihnen durch einen förmlichen Vertrag, der so gar durch eine päbstliche Bulle bestätigt war, die westliche Halbkugel der Erde abgetreten hatte; als ein Portugiese, Namens Magellan, der über seinen Hof misvergnügt war, Kaiser Karln dem fünften den Vorschlag that, einen Weg nach Ostindien südwestwärts zu suchen. Dieses Unternehmen kam völlig zu

Stande, und Magellan schiffte im Jahre 1519 durch die Meerenge, welche seinen Namen trägt. Der große Mann hatte das Unglük, auf seiner Reise umzukommen, allein sein Schiff segelte nichts destoweniger um die Welt, und dieses Beispiel lehrte das erstaunte Europa, daß die Gestalt der Erde sphärisch ist.

Daß die Spanier diesen neuen Weg entdekt hatten, dieß war ein mächtiger Sporn für den Ehrgeiz der Engländer. Sie faßten den Entschluß einen dritten Weg gegen Norden zu suchen, nachdem ihnen der erste Versuch mislungen war. Ein Kaufmann von London, Namens **Horne**, hielt bei seinem Hofe im Jahr 1527 dringend an, eine Unternehmung wieder zu wagen, deren Gegenstand wäre, den Weg nach Indien um einige tausend Meilen abzukürzen. Heinrich der achte, welcher damals regierte, hatte durch das schlechte Glük des Johann Cabota den Muth verloren. Man unternahm nichts, bis im Jahr 1551. Da entstund in London eine Gesellschaft für die **Entdeckung der unbekannten Länder**, deren Oberhaupt Sebastian Cabota, des Johann Cabota Sohn war. In der Ausführung dieses Unternehmens entdekten die Engländer den Weg nach Rußland zu Wasser, und nahmen einen grossen Theil der nordamerikanischen Küsten in Besitz. Dieses flößte ihnen damals eine solche Hoffnung

ein, daß sie mehr als vierzig Jahre lang immer neue Spekulationen machten, ihren Handel und ihre Besitzungen zu erweitern. Allein nach unendlich vielen, eben so gefährlichen als fruchtlosen Versuchen, verloren die Engländer endlich alle Hoffnung, einen Weg weder nordost- noch nordwestwärts nach Indien zu finden, und entschlossen sich, denselben zu nehmen, den die Portugiesen um das Vorgebirg der guten Hoffnung herum gefunden hatten. Die ersten Schiffe, welche sie auf diesem Wege nach Indien schikten, segelten im Jahr 1591 ab, und man muß sich um so mehr wundern, daß sie diesen Weg erst so spät nahmen, da sie alle Vortheile genau kannten, welche sie in Ostindien hoffen konnten, sowohl durch die zwo Reisen um die Welt, die eine, welche Drake im Jahr 1577, und die andere, welche Candish im Jahr 1586 unternommen hatte, als auch durch die öftern Vortheile, welche die andern Nationen daraus zogen. Die ostindische Gesellschaft, welche im Jahr 1600 aus einer Gesellschaft von Kaufleuten entstund, brachte all diesen Aufschub mit vielem Vortheil wieder ein, und wirklich, wenn man die Sache genau bestimmen will, so kann man den Handel der Engländer nach diesem Welttheile erst in dieses Jahr setzen.

Die Holländer, welche es ebenfalls versucht hatten, nordost= und nordwestwärts einen Weg nach Indien zu entdecken, kamen endlich, wie die Engländer, zum Wege um das Vorgebirg der guten Hoffnung zurük. Ihr erster Versuch fällt erst in das Jahr 1595, allein ihre Macht war damals so groß, daß sie sich in kurzer Zeit auf den Meeren des Orients furchtbar machten. Sie gründeten nach und nach eine fast unumschränkte Macht in diesen Gegenden auf den Untergang der Portugiesen, welchen sie den grösten Theil ihrer Besitzungen wegnahmen.

Die Franzosen, Schweden und Dänen unternahmen auch verschiedene Reisen nach diesen reichen Ländern; allein ihre Unternehmungen hatten weder den Glanz noch den glüklichen Fortgang, den die Portugiesen, Engländer und Spanier genossen, weil sie nicht so viele Schiffe ausrüsteten, und auch damals noch nicht so sehr zur Seefahrt und zu dem Handel abgerichtet waren. Doch haben sie einige Niederlagen in Indien errichtet; allein sie stehen immer den Nationen weit nach, welche ihnen das Beispiel gegeben haben. Besonders besitzen die Spanier und die Engländer unermeßliche Länder in Asien und Amerika, die vielleicht größer sind, als das ganze Gebiet des ehmaligen römischen Reiches es nicht war. Sie könnten ihnen ein gefährliches Ueber=

gewicht in der Wagschaale von Europa geben, wenn uns nicht die Erfahrung einstimmig mit der Philosophie gelehrt hätte, welche schwere Last es für eine Macht ist, über entlegene Völker zu herrschen. Der Handel allein, und nicht die Gewalt der Waffen, erwirbt uns den Reichthum der Gegenden, die unter einem von dem unsrigen verschiedenen Himmelsstriche liegen.

I.

Besitzungen der Franzosen in Indien.

Kein König von Frankreich hatte je mit Ernst an die Vortheile gedacht, die der Handel nach Indien seinem Reiche verschaffen könnte, und der Glanz, den er über die andern Nationen verbreitete, hatte keine Nacheiferung bei den Franzosen erwekt. Sie verbrauchten mehr morgenländische Erzeugnisse, als die andern Völker; sie waren auch glüklich genug gelegen, um sie selbst an der Quelle holen zu können; allein sie begnügten sich fremder Thätigkeit die Industrie zu bezahlen, da es doch nur bei ihnen stund, an derselben Theil zu nehmen. Zwar hatten einige Handelsleute von Rouen im Jahr 1503 eine schwache Ausrüstng gewagt; allein Gonneville, der sie kommandirte, wurde an dem Vorgebirge der

guten Hoffnung von heftigen Stürmen überfallen, welche ihn an unbekannte Küsten verschlugen, wo er viele Mühe hatte, den Weg nach Europa wieder zu finden.

Im Jahr 1601 rüstete eine Gesellschaft in Bretagne zwey Schiffe aus, um, wenn es möglich wäre, an den Reichthümern des Orients Theil zu nehmen, um welche die Portugiesen, Engländer und Holländer sich mit den Waffen stritten. Pyrard, welcher sie kommandirte, kam an die maldivischen Inseln, und sah sein Vaterland erst nach einer unglüklichen Reise von 10 Jahren wieder.

Eine neue Gesellschaft, deren Oberhaupt Girard le Flamand war, ließ in den Jahren 1616 und 1619 einige Schiffe aus der Normandie nach der Insel Java segeln. Sie kamen mit einer Ladung zurük, welche zwar die Theilnehmer schadlos halten konnte, aber doch zu schwach war, um sie zu neuen Unternehmungen aufzumuntern.

Als der Kapitain Reginon sah, daß diese fruchtlose Unternehmung im Jahr 1633 ein Ende hatte, so bewog er zwey Jahre hernach verschiedene Handelsleute zu Dieppe sich in eine Laufbahn einzulassen, die jedem, der sie mit Verstande und Einsichten durchgieng, großen Reichthum gewähren konnte. Das Glük belohnte diesen neuen Abentheurern ihre Mühe nicht. Der einzige Nutzen,

den

den man von diesen wiederholten Unternehmungen hatte, war eine große Meinung von Madagaskar, welches die Portugiesen, Holländer und Engländer bis dahin verachtet hatten, weil sie daselbst keinen der Gegenstände angetroffen hatten, die sie nach dem Orient zogen.

Der vortheilhafte Begriff, den die Franzosen sich von dieser Insel gemacht hatten, gab im Jahr 1642 zur Entstehung einer Gesellschaft Anlaß, welche eine große Niederlage daselbst errichten wollte, um ihren Schiffen den weitern Weg zu erleichtern und zu versichern. Ihre Erlaubnis sollte zwanzig Jahre währen; allein die Grausamkeit, die Betrügerei und die Treulosigkeit ihrer Agenten liessen sie nicht ihre Laufbahn ganz vollenden. Als der Marschall de la Meillerave erfuhr, daß die Gesellschaft zu Grunde gieng, so zog er die Trümmer ihres Glükes an sich, und faßte den Entschluß, eine so schlecht ausgeführte Unternehmung zu seinem eigenen Nutzen wieder empor zu bringen. Er erreichte seine Absicht so wenig, daß sein Vermögen nur für 20,000 Lir. verkauft wurde, und mehr war es auch nicht werth.

Endlich versuchte Colbert im Jahr 1664 Frankreich einen Handel nach Indien zu verschaffen. Dieser Minister errichtete eine Gesellschaft, und gab ihr alle die Privilegien, welche die englische und holländische Gesellschaften genossen. Er that

noch mehr: weil er überzeugt war, daß die großen Handlungsunternehmungen sich auf das öffentliche Zutrauen gründen müssen, so nahm er alle Mittel zu Hilfe, welche dasselbe erwerben konnten.

Das ausschliessende Privilegium wurde der Gesellschaft auf 50 Jahre ertheilt, damit sie Muth haben möchte, große Niederlagen zu errichten, wovon sie auch Zeit hätte, den Nutzen zu ziehen. Alle Fremden, welche 20,000 Livres dazu schossen, wurden zu Innwohnern des Königreichs erklärt, ohne daß sie sich erst mußten naturalisiren lassen. Um den nemlichen Preis erhielten Beamte, welche Bedienung sie auch bekleideten, die Freiheit, sich nicht beständig an dem Orte aufzuhalten, wo ihr Amt sie hin verpflichtete, ohne doch etwas von den Einkünften und der Besoldung ihrer Stellen zu verlieren. Was zur Erbauung, Ausrüstung, Verproviantirung der Schiffe bestimmt war, war von allen Abgaben für die Ein- und Ausfuhr, so wie auch von den Admiralitätsgebühren (droits d'Amirauté) frei. Der Staat machte sich anheischig, 50 Livres von der Tonne Waaren zu bezahlen, die man aus Frankreich nach Indien führen, und 75 Livres für jede Tonne, die man daraus erhalten würde. Man versprach die Niederlassungen der Gesellschaft mit den Waffen zu unterstützen, sie auf ihren Hin- und Rükreisen mit so zahlreichen Geschwadern zu beschützen, als es die Umstände erfodern würden.

Man verwebte die herrschende Leidenschaft der Nation in diese Unternehmung. Man versprach allen denen, welche sich in dem Dienst der Gesellschaft hervorthun würden, Ehrenbelohnungen und erbliche Titel. Da der Handel in Frankreich erst aufzuleben anfieng, und er die 15 Millionen noch nicht austragen konnte, welche den Fond der neuen Gesellschaft ausmachen sollten, so erbot sich das Ministerium, drei Millionen dazu vorzustreken. Die Großen, die obrigkeitlichen Personen, die Bürger von allen Ständen wurden eingeladen, an der übrigen Summe Theil zu nehmen. Die Nation, die ihrem Monarchen zu gefallen zu leben suchte, trat diesem Unternehmen mit ungemeinem Eifer bei. Madagaskar wurde wieder zum Pflegort des neuen Handels bestimmt. Die öftern Unglüksfälle, die man daselbst erlitten hatte, erstikten den Gedanken doch nicht, daß sie der beste Grund des ungeheuern Gebäudes wäre, welches man aufführen wollte. Unglüklicher Weise stürzte das Betragen der Agenten der Gesellschaft alle ihre Hoffnungen darnieder. Schaamlos entwendeten sie einen Theil des Fonds, den sie zu verwalten hatten, verwendeten noch beträchtlichere Summen zu unvernünftigen oder wenigstens unnützen Ausgaben, und machten sich sowohl bei den Europäern, deren Fleiß sie aufmuntern, als auch bei den Eingebohrnen, deren

Liebe sie durch Sanftmuth und Wohlthaten gewinnen sollten, gleich verhaßt. Die Verbrechen und die Unglüksfälle häuften sich so sehr, daß die Mitglieder der Gesellschaft im Jahr 1670 für gut fanden, der Regierung eine Besitzung wieder zu überlassen, die sie von ihr erhalten hatten.

Seit dieser Begebenheit gehen die Schiffe der Gesellschaft geradezu nach Indien. Durch die Intriguen Makara's, der in Ispahan gebohren war, aber in französischen Diensten stund, erhielt sie die Freiheit, Handlungshäuser an verschiedenen Küsten der Halbinsel zu errichten. Man versuchte es auch, an dem Handel nach Japan Theil zu nehmen. Colbert erbot sich, lauter Protestanten dahin zu schiken; allein durch die Kunstgriffe der Holländer wurde den Franzosen der Eintritt in dieses Reich versagt, wie er auch schon den Engländern verwehrt worden war.

II.

Besitzungen der Franzosen auf der malabarischen Küste.

Zwischen Kanara und Kalekut ist ein Strich Landes, der sich 18 Meilen an der Küste hin, und 7 bis 8 Meilen in das veste Land hinein erstrekt. Der Boden ist sehr ungleich und mit

Pfeffer und Kokosbäumen überdekt. Das Land theilt sich in verschiedene kleine Distrikte, welche indischen Edelleuten gehören, die alle Vasallen des Hauses Kolastry sind. Das Oberhaupt dieser braminischen Familie schränkt sich auf den Dienst der Gottheit ein. Die Verrichtung weltlicher Geschäfte würde seine Würde entehren; der nächste Verwandte regiert an seiner Stelle. Der Staat ist in zwo Provinzen getheilt. In **Irouvenate**, welche die beträchtlichste ist, befindet sich das Handlungshaus von Tellicherry, allwo die Engländer jährlich 1,500,000 Pfund Pfeffer kaufen, und das Handlungshaus zu Kananor, welches die Holländer, weil es ihnen zur Last war, für ungefähr 250,000 Livres verkauft haben.

In die andere Provinz, welche den Namen **Kartenate** führt und nur 5 Meilen sich an der Küste hin erstrekt, berufte man die Franzosen im Jahr 1722. Man hatte die Absicht, sich derselben gegen die Engländer zu bedienen; allein ein Vergleich machte ihre Hilfe unnütz, und sie sahen sich gezwungen, einen Posten zu verlassen, der ihnen einige Hoffnung für die Zukunft einflößte. Rache und Ehrgeiz brachten sie im Jahr 1725 in größerer Anzahl wieder dahin, und sie sezten sich mit den Waffen in der Hand an der Mündung des Flusses Mahe vest. Ungeachtet dieser Gewaltthätigkeit, erhielten sie doch von dem Fürsten,

welcher in diesem Distrikt regierte, ein ausschliessendes Privilegium für den Pfefferhandel. Eine so vortheilhafte Vergünstigung machte eine Kolonie entstehen, welche aus 6000 Indianern bestund. Sie bauten 6350 Kokosbäume, 3967 Arekabäume und 7762 Pfefferbäume. In diesem Zustande war diese Niederlage, als sich die Engländer im Jahr 1760 derselben bemächtigten.

Die Liebe zur Zerstörung, die sie in ihren andern Eroberungen geäußert hatten, folgte ihnen auch nach Mahe. Sie wollten die Häuser niederreissen und die Inwohner aus einander jagen; der Fürst des Landes aber brachte sie auf andere Gesinnungen. Alles wurde gerettet, außer den von Herrn de la Bourdonnaie erbauten Vestungswerken. Bei ihrer Rükkehr traffen die Franzosen alles noch fast in dem nämlichen Zustande an, in dem sie es verlassen hatten. Sie fiengen an die fünf Kastelle wieder in Stand zu stellen, welche sie ehmals beschüzten; allein die Engländer haben sie in dem erst geendigten Kriege wieder geschleifet.

Mahe ist zwischen Anhöhen gelegen, und es giebt wenig so vortreffliche Lagen, als dieser Ort hat. Der ausschließende Handel mit dem besten Pfeffer in der ganzen Gegend, zu welchem noch der Handel kömmt, den man mit Kardomomen, Sandel, Ingwer und Zimmet treiben kann, verdiente, daß die Franzosen ernstlichere Rüksicht auf

diesen Platz nähmen. Der Fluß ist angenehm und tief. Wenn man die Sandbänke an der Mündung ein wenig abtrüge, so könnte man einen Seehaven daselbst anlegen, welcher für Schiffe von 5 bis 600 Tonnen Raum hätte. Die Berge, welche sich wie ein Amphitheater herumziehen, sind sehr gut für den Reisbau gelegen. Jeder Einwohner hat ein vierekigt Stük Landes, das mit einer 6 Schuh hohen Mauer eingefaßt und mit Kokos, Jakiers, Mourong, und Houettebäumen bepflanzt ist, an welchen der Pfeffer und der Betel sich hinaufschlingen; es ist nichts angenehmers, als diese Pflanzungen. Die Reisfelder sind in verschiedene Theile von 50 bis 60 Schuhen getheilt, und mit einer Erhöhung von anderhalb Schuhen eingefaßt, die so breit ist, daß ein Mensch auf derselben gehen kann. Auf diese Art machen diese Vierecke eben so viele Behälter aus, welche das Wasser in den Reisfeldern aufhalten.

III.

Besitzungen der Franzosen auf der Küste von Koromandel.

Gegen Norden von dieser unermeßlichen Küste besizt Frankreich Yanaon in der Provinz Ragimendry. Dieser Handlungsplatz, der kein umlie-

gendes Gebiet besizt, und 9 Meilen von der Mündung des Flusses Ingerom liegt, war doch ehmals blühend. Aus Beweggründen, welche die Klugheit vorschrieb, vernachläßigte man ihn um das Jahr 1748. Doch könnte man für 4 bis 500,000 Livres Waaren daselbst kaufen, weil in der Nachbarschaft ziemlich viel gute und schöne Zeuge verfertigt werden. Einige glükliche Erfahrungen beweisen es, daß man die europäischen Tücher mit Vortheile daselbst absetzen kann. Der Handel würde viel mehr eintragen, wenn man den Gewinnst nicht mit den Engländern theilen müßte, die eine kleine Niederlage nur 2 Meilen weit von der französischen haben.

Der Handlungsplatz zu **Karikal** ist viel beträchtlicher, als dieser. Diese Stadt, welche in dem Königreiche Tanschaur an einem der Arme des Koltam liegt, welcher Schiffe von 150 Tonnen trägt, wurde im Jahr 1738 von einem abgesezten Könige, welcher allenthalben Unterstüzung suchte, an die Gesellschaft abgetreten. Seine Umstände verbesserten sich wieder, ehe er noch seinem Versprechen Genüge geleistet hatte, und er nahm seine Schenkung wieder zurük. Ein Nabab griff den Ort mit seinen Leuten an, und lieferte ihn im Jahr 1739 den Franzosen wieder aus, deren Freund er war. In diesen Umständen wurde der undankbare und treulose Fürst durch

die Intriguen seiner Oheime erwürgt. Sein Tronfolger, der seines Vorfahren Feinde, wie seinen Tron geerbt hatte, wollte sich die Freundschaft eines mächtigen Volkes erwerben, und bestätigte die Franzosen in ihrer Besitzung. Als die Engländer sich derselben im Jahr 1760 bemeisterten, schleiften sie die Vestungswerke. Darauf wurde sie den Franzosen wieder eingeräumt, welche daselbst im Jahr 1765 wieder einzogen. Gegenwärtig ist Karikal ein offener Ort, welcher durch seine Lage der Hauptort des Handels der Franzosen in Indien werden könnte. Die indischen Häuser sind daselbst reinlicher und schöner gebaut als an keinem andern Orte auf der Halbinsel. Es steht eine Reihe von Bäumen auf beiden Seiten der Straßen, die sie mit ihrem Schatten bedecken, und die Stadt ist nach der Schnur gebaut. Da sie in der Nachbarschaft von Tanschaur liegt, so könnte sie die Kornkammer von Indien werden. Sie hat ungefähr 15,000 Einwohner, wovon die meisten gemeine Schnupftücher und Zeuge zum Gebrauche der Eingebohrnen verfertigen. Diese Anzahl der Einwohner wird wahrscheinlicher Weise in der Folge zunehmen, weil man vermuthen kann, daß die Handelsleute und die Banianen von Naour sich vorzüglich unter den Schutz der französischen Vestungen begeben werden, wo sie ihren Handel ungehindert treiben, und ihr Glük ungestört

werden geniessen können. Es wäre leicht einen Seehaven in dem Flusse zu graben, und sein Wasser bis an die Mauern der Stadt zu leiten.

Das Gebiet von Karikal, welches durch die Länder, die der König von Tanschaur im Jahr 1749 abgetreten, beträchtlich vermehrt wurde, ist das wieder geworden, was es in den ersten Zeiten war, 2 Meilen groß in der Länge und eine Meile in seiner grösten Breite. Seine Grenzen sind an dem Flusse Naour durch 6 Aldeen, die seine Ufer bedecken, bestimmt; die vornehmste darunter heißt Tiranoule-Rayenpatnam. Sie hat nicht weniger als 25,000 Einwohner. Man verfertigt daselbst Zeuge, welche denen, die in der nördlichen Gegend verfertigt werden, nachstehen; Schnupftücher, Gingans, grobe Zize, welche die Holländer holen, um sie auf die östliche Küste zu führen.

Frankreich kann alle Jahre aus dieser Besitzung 200 Ballen Zeuge oder Schnupftücher erhalten, welche man in Europa brauchen kann, und vielen Reis, die andern Kolonien damit zu versehen. Diese Niederlage ist die einzige, welche so viel austrägt, als ihre Unterhaltung kostet.

Alle Waaren, welche man zu Karikal, zu Yanaon, und in den andern minderwichtigen französischen Handlungsplätzen kauft, werden nach **Pondichery** oder **Pudutschery** geführt, welches

der Hauptort aller französischen Niederlassungen in Indien ist. Diese Stadt, deren Handel anfangs sehr schwach war, wurde mit der Zeit groß, mächtig und berühmt. Ihre Straßen, welche meistentheils sehr breit und alle nach der Schnur gezogen sind, waren mit zwo Reihen von Bäumen besezt, welche selbst mitten im Tage kühlenden Schatten verbreiteten. Eine Moschee, zwo Pagoden, zwo Kirchen, und der Pallast des Befehlshabers, welcher für das prächtigste Gebäude im ganzen Orient gehalten wurde, waren bewundernswürdige öffentliche Denkmäler. Man hatte im Jahr 1740 eine kleine Citadelle erbaut, welche aber unbrauchbar geworden war, seit man erlaubt hatte, Häuser um dieselbe herum zu bauen. Um dieses Vertheidigungsmittel zu ersetzen, hatte man drei Seiten von der Stadt mit einem Wall, einem Graben, Bastionen und einer an etlichen Orten unvollkommenen Glacis bevestigt. Die Rhede wurde von Batterien vertheidigt, welche mit vieler Einsicht angelegt waren.

Die Stadt enthielt in einem Umfange von einer großen Meile 70,000 Einwohner: 4000 waren Europäer, halbweisse, (Métis) und Topassen. Aufs höchste waren 10,000 Muhamedaner darinn. Die übrigen waren Indianer, wovon 15,000 Christen, und die andern von 17 bis 18 verschiedenen Kasten waren. Drey Aldeen, die

von der Stadt abhiengen, konnten 10,000 Seelen enthalten.

In diesem Zustande war die Kolonie, als in den ersten Tagen des Jahrs 1761 die Engländer sie eroberten, sie von Grund aus zerstörten, und alle Einwohner daraus vertrieben. Als sie durch den Frieden zu Versailles wieder an Frankreich gekommen war, so liefen die alten Bürger von allen Seiten wieder hinzu, um ihre Wohnplätze wieder einzunehmen. Schon hatten 30 bis 40,000 Inwohner ihre alten Wohnungen wieder aus den Trümmern aufgebaut, als den 18 Weinmonat im Jahr 1778 Herr von Belcombe gezwungen war die Stadt den Engländern zu übergeben. Die Franzosen hatten sich mit solchem Muthe vertheidigt, daß sie erst kapitulirten, nachdem sie den Feinden 5000 Mann zu Grunde gerichtet hatten, unter welchen 400 Europäer und 54 Officiere waren. Ueberdies kostete diese Belagerung die Engländer 11 Lacs de Pagodes, welches ungefähr 10 Millionen unsers Geldes macht. Diese Eroberung blieb fast 5 Jahre in ihren Händen, und in den Friedenspräliminarien, welche den 20 Jänner zwischen Frankreich und England unterzeichnet worden sind, wurde sie den Franzosen wieder eingeräumt.

Die Stadt Pondichery, die wie alle andre auf der Küste von Koromandel liegenden Städte kei-

nen Seehaven besizt, hat einen Vorzug vor den andern darinn, daß sie eine viel bequemere Rhede hat. Die Schiffe können nah an dem Ufer ankern, so daß sie von den Kanonen der Vestuugswerke beschüzt werden. Ihr Gebiet hat drei Meilen in der Länge und eine Meile in der Breite mit Einbegrif der zwey Distrikte von Valanour und Bahour, welche durch den vierzehnten Artikel der lezten Friedenspräliminarien hinzugekommen sind, und ist nichts als ein unfruchtbarer Sandboden an dem Ufer des Meers; doch kann man Reis und Gartenfrüchte darauf pflanzen, und Chayaver, eine Wurzel, die zu den Farben dient. Zween schwache Bäche, welche durch das Land fliessen, und zur Schiffahrt unbrauchbar sind, haben ein vortreffliches Wasser zum Färben, besonders für das Blaue. Mitten in der Stadt erhebt sich ein Hügel 100 Toisen über das Meer empor, welcher auf 7 bis 8 Meilen weit den Schiffen zum Wegweiser dient, ein unschäzbarer Vortheil an einer durchgängig zu niedrigen Küste. Am Ende dieser Anhöhe ist ein sehr großer Teich, den man schon vor einigen Jahrhunderten gegraben hat, und welcher, nachdem er ein großes Stük Landes mit Kühlung und Fruchtbarkeit durchströhmt hat, die Gegenden von Pondichery wässert. Kurz, die Kolonie ist vortrefflich gelegen, um die Lebensmittel und Waaren aus Karnate, Mayssour, und Tanschaur zu erhalten.

IV.

Besitzungen der Franzosen in Bengala.

Dieses reiche Land gehört fast ganz den Engländern, und durch den Friedensschluß vom Jahr 1763 haben sich die Franzosen verpflichtet, keine Vestungen daselbst zu erbauen, auch keine Truppen daselbst zu unterhalten. **Chandernagor** ist der einzige Ort, welchen Frankreich in Bengala besizt. Diese Stadt zählte vor dem im Jahr 1763 geendigten Kriege 60,000 Einwohner. Jezt sind nur noch 24, bis 30,000 darin, und durch den dreizehnten Artikel der Friedenspräliminarien, welche den 20 Jänner dieses Jahrs zwischen Frankreich und England sind unterzeichnet worden, wurde vestgesezt, daß Frankreich die Freiheit haben sollte, einen Graben um die Stadt für den Ablauf des Wassers zu ziehen.

Lang übten die Engländer, übermüthig durch ihre Macht in Bengala, und nicht zufrieden mit dem Vorzug, den ihnen ihre unumschränkte Macht verschaffte, die schreiendsten Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten gegen die Franzosen, ihre Nachbarn, aus. Mitten in einem Frieden, der durch die heiligsten Schwüre bekräftigt war, griffen sie die Handlungshäuser der Franzosen an, nahmen

ihnen mit Gewalt die Arbeiter weg, welche ihnen anständig waren, zerrissen die Zeuge an dem Weberstuhle, welche für sie bestimmt waren, verlangten, daß die Manufakturen in dem günstigen Vierteljahre nur für sie arbeiten sollten, und befahlen, daß die für ihre Schiffe bestimmten Ladungen erst mußten ausgesucht und vollständig gemacht werden, ehe man etwas aus den Werkstätten entäußern durfte. Sie nahmen das gemeinschaftliche Vorhaben der Franzosen und Holländer, die Weber genau zu zählen, und beide mit der einen Hälfte derselben sich zu begnügen, die andere Hälfte aber den Engländern ganz allein zu überlassen, für einen Schimpf auf. Dieses herrschsüchtige Volk trieb seine Foderungen so weit, daß es verlangte, seine Faktoren sollten das Recht haben, in Chandernagor selbst einzukaufen, und man mußte sich lange diesem harten Geseze unterwerfen, um nicht von den Märkten in ganz Bengala ausgeschlossen zu werden. Doch hofft man, daß der Krieg, dessen traurige Folgen England wirklich empfindet, es endlich zu sanftern Grundsäzen bringen wird, daß die Handelsleute auf dieser Insel, nicht sowohl Habsucht, als vielmehr Thätigkeit und Einsichten in ihrem Handel zeigen, und ohne Widerwillen es künftighin dulden werden, daß die Franzosen sich auch in Bengala auszeichnen, und daß die Freundschaft, welche durch den Frieden

wieder geknüpft worden ist, nicht mehr durch Ausbrüche der Gewaltthäthigkeit und der Habsucht wird unterbrochen werden, die eine gesittete Nation in der That beschimpfen.

V.

Besitzungen der Engländer in Indien.

Es ist oben gesagt worden, daß verschiedene englische Seefahrer es lang und fruchtlos versuchten, einen Weg nach Indien durch das Nordmeer zu finden. Diese mislungenen Versuche bewogen andere, einen sicherern Weg zu suchen. Drake, Stephens, Cawendish und einige andere kamen dahin; einige durch das Südmeer, andere segelten um das Vorgebirg der guten Hoffnung herum. Der Nutzen, den man von diesen Reisen zog, war groß genug, um im Jahr 1600 die geschiktesten Handelsleute von Europa zu bewegen, eine Gesellschaft zu errichten. Sie erhielt ein ausschließendes Privilegium für den Handel nach Indien auf 15 Jahre. Es stund darin, daß wenn dieses Privilegium dem Wohl des Staates nachtheilig scheinen würde, so sollte es abgeschafft werden, und die Gesellschaft aufhören, doch so, daß man ihr zwey Jahre zuvor Nachricht davon geben würde.

Diese erste Gesellschaft, welche ihre Entstehung dem aufgeklärten Geiste der Königin Elisabeth zu danken hatte, richtete nichts beträchtliches aus, und hörte mitten in den Unruhen auf, welche bald darauf in England entstunden. Unter der Regierung Karls des Zweyten entstund eine zweyte Gesellschaft. Sie brachte Bombay, als einen Theil des Wittums der Königin Katharina an sich, und erhielt dadurch einigen Glanz; allein da die Natur ihres Privilegiums sie in ihren Verrichtungen einschränkte, so konnte sie unter den unruhigen Regierungen Karls und Jakobs des Zweyten den englischen Handel nicht sehr weit ausbreiten. Man erlaubte den Gesellschaften nur mit sechs großen Schiffen und sechs kleinen Rennschiffen (Pinasses) nach Indien zu fahren, und man vermuthet, daß diese Einschränkung die Frucht der niederträchtigen Geldgierde Karls war, welcher insgeheim einige Geschenke von den Portugiesen, die damals in Indien mächtig waren, erhalten hatte, damit die Vortheile, welche der Besitz von Bombay den Engländern gewährte, ihrem Handel nicht schaden möchten.

Diejenigen, welche nach der Staatsveränderung, welche das Haus Stuart aus England vertrieb, von dem König Wilhelm und der Königin Maria ein neues Patent erhielten, giengen in ihren Unternehmungen so träge zu Werke, daß Privat-

kaufleute, ohne Privilegien und Patente, sich nicht fürchteten, das königliche Ansehen blos zu geben, und in die Rechte der alten Gesellschaft einen Eingriff zu thun, indem sie eine neue errichteten. Sie wetteiferten mit einem Korps, dessen Einsichten durch die Erfahrung zugenommen hatten, und welches es Nebenbuhlern weit zuvor thun sollte, die nicht den geaingsten Begrif von den kaufmännischen Geschäften in Asien hatten.

Nach der Errichtung dieser zweyten Gesellschaft verschaffte der Wetteifer dem indischen Handel alle Vollkommenheit, deren er in dieser Zeit fähig war. Wahrscheinlicher Weise trug auch der glükliche Fortgang der englischen Kolonien und des Handels in England vieles dazu bei. Dieser Wetteifer dauerte bis in das sechste Jahr der Regierung der Königin Anna. Da vereinigte ein Parlamentsbefehl beide Gesellschaften, die sich wechselsweise in ihren Verrichtungen nur hinderten. Der Befehl für die Entstehung dieser neuen Gesellschaft wurde oft erneuert, und ihr Privilegium soll noch 20 Jahre dauern.

VI.

Besitzungen der Engländer auf der malabarischen Küste.

Die englische ostindische Gesellschaft ist nicht so wohl eine Verbindung von Handelsleuten, als

vielmehr eine Versammlung von Fürsten, welche die gesezgebende Gewalt über alle ihre Besitzungen in Asien ausübt. Sie sind unermeßlich in Bengala; sie begreifen eine der reichsten und wichtigsten Provinzen des mogolischen Reiches; viel eingeschränkter sind sie auf der Küste von Koromandel. Die Gesellschaft besizt auf der Küste von Malabar nur drei Handelsplätze, welche unsre Aufmerksamkeit verdienen, nämlich: Tellicherri, Salcete, und Bombay.

Die Kolonie zu **Tellicherri** begreift ungefähr 15 bis 16,000 Seelen in sich. Ihre Besatzung besteht aus 2 bis 300 Weissen, und 4 bis 500 Schwarzen. England zieht jährlich mit sehr geringen Unkosten 1,500,000 Pfund Pfeffer daraus, ferner Sandelholz, Kardamomen, Ingwer, und einige unbeträchtliche Lebensmittel. Diese Niederlage ist nur zwo Meilen von Mahe gelegen.

Salcete. Die Insel Salcete war lang in den Händen der Portugiesen. Aber sie wurden im Jahr 1740 durch die Maratten daraus vertrieben. Im Jahr 1774 faßten die Engländer den Entschluß, sich derselben zu bemächtigen. Diese Eroberung war nicht so leicht, als man sich eingebildet hatte. Die Citadelle von Tanah, welche ihre ganze Vertheidigung ausmachte, wurde mit einer Klugheit und mit einer Hartnäkigkeit vertheidigt, die man bis dahin in diesen Gegenden nicht kannte.

Als der Befehlshaber, ein Mann von 92 Jahren, zur Uebergabe aufgefodert wurde, antwortete er mit edelm Stolze: **Dafür bin ich nicht hieher geschikt worden**, und verdoppelte seinen Muth und seine Thätigkeit. Erst nach seinem Tode, erst nachdem seine tapfern Kriegsgefährten nach seinem Tode noch einen blutigen Sturm ausgehalten hatten, zogen die brittischen Kriegsvölker den 28 Christmonat 1774 in die Vestung ein.

Die Ueberwinder besassen nun ein Gebiet, das zwar nur 20 Meilen in der Länge und 15 Meilen in der Breite hat, welches aber eine der bevölkertsten und fruchtbarsten Gegenden in Asien ist. In der Mitte ist das Gebirg Keneri, welches mit großen und tiefen Höhlen angefüllt ist, die alle in Felsen gehauen sind. Es sind Pagoden, welche in gerader Reihe neben einander stehen, wovon aber einige über den andern angebracht sind. Sehr oft sind sie mit Bildern und Inschriften geziert, welche in Stein gehauen oder gegraben sind. Man findet diese Sonderheit auch auf der Elephanteninsel in der Nachbarschaft von Salcete. Die Bramen schreiben sie gewöhnlich Alexandern dem Großen zu, welchen sie gern mit allem ausschmücken, was die natürlichen Kräfte des Menschen zu übersteigen scheint.

Bombay. Diese Insel, welche nur durch einen sehr engen Kanal von Salcete abgesondert ist,

hat nicht über 20 oder 25 Meilen im Umkreise. Lange sah man sie als einen Gegenstand der Furcht und des Schrekens an, niemand wollte sich in einem Lande niederlassen, welches so ungesund war, daß es zum Sprichwort wurde: **Zwey Moussons machen in Bombay das Leben eines Menschen aus.** Die Felder waren mit Wäldern und Kokosbäumen überdekt; man düngte die Bäume mit verfaulten Fischen, und stinkende Moräste stekten die Luft der Küsten an. Diese Keime der Zerstörung würden gewiß die Engländer bewogen haben, ihre Kolonie zu verlassen, wenn nicht der beste Haven in ganz Hindistan sie daselbst zurükgehalten hätte, welcher nebst dem Haven zu Goa der einzige ist, in welchen Linienschiffe einlaufen können. Ein so besonderer Vortheil erregte in ihnen den Wunsch, die Luft gesunder zu machen, und dieß war leicht zu bewerkstelligen. Man haute nur die Wälder aus, und verschaffte dem Wasser einen Ablauf. Dann zogen die Einwohner der benachbarten Gegenden, gelokt durch die sanfte Regierung in Menge nach dieser Niederlassung hin.

Gegenwärtig zählt man zu Bombay fast 100,000 Inwohner, unter welchen sieben bis acht tausend Matrosen sind. Einige Seiden- und Baumwoll-Manufakturen beschäftigen nur eine kleine Anzahl von Menschen. Da die großen Erzeugnisse auf

dem Felsen, wo der Grundboden gar nicht tief ist, nicht fortkommen konnten, so pflanzt das gemeine Volk vortreffliche Zwiebeln, welche nebst getrokneten Fischen mit Vortheile auf den entferntesten Märkten verkauft werden. Diese Arbeiten werden nicht so träge verrichtet, als es sonst unter einem heissen Himmelsstriche durchgängig gewöhnlich ist. Die Indianer haben gezeigt, daß auch sie der Nacheiferung fähig sind, und ihr Charakter ist gewissermassen durch das Beispiel der Parser geändert worden, deren Fleiß nicht zu ermüden ist. Diese leztern geben sich nicht blos mit dem Fischfang und dem Akerbau ab. Die Erbauung, Ausrüstung und Abfertigung der Schiffe, alles was zum Ankern und Segeln gehört, wird ihrem Fleisse, und ihrer Thätigkeit anvertraut. Man wird in der französischen Uebersetzung des Sad-der, den ich als eine Folge meiner **gottesdienstlichen Cerimonien** herausgeben werde, sehen, was die Parser, die schäzbarste und arbeitsamste Nation in ganz Indien, für Gebräuche, Sitten und Religion haben.

Vor dem Jahr 1759 ländeten die Schiffe, welche aus Europa nach dem rothen Meere, dem persischen Meerbusen, und nach Malabar abgeschikt wurden, durchgängig an den Küsten an, wo sie ihr Geld und ihre Waaren absetzen, und ihre frische Ladung wieder aufnehmen sollten.

Seit dieser Zeit aber bleiben sie alle in Bombay, wo man ohne große Unkosten die Erzeugnisse der benachbarten Gegenden mit einander erhalten kann, seit die englische Gesellschaft, kraft ihrer Würde als Admiral des Großen Mogols eine ziemlich starke Anzahl von Schiffen auf dieser Rhede unterhalten muß.

Nothwendig mußten in einer solchen Niederlage die Schiffswerften, die Schiffe und die Handelsleute sich vermehren. Daher hat auch die Insel sehr schnell die ganze Schiffahrt und einen großen Theil des Handels an sich gezogen, den Surate und die andern benachbarten Handelsplätze bis dahin auf den Meeren Asiens getrieben hatten.

Man mußte diesen Vortheilen auch eine Dauer verschaffen. Zu diesem Endzweke warf man Vestungswerke rings um den Haven auf, der all diese Geschäfte in Gang bringt, und wo die Geschwader, welche Großbritannien nach Indien schikt, ausgebessert werden müssen. Diese Werke sind vest gebaut, und haben, wie man sagt, nur den einzigen Fehler, daß sie zu weitläufig sind. Sie werden von 12 bis 15 hundert Europäern und einer noch größern Anzahl asiatischer Kriegsvölker vertheidigt.

Im Jahr 1773 beliefen sich die Einkünfte von dem ganzen zu Bombay gehörigen Gebiete, auf 13,607,212 Livres und 10 Sous, und die Ausgaben

auf 12,711,150 Livres. Der Zustand dieser allzu zahlreichen Kolonien ist seit dieser Zeit um vieles verbessert worden, und es ist außer Zweifel, daß ihre Einkünfte sich heutzutage auf 18 Millionen Livres belaufen.

VII.

Besitzungen der Engländer auf der Küste von Koromandel.

Die erste Niederlage der Engländer, die man auf dieser Küste antrift, ist **Divikote**. Der Obriste Lawrenze bemächtigte sich derselben im Jahr 1749. Politische Verbindungen nöthigten den König von Tanschaur das gutwillig abzutreten, was man ihm genommen hatte, und noch ein Gebiet von drei Meilen im Umkreise dazu zu bewilligen. Die Stadt kam im Jahr 1758 in die Hände der Franzosen, doch kam sie bald hernach, von Vestungswerken entblößt, wieder unter das Joch ihrer ersten Eroberer. Sie hofften eine wichtige Handelsstadt daraus zu machen. Man glaubte fast durchgängig, daß der Fluß Kolram, der an ihren Mauern vorbeiströhmt, könnte in Stand gesezt werden, große Schiffe zu tragen. Alsdann wäre die Küste von Koromandel nicht mehr ohne Seehaven gewesen, und die englische

Krone, welche die einzige Rhede auf dieser Küste besessen hätte, würde eine mächtige Unterstützung sowohl für den Handel, als für den Krieg gehabt haben, deren die andern neben ihr handelnden Nationen hätten entbehren müssen. Vermuthlich haben unvorhergesehene Hindernisse die Ausführung dieses Entwurfs unmöglich gemacht, weil man diesen Posten verlassen, und ihn einem Pachter gegen einen jährlichen Zins von 45 bis 50,000 Livres übergeben hat.

Cudelur wurde im Jahr 1686 von den Engländern mit einem Gebiete erkauft, welches sich acht Meilen längst der Küste hin, und 4 Meilen in das Innere des Landes erstrekt. Diese Besitzung, die sie von einem indischen Fürsten für 741,500 Livres erhalten hatten, wurde ihnen durch die Mogoln versichert, welche sich zwey Jahre hernach von Karnate Meister machten. Da sie in der Folge bedachten, daß der Ort, den sie in vollkommenem Stande angetroffen hatten, mehr als eine Meile vom Meer entfernt wäre, und man die für denselben bestimmte Hilfe abschneiden könnte, so bauten sie einen Kanonenschuß weit davon an der Mündung eines Flusses und an dem Ufer des indischen Ozeans das Fort St. David auf. Nach und nach baute man noch drey Aldeen an, deren Bevölkerung, die Stadt und die Vestung dazugerechnet, sich auf 60,000

Seelen belauft. Sie beschäftigen sich mit blau färben, oder mit der Malerei der Zeuge, welche aus dem Innern des Landes kommen, auch verfertigen sie für ungefähr zwey Millionen von dem schönsten Bamsin. Noch sieht man die Verheerung, welche die Franzosen daselbst und in den Vestungswerken im Jahr 1758 anrichteten. Cudelur ist wirklich außer Stande, eine Belagerung auszuhalten. Die Thore werden durch keine Vorwerke vertheidigt; die Mauern, welche nur von Baksteinen aufgeführt und ohne Gräben sind, lassen einen weiten Raum offen, wo man nur einige wenige, von Kanonen ganz entblößte Bastionen sieht. Ein Einkommen von 150,000 Livres muß alle Unkosten dieser Kolonie bestreiten.

Masulipatan gewährt einen viel wichtigern Nutzen. Diese Stadt, welche an der Mündung des Krisna liegt, dient den Provinzen, welche ehmals das Königreich Golkonda ausmachten, und noch andern Gegenden zum Seehaven, mit welchen sie ohne Mühe vermittelst guter Wege und des Flusses handelt. Ehmals war sie der lebhafteste, bevölkertste und reichste Handelsplatz von ganz Hindistan; allein durch die großen Niederlagen, welche die Europäer auf der Küste von Koromandel errichteten, verlor sie viel von ihrer Wichtigkeit. Die Franzosen hofften ihr wieder einen Theil ihres vorigen Glanzes ver-

schaffen zu können, und bemächtigten sich derselben im Jahr 1750. Neun Jahre hernach kam sie wieder in die Hände der Engländer, welche sich bis izt im Besitze derselben erhalten haben.

Diesen leztern ist es bisher noch nicht gelungen, Masulipatan zu dem wieder zu machen, was es ehmals war. Durch waren auch ihre Bemühungen nicht ganz fruchtlos. Da die Pflanzen, welche zur Färberei dienen, auf ihrem Gebiete mehr und besser wachsen als sonst nirgends, so gelang es ihnen, einige Manufakturen wieder aufs neue in Gang zu bringen, und andern ein weitläufigeres Gewerbe zu verschaffen. Doch ist sie den Engländern in Ansehung der Waaren, welche sie daselbst kaufen, immer weniger nüzlich, als in Ansehung derjenigen, welche sie daselbst verkaufen können. Von undenklichen Zeiten her kamen die Völker aus dem Innern des Landes in großen Karwanen um das Salz, das sie brauchen, auf dieser Küste zu holen. Heutzutage kommen sie aus noch entferntern Gegenden und in größerer Menge als jemals dahin, und nehmen nebst diesem Lebensmittel, noch vieles Wollwerk und viele andre Früchte des europäischen Fleisses mit. Diese Vermehrung des Handels, welcher die Einkünfte der Kaufhäuser beträchtlich erhöhet hat, muß nothwendig immer mehr zunehmen, wenn sie nicht durch Staatsveränderungen gehemmt wird,

welche so oft und so schreklich die Gestalt dieses reichen Theils unserer Erde entstellen.

Großbritannien besizt auf der Küste von Koromandel noch verschiedene andere Provinzen, welche seine Macht in diesen Gegenden sehr vermehren; sie sind Kondavir, Muta-Fanagar, Elur, Ragimendri und Sikakol, welche sich 600 Meilen an der Küste hin erstreken, und 30 bis 90 Meilen weit in das Land hinein gehen. Die Franzosen, welche sich dieselben während ihrer glüklichen Umstände hatten abtreten lassen, verloren sie wieder, als sie durch ihre Unklugheit sich ihr Unglück zuzogen. Sie kamen für eine kurze Zeit in die Hände des Souba von Dekan, dem man sie entrissen hatte. Im Jahr 1766 mußte man sie den Engländern abtreten. Doch verschonten diese die Kolonien, welche die mithandelnden Nationen in diesem großen Gebiete errichtet hatten. Allein Vizagapatnam und die andern Handlungsplätze der herrschenden Nation erhielten ein neues Leben, und man vermehrte auch ihre Anzahl. Das Land schwang sich ein wenig aus der Anarchie heraus, in welche es eine Menge kleiner Tirannen versenkt hatte. Die Kolonien tragen 9 Millionen an Einkünften aus, wovon man nur 2,025,000 Livres dem indischen Fürsten zukommen läßt, dem man sie entrissen hat. Die Ausfuhr ist heutzutage um fünfmal beträchtlicher, als sie es vor 16 Jahren war.

Die Menge der Arbeiten vermehrt sich, so wie die Zemindarn, welche ursprünglich blosse Pächter waren, die unumschränkte Gewalt verlieren, die sie während den Unruhen in ihrem Vaterlande an sich gezogen hatten; so wie man sie in die Unmöglichkeit versezt, sich einander wechselsweise zu bekriegen; so wie die Distrikte, welche unter ihrer Gerichtsbarkeit stehen, ihren Drükungen weniger ausgesezt sind. Der Fortgang des Handels würde noch schneller und glänzender seyn, wenn die englische Regierung ein unermeßliches Land vor den Ueberschwemmungen des Krisna und Gadavery, welche es sechs Monate lang bedecken, verwahren wollte; wenn diese Menge Wassers durch die Wässerung der Felder weislich vertheilt; und diese beiden Flüsse durch einen schiffbaren Kanal mit einander verbunden würden. Die alten Indianer sahen schon die Nothwendigkeit dieser Arbeit ein, vielleicht fiengen sie auch schon an sie auszuführen: wenigstens halten sie einsichtsvolle Leute nicht für kostspielig, und für sehr leicht möglich.

Madras. Alle Waaren, welche in den Niederlagen der Engländer zwischen dem komorinischen Vorgebirge und dem Ganges gekauft oder selbst verfertigt werden, treffen zu Madras zusammen, dem Hauptort ihrer Besitzungen auf dieser Küste. Diese Stadt liegt 25 Meilen von Pondichery,

und wurde vor mehr als einem Jahrhundert durch Wilhelm Langhorne in dem Lande Arkate an dem Ufer des Meers erbaut. Da sie auf einen sandigten Boden angelegt wurde, der völlig troken ist, und gänzlichen Mangel an trinkbarem Wasser hat, welches man mehr als eine Meile weit holen muß, so forschte man den Ursachen nach, die ihn zu dieser schlechten Wahl könnten bewogen haben. Seine Freunde behaupteten, daß er gehofft hätte, den ganzen Handel von St. Thome, das nur eine Meile davon liegt, an sich zu ziehen, welches auch wirklich erfolgt ist; und seine Feinde warfen ihm vor, daß er sich nicht hätte von einer Geliebten entfernen wollen, die er in dieser portugiesischen Kolonie hatte.

Madras wird in die weisse und in die schwarze Stadt eingetheilt. Die erstere, welche mehr unter dem Namen des Fort St. George bekannt ist, wird ganz von den Engländern bewohnt. Lange hatte sie nur wenige und schlechte Vestungswerke, allein sie sind seitdem sehr beträchtlich vermehrt und verbessert worden, und man könnte sie, wie Herr Sonnerat sagt, nur mit überlegener Macht erobern. Die schwarze Stadt, welche ehedem nicht einmal Thore hatte, wurde seit dem Jahr 1767 mit einer guten Mauer und einem breiten Graben, der mit Wasser angefüllt ist, umgeben. Diese Vorsicht und der Untergang von Pondichery

haben drei bis viermal hundert tausend Menschen Juden, Armenier, Mohren, und Indianer dahin gezogen.

Das Gebiet von Madras war ehmals gar nicht ansehnlich. Heutzutage erstrekt es sich 50 Meilen gegen Westen, 50 Meilen gegen Norden und 50 Meilen gegen Süden. Man trift in diesem weiten Umfange beträchtliche Manufakturen an, die sich mit jedem Tage vermehren, und mannichfaltige Pflanzungen, welche täglich blühender werden. Diese Arbeiten beschäftigen mehr als 100,000 Seelen. Eine Meile von dieser großen Niederlage liegt Chepauk, wo der Hof des Nababs von Arkate sich seit 1769 beständig aufhält.

Die großen Ländereien, welche die Engländer auf der Küste von Koromandel besitzen, sind ihnen noch nicht so einträglich, als sie es werden können. Die Einkünfte, die sie im Jahr 1773 daraus zogen, beliefen sich nicht über 24,200,000 Livres, und die Ausgaben betrugen damals 26,400,000 Livres. Der kostbare Krieg, den dieses Volk geführt hat, und die häufigen Streifereien des berühmten Hyder-Aly hinderten es bisher noch immer an der Verbesserung seiner Besitzungen auf dieser Küste.

VIII.

Besitzungen der Engländer in Bengala.

Die Engländer haben eben so sehr den Umständen, als ihrem Muthe und ihren Intriguen, die unermeßlichen Länder zu verdanken, welche sie in dieser Gegend besitzen. Seit langer Zeit hatte sich ein gefährlicher Gebrauch eingeschlichen, welcher die Ordnung in den Reichen zerrütten mußte, die in diesen Gegenden existirten. Jeder Befehlshaber in den europäischen Niederlassungen nahm sich die Freiheit, den Eingebohrnen des Landes Schutz zu geben, welche sich vor Drükungen oder Strafen flüchteten. Die oft beträchtlichen Summen, die er für seinen Schutz erhielt, liessen ihn die Gefahr nicht sehen, in welche er das Interesse der Gesellschaft versezte, deren Vortheil er besorgen sollte. Einer der vornehmsten Staatsbedienten aus Bengala, welcher diesen Ausweg kannte, flüchtete sich zu den Engländern nach Kalkutta, um sich der Strafe zu entziehen, die er durch seine Treulosigkeit verdient hatte. Er wurde aufgenommen. Der Souba, welcher natürlicher Weise dadurch beleidigt werden mußte, brachte eine Armee zusammen, griff die Stadt an, und eroberte sie. Er ließ die Besatzung in ein enges Gefängnis

werfen,

werfen, wo sie in 12 Stunden erstikte. Es kamen nur 23 Mann davon. Diese Unglücklichen boten der Wache, welche an ihrem Gefängnisse stund, großes Geld an, daß sie dem Fürsten Nachricht von ihrer traurigen Lage geben sollte. Ihr Jammergeschrey, ihr Seufzen verkündigte sie dem gerührten Volke, aber niemand wagte es, mit dem Despoten zu sprechen. Er schläft, antwortete man den sterbenden Engländern, und vielleicht war in dem ganzen Königreiche kein einziger, welcher dachte, daß um 150 Unglücklichen das Leben zu retten, man dem Tirannen einen Augenblick von seinem Schlafe entziehen dörfte.

Der Admiral Watson, welcher erst kurz mit einem Geschwader in Indien angelangt war, und der Obrist Clive, welcher sich in dem karnatischen Kriege so hervorgethan hatte, rächten unverzüglich ihre Landsleute. Sie brachten die zerstreuten und flüchtigen Engländer zusammen, fuhren in dem Christmonat 1756 den Ganges hinauf, nahmen Kalkutta wieder ein, bemächtigten sich verschiedener anderer Städte und erfochten endlich einen völligen Sieg über den Souba.

Ein so ausgebreiteter und schneller Fortgang wird gewissermassen unbegreiflich, wenn man bedenkt, daß die Engländer mit 500 Mann so glücklich gegen die gesammte Macht von Bengala stritten; allein wenn sie auf der einen Seite ihre

Vortheile, der vortrefflichen Kriegszucht und dem merklichen Uebergewichte zu danken hatten, welches die Europäer in der Schlacht über die indischen Völker haben; so wurden sie auf der andern Seite noch kräftiger durch den Ehrgeiz der Oberhäupter, durch die Habsucht der Minister und durch die Natur einer Regierung unterstüzt, die keine andre Triebfeder hat, als den gegenwärtigen Nutzen und die Furcht. Die Zusammenkunft dieser verschiedenen Umstände wußten sie in dieser ersten Unternehmung, so wie in allen folgenden vortrefflich zu benutzen. Der Souba hatte sich den Abscheu seines Volkes zugezogen, wie es fast allen Despoten geht; seine vornehmsten Officiere verkauften ihren Kredit den Engländern; er wurde an der Spize seiner Armee verrathen, der gröste Theil derselben wollte nicht fechten, und er fiel selbst in die Hände seiner Feinde, die ihn im Gefängnisse erdrosseln liessen.

Jaffer-Ali-kan, das Oberhaupt der Verschwörung, erhielt von den Engländern die Krone des Souba. Er trat der Gesellschaft einige Provinzen ab, gestund ihr alle Privilegien, Freiheiten und Vergünstigungen zu, die sie nur immer verlangen konnte. Doch bald ward er des Joches müde, das er sich selbst aufgelegt hatte, und suchte in der Stille Mittel zu finden, es wieder abzuwerfen.

Sein Vorhaben wurde entdekt, und er mitten in seiner Hauptstadt gefangen.

Kossim-Ali-kan, sein Eidam, wurde an seiner Stelle zum Souba ausgerufen. Er hatte die unrechtmäßige Krone mit unermeßlichen Summen erkauft. Allein er genoß sie nicht lang. Das englische Joch drükte ihn wie seinen Vorfahren, er suchte es abzuwerfen und wollte sich keine Geseze vorschreiben lassen. Alsobald fängt der Krieg wieder an, derselbe Jaffer-Ali-kan, den die Engländer gefangen hielten, wird aufs neue zum Souba von Bengala ausgerufen. Man zieht gegen Kossim-Ali-kan zu Felde, seine Generäle werden bestochen, er wird verrathen und völlig geschlagen, und mußte sich glücklich schätzen, daß, da er sein Reich verlor, er die unermeßlichen Reichthümer noch retten konnte, die er erpreßt hatte.

In dieser Staatsveränderung verlohr Kossim-Ali-kan nicht die Begierde, sich zu rächen. Er brachte seine Klagen und seine Schätze bei dem Nabab von Benares an, dem ersten Minister in dem mogolischen Reiche. Dieser vereinigte sich mit allen benachbarten Fürsten gegen den gemeinschaftlichen Feind; allein sie hatten nicht mehr mit einer Hand voll Europäer, die von der Küste von Koromandel gekommen waren, zu kämpfen; sondern mit der ganzen Macht von Bengala, welche die Engländer unter ihre Gewalt

gebracht hatten. Ihr glücklicher Fortgang machte sie kühn, sie warteten nicht, bis man sie angreifen würde, sie zogen zuerst diesem fürchterlichen Bündnisse entgegen, zogen mit dem vesten Vertrauen, das ihnen General Clive einflößte, dessen Name ihnen für den Sieg Bürge zu seyn schien. Doch wollte Clive nichts aufs Spiel setzen; die Hälfte des Feldzugs verstrich unter Unterhandlungen; aber endlich verhalfen die Schätze, welche die Engländer schon aus Bengala gezogen hatten, ihnen auch hier zu Eroberungen. Die Oberhäupter der indischen Armee wurden bestochen, und als der Nabab von Benares eine Schlacht wagen wollte, so wurde er in der Flucht seiner Leute mit fortgerissen, ohne daß er nur schlagen konnte.

Dieser Sieg öfnete den Engländern den Weg nach Benares und es schien, daß nichts sie hindern könnte, dieses Fürstenthum mit dem bengalischen Reiche zu vereinigen. Allein, es mag nun aus Mäßigung oder aus Klugheit seyn, so begnügten sie sich, eine Brandschatzung von acht Millionen einzutreiben, und boten dem Nabab den Frieden unter Bedingungen an, die ihn in die Unmöglichkeit versezten, ihnen zu schaden, die er aber gern und willig annahm, um wieder zum Besitze seines Reiches zu gelangen.

Während als dieses in Bengala vorgieng, wurde der mogolische Kaiser von den Patanen, welche

seinen Sohn an seiner Stelle ausgerufen hatten, aus Delhy vertrieben, irrte von Provinz zu Provinz, suchte einen Zufluchtsort in seinem eigenen Reiche und flehte vergebens alle seine Vasallen um Hilfe. Von seinen Unterthanen verlassen, von seinen Bundsgenossen verrathen, ohne Unterstützung, ohne Armee, hoffte er seine einzige Rettung von der Macht der Engländer, und flehte sie um ihren Schutz. Sie versprachen ihm, ihn nach Delhy zu führen und ihn wieder in sein Reich einzusetzen, aber er mußte ihnen vorher Bengala mit allen landesherrlichen Rechten abtreten. Diese Abtretung, von welcher der Kaiser doch keinen Nutzen hatte, wurde durch eine authentische Urkunde bekräftiget, und geschah mit allen Feierlichkeiten, welche in dem mogolischen Reiche gebräuchlich sind.

Die Engländer, welche nun die Oberherrschaft über Bengala besassen, glaubten, im Aeußerlichen die alte Regierungsform in einem Lande beibehalten zu müssen, wo sie die gröste Macht und vielleicht die einzige, welche dauerhaft und sicher ist, besitzen. Unter dem Namen eines Souba regieren sie und erheben alle Abgaben. Dieser Souba, den sie ernennen, der in ihrem Solde steht, scheint zu befehlen. Von ihm scheinen die öffentlichen Verordnungen herzurühren, welche aber in der That in dem Rath zu Kalkutta

beschlossen werden, so daß das Volk, wenn es schon seinen vorigen Herrn verloren hatte, doch noch lang das nemliche Joch zu tragen glaubte.

Bengala ist ein auffallendes Beispiel von den traurigen Folgen, welche die Entvölkerung eines durch Unterdrückungen und Grausamkeiten gegen die Einwohner ausgesogenen Landes nach sich zieht. Mitten in den Besitzungen der englischen Gesellschaft findet man eine Streke von 240 Meilen an den Küsten, von der Insel Sundeep, bis an die Insel Sagor an, welche heutzutage nichts als eine mit Wäldern bedekte, sehr ungesunde Wüste ist, die ganz allein von Tigern und andern wilden Thieren bewohnt wird. Diese Gegend war ehmals sehr bevölkert. Vor ungefähr 150 Jahren zwangen die Streifereien der Mugg, eines seeräuberischen Volkes, die Einwohner, sie zu verlassen. Diese Räuber, welche der König von Arrakan schüzte, welcher sich zu dieser Zeit von Chittigong und der Insel Sundeep bemächtigte; waren gewohnt in die Inseln von Bengala mit kleinen Flotten bewafneter Flußschiffe einzufallen; sie fuhren auf den Flüssen mehr als 100 Meilen weit in das Land hinein, plünderten und verbrannten die Städte, und machten die Menschen, welche sie antrafen, zu Sklaven. Das Land, welches sehr fruchtbar und überdas sehr vortheilhaft für die Schiffahrt und den Handel gelegen ist, bringt

heutzutage nur ein wenig Salz an etlichen Orten hervor, wo man vieler Gefahr bei der Arbeit ausgesezt ist.

Die Einkünfte von Bengala und den Provinzen, welche davon abhängen, sind sehr beträchtlich. Den grösten Theil trägt der Grundzins ein, den man von den Feldern bezahlen muß. Er wird verhältnismäßig nach der Größe der Ländereien oder ihren Produkten nach Steuerregistern vestgesezt, welche in den verschiedenen Gegenden des Landes nach dem verschiedenen Grade der Fruchtbarkeit verschieden sind. Vor der Anarchie, welche so zu sagen das mogolische Reich ganz zu Grunde gerichtet hat, war die allgemeine Taxe, welche zu Delhy vestgesezt war, für die angebauten Länder in Bengala 3 Sikkas Roupien oder 6 Sous vom Bega, welcher 16003 Quadratschuhe enthält. Bisweilen taxirte man die Erndte auf der Stelle, nach dem Preise, in dem die Lebensmittel verkauft wurden, und der Eigenthümer gab der Regierung einen Theil davon ab, so wie er vestgesezt worden war. So bezahlten die Felder, welche Reis, Erbsen, Waizen, Gerste oder anders Getreide hervorbrachten, durchgängig den Werth von der Hälfte der Erndte. Der Boden von Bengala ist äußerst fruchtbar. An manchen Orten kann man zwey bis dreymal des Jahrs erndten. Das Opium und die Zukerrohre,

die man des Jahrs nur einmal erndten kann, werfen dem Eigenthümer bis auf 15 Roupien vom Bega aus. Die Gegend, welche das nützlichste Gewächse hervorbringt, ist diejenige, wo die Staude wächst, welche die Blätter trägt, die bei den Eingebohrnen **Paan** und bei den Europäern **Betel** heissen. Diese Pflanze erfodert ungeachtet der Fruchtbarkeit des Bodens und der glücklichen Lage von Bengala viele Wartung und Pflege; aber alsdann bringt sie auch dem Eigenthümer bis 32 Roupien vom Bega ein.

Vor der Staatsveränderung gehörten alle Einkünfte dem Kaiser, ausgenommen in den Distrikten, auf welche die Pensionnäre des Hofes Anweisungen hatten, und in den milden Stiftungen. Der Mogol ließ die Verwaltung dieser großen Einkünfte verpachten. Diejenigen, welche dieses Geschäft hatten, waren mehr oder weniger mächtig, mehr oder weniger furchtbar, nach dem Grade der Gewalt, die sie mit der Zeit an sich zogen. Diese großen Staatsbedienten hiessen Rajah, Souba, Nazim, Nabab, Zemindarn u. s. w. Immer trieben sie mehr Abgaben ein, als sie berechtigt waren, und was am meisten zu bejammern ist, die Officiere des **Dewans** oder des Generaleinnehmers der königlichen Einkünfte, bekümmerten sich nicht, wie sie die Erpressungen derselben einschränken sollten; wenn sie nur die

Summe, die in den Kronbüchern eingetragen war, richtig bezahlten, und den Dewan, und die andern Hofbedienten durch ansehnliche Geschenke auf ihre Seite brachten.

Nach dem Untergang des mogolischen Reiches bemächtigte sich jeder dieser Officiere des Gebietes, das unter seinen Befehlen stund, und behielt es so lang, als er es zu behaupten im Stande war. Besonders stüzte sich die englische Gesellschaft auf die Urkunde, welche ihre unrechtmäßige Besitzung für rechtmäßig erklärte und behauptete, daß sie nicht blos die Einkünfte von Bengala für den Mogol eingetrieben hätte, sondern daß sie ihr eigenthümlich zugehörten. Im Jahr 1765 ernennte der Rath von Kalkutta Herrn Sikes zum Residenten an dem Hofe des Nababs, welcher zu Murshedabad, der Hauptstadt seines Reiches, wohnet. Er hatte den Auftrag, die Einkünfte der Provinzen in Ordnung zu bringen, und über die Foderungen der alten Reichspensionnäre zu sprechen. Man überließ ihm zu gleicher Zeit eine unumschränkte Gewalt über den Nabab und seine Officiere, die Oberaufsicht über die Einkünfte von dem Innern des Landes und die Verwaltung der Gerechtigkeit in ganz Bengala.

Herr Sikes berechnete damals auch die Einkünfte von Bengala und den dazu gehörigen Ländern, wovon ich hier das Resultat geben will.

	Sikkas Roupien	Anas
Einkünften von den Feldern	15,623,425.	
Nach Abzug der Eintreibungskosten . . .	1,029,929.	7.
Bleibt	14,593,525.	9.
Schatzungen und Geldstrafen nach abgezogenen Kosten . . .	19,138.	7.
Schatzungen von Chunakolly . .	173,610.	5.
. . . . von Burbunder . .	125,000.	
. . . . von Azimgunge . .	107,060.	
Münzen von Murshedabad . .	30,005. . .	8.
	454,814. . .	4.
	15,048,339. . .	13.

Einkünften von den verschiedenen Distrikten in Bahar.

	Sikkas Roupien	Anas
Einkünften von den Feldern	7,499,398. . .	8.
Zoll, welchen die Holländer zu Patna bezahlen . .	15,000.	
	7,514,398. . .	8.
Davon muß für Pensionen abgezogen werden	503,492. . .	13.
Dem Nabab, und denjenigen, welche die Einkünfte der Gesellschaft zu Patna eintreiben	200,000.	
Andere Eintreibungskosten . .	300,000.	
Summe des Abzugs . . .	1,403,492. . .	13.
Also bleiben	6,110,905. . .	11.
Diese Summe zu der vorhergehenden hinzugerechnet, macht . . .	21,159,245. . .	8.

Einkünfte von den Ländern, welche von Kossim-Ali-kan der Gesellschaft abgetreten worden sind.

	Sikkas Roupien	Anas
Von Burdwan	3,350,000.	
. . Midnipore	822,088.	
. . Chittigong . . .	421,241.	7.
. . Kalkutta	58,168.	
55 Aldeen	29,919.	
Zoll, welchen die Schiffe bezahlen	140,000.	
24 Pergunnah	847,000.	
Summe	1,075,087.	
Nach Abzug aller Kosten bleiben	26,827,661.	. . 15.

Man konnte unmöglich erfahren, sagt Herr Bolts, dem ich die Mittheilung dieser Berechnung verdanke, ob die Agenten der englischen Gesellschaft damals eine größere oder geringere Summe eintrieben. Was man mit Gewißheit weiß, ist, daß Herr Sikes öffentlich erklärte, daß man in dem Jahr 1766, ohne die Einwohner zu drüken, aus den Einkünften von Bengala die Summe von 2 Croren, 68 Laks, 27,661 Sikkas Roupien und 15 Anas ziehen könnte. Wenn man nun die Sikka Roupie auf 2 Schillinge, 8 und einen halben Stüber englisch Geld ausrechnet, so beträgt diese Summe 3,630,676 Pfund Sterling oder 79,874,872 französische Livres.

Lord Clive schrieb bei dieser Gelegenheit an die Regierung einen Brief datirt aus Kalkutta vom 30 Herbstmonat 1765, in welchem er sich folgendermassen ausdrükt. " Ihre Einkünfte werden
„ dadurch, daß sie die Dewanei (*) an sich gebracht
„ haben, sich künftiges Jahr bis auf 250 Laks
„ von Roupien mit Inbegrif ihrer ältern Be-
„ sitzungen in Burdwan belaufen; und mit der
„ Zeit werden sie noch auf 20 oder 30 Laks von
„ Roupien höher steigen. Ihre Civil- und Kriegs-
„ kosten können sich nie über 60 Laks belaufen.
„ Was man dem Nabab zukommen läßt, ist
„ schon auf 42 Laks, und der Tribut, den
„ man dem Kaiser bezahlt, auf 26 Laks vestge-
„ sezt, so daß der Gesellschaft ein klarer Ge-
„ winnst von 122 Laks von Sikkas Roupien,
„ oder 1,650,900 Pfund Sterling übrig bleibt.
„ Diese Summe kann für alle Kosten der Schiffs-
„ ladungen hinreichen, das Geld für den Handel
„ nach China schaffen, die Unterhaltung aller
„ ihrer Niederlagen in Indien bestreiten und
„ doch wird noch ein beträchtlicher Ueberschuß in

(*) Die Dewanei ist das Amt eines Staatsbedienten, welcher die Einkünfte von allen Provinzen eintreiben muß, die unter dem Nabab stehen, und wovon er ehmals dem Hofe von Delhy Rechnung ablegte. Diese Bedienung ist von dem Amte des Souba verschieden, welcher das Kommando über die Truppen und die Gerichtsbarkeit in den Provinzen hat.

„ ihrem Schatze bleiben. Wenn in Kriegszeiten „ das Land den Streifereien der Feinde ausge- „ sezt seyn wird, so können wir immer die nöthige „ Summe für die Civil- Umstände und Kriegs- „ Operationen, und selbst auch für die Schiffs- „ ladungen aufbringen, weil ein sehr einträgli- „ cher Theil von Bengala und unsre Besitzun- „ gen in Bahar auf der östlichen Seite des Gan- „ ges liegen, welcher sie vor den Streifereien „ sichert. Was ich ihnen hier berichte, ist kein „ blos erträumter Zustand ihrer Einkünfte; sie „ können versichert seyn, daß meine Berechnung „ sie nicht übersteigt. „

Kalkutta ist der vornehmste Handelsplatz, den die Engländer in Bengala besitzen. Diese Stadt liegt an den Ufern des Flusses Ugly. Die Luft ist daselbst ungesund und der Ankergrund nicht gar vest. Ungeachtet dieser Unbequemlichkeit sah Kalkutta seine Bevölkerung in unsern Zeiten sich bis auf 600,000 Seelen belaufen, weil Freiheit und Sicherheit nach und nach viel reiche Kaufleute, Armenier, Mohren und Indianer dahin zogen. Von der Landseite würde die Stadt den Feinden völlig offen stehen, wenn solche existirten, oder sie dieselben zu befürchten hätte; allein das Fort Williams, welches nur eine halbe Meile davon entfernt ist, könnte sie gegen jeden aus Europa kommenden Feind, der sie angreifen, oder bom-

bardiren wollte, vertheidigen. Es ist ein regelmässiges Achtek, welches mit acht Bastionen, mehrern Kontreskarpen, und einigen halben Monden versehen ist, ohne Glacis und verdekte Wege; der Graben, welcher mehr als 20 Millionen gekostet hat, kann 160 Schuhe breit, und 18 Schuhe tief seyn.

Chatigan, ein Seehaven an der Grenze von Arrakan, nahe bei dem östlichen Theile des Ganges, gehört auch den Engländern. Die Portugiesen, welche während ihres Glükes alle wichtigen Posten in Indien zu besetzen suchten, errichteten eine große Niederlage daselbst. Diejenigen, welche sich daselbst für immer niedergelassen hatten, warfen das Joch ihres Vaterlandes ab, als es unter spanische Herrschaft kam, und wurden lieber Seeräuber, als daß sie Sklaven seyn wollten. Lang erfüllten sie durch ihre Räubereien die benachbarten Küsten und Meere mit Schreken, bis endlich die Mogoln sie angriffen, und auf den Trümmern ihrer Macht eine Kolonie anlegten, die im Stande war, die Einfälle in das Gebiet von Bengala zu verhindern, welche die Einwohner von Arrakan und Pegu hätten wagen mögen. Da sank dieser Ort in Vergessenheit, und erst im Jahr 1758 schwang er sich wieder aus derselben empor, als sich die Engländer daselbst niederliessen.

Das Klima ist hier gesund, das Wasser vortrefflich, und an Lebensmitteln Ueberfluß. Man kann leicht anländen; auch hat man vesten Ankergrund. Das veste Land und die Insel Sundiva verschaffen der Stadt einen ziemlich guten Seehaven. Die Flüsse Barempoter und Eki, welche entweder Arme des Ganges, oder doch mit ihm verbunden sind, erleichtern ihre Handelsgeschäfte. Wenn Chatigan von Patnakassimbazar und einigen andern Handelsplätzen weiter entfernt ist, als die europäischen Kolonien an dem Fluß Ugly, so liegt es nahe bei Jougdia, Daka und bei allen Manufakturen des Niedergangés. Es verschlägt dem Handel nichts, daß die großen Meerschiffe auf dieser Seite nicht in den Ganges kommen können, weil man doch in dem Innern des Landes nur mit Flußschiffen fährt.

Der Handel, den die englische Gesellschaft in Bengala treibt, ist unermeßlich. Sie besizt die Königsgewalt in einem der reichsten Länder Asiens, geht despotisch mit den Reichthümern desselben um, und die Akers- und Handwerksleute, mit einem Worte alle Bengaler sind ihre Sklaven. Sie verkauft daselbst Tücher, Wollenzeuge, Kupfer, Eisen, Blei, und einige andere europäische Waaren. Dagegen kauft sie Leinenzeuge, seidene Stoffe, rohe Seide, Arzneiwaaren, Salpeter, und verschiedene andere Gegenstände, welche die

Rükladung ihrer Schiffe ausmachen. Der einzige indische Handel, welcher im Namen dieser Gesellschaft getrieben wird, besteht aus etwas Opium, welches aus Benkouli nach Bengala geschikt wird, aus ungefähr 600 Ballen Baumwolle, die Bengala aus Bombay und Surate zieht, und aus wenigem Pfeffer, den man nach China führt.

Alle Waaren, welche die Engländer nach Bengala bringen, werden in den Messen oder durch eine Art von Versteigerung verkauft. Man gesteht dem Käufer einen Abzug (escompte) von 9, 6, oder 3 vom Hundert zu, je nachdem er seine Waaren früher oder später bezieht. Es kann sich ein jeder ohne Unterschied auf diesen Messen einfinden, und kaufen was ihm gut dünkt. Die Regierung giebt ihm einen Dustuk, oder Geleitsbrief, wenn er bezieht, was er gekauft hat.

Die Waaren, welche die Rükladungen der Schiffe ausmachen, werden bezahlt, ehe man sie empfängt, ja selbst ehe sie verfertigt werden. Dieser Geldvorschuß geschicht unter der Aufsicht der Oberhäupter in den verschiedenen Faktoreien, welche die Gesellschaft in der Gegend unterhält. Diese Officiere schiken zu diesem Endzwek Gomastha oder schwarze Faktoren in das Innere des Landes. Wenn wir Herrn Bolts glauben, der vielleicht ein wenig zu viel Bitterkeit in seine Schilderungen einfliessen läßt, so giebt es kein Mittel,

welches die Agenten der Gesellschaft, und die Gomastha in Bengala nicht täglich anwenden, um die Fabrikanten zu unterdrüken. Sie verurtheilen sie zu Geldbußen, werfen sie in das Gefängnis, lassen sie stäupen, und erzwingen mit Gewalt Wechselbriefe oder Verschreibungen von ihnen. Diese tirannischen Grausamkeiten, sezt der abgegangene Aldermann von Kalkutta hinzu, haben die Anzahl der Manufakturisten sehr vermindert. Die Fabriken, welche noch bestehen, sind auch nicht mehr so blühend. Die Waaren, welche sie liefern, sind theurer, und folglich die Einkünfte der Gesellschaft nicht mehr so beträchtlich. Die Besorgung der Schiffsladungen ist so sehr dem Monopolium unterworfen, daß niemand etwas kaufen darf, als diejenigen, welche in den Diensten der Gesellschaft sind. Da sie die Waaren zu den Schiffsladungen liefern müssen, so unterlassen sie niemals, nicht allein für die Gesellschaft, sondern auch für sich und ihre Freunde einzukaufen. Doch muß man von der allgemeinen Ausschliessung die fremden Handlungsgesellschaften ausnehmen, welchen man erlaubt, etwas weniges für ihre Schiffsladungen einzukaufen, um den Klagen vorzubeugen, welche gewiß bis nach Europa dringen würden, wenn man ihnen den bengalischen Handel gänzlich untersagte.

Lang trieben die Portugiesen einen ununter-

brochenen Handel in ihrer Niederlage zu Bandell, welche 80 Meilen von der Mündung des Ganges und eine Viertelmeile oberhalb Ugly liegt. Man sieht sogar ihre Flagge noch daselbst, und eine kleine Anzahl von Einwohnern, die von ihnen abstammen, die aber nur noch eine dunkle Erinnerung von ihrem Ursprung haben. Die Holländer und die Franzosen erhielten auch ehmals von dem Mogol Privilegien, kraft welcher sie frei jeden Handel, den sie wollten, treiben durften, ohne für die Einfuhr der Waaren irgend eine Abgabe zu bezahlen. Blos zu Ugly mußten sie 2 und ein halbes vom 100 für die Waaren abgeben, die sie über Meer ausführten, und der Firman des Monarchen foderte mit Recht, daß sie sich nach den in dem Reiche angenommenen Gesezen richten sollten. Seit ungefähr 25 Jahren erhielten die Dänen, als sie sich zu Serampur niederliessen, das nemliche Privilegium. Der Untergang der mogolischen Macht hat alle diese Vorrechte zernichtet. Alle europäischen Völker, welche heutzutage Bengala besuchen, stehen unter der englischen Gesellschaft, welche ihnen oft mit sehr weniger Schonung begegnet.

Die Armenier, welche immer eine große Anzahl von Handelsleuten in Indien ausmachten, besassen auch in Bengala und vorzüglich zu Sydabad beträchtliche Niederlagen. Ihr Handel

war durch einen Firman des Mogols bestätigt, welcher die Abgaben von den zween vorzüglichsten Gegenständen ihres Handels, den baumwollnen Zeugen und der rohen Seide auf drey und ein halbes vom Hundert vestsezte. Die Nabab, welche das mogolische Reich zu Grunde richteten, indem sie auf seine Trümmer ihre Macht gründeten, legten ihnen große Abgaben auf, und thaten öftere Eingriffe in ihren Handel. Seitdem die englische Gesellschaft die Oberherrschaft über dieses Land erhalten hat, treiben zwar die Armenier nach altem Gebrauche ihren Handel noch immer fort, allein in allen Provinzen müssen sie sich den Verordnungen unterwerfen, welche die Engländer im Namen der Nabab ihnen geben. Oft endigen sich diese Verordnungen mit einem gänzlichen Verbote des Handels.

IX.

Englische Niederlage auf der Insel Sumatra.

Die Insel Sumatra, welche gegen Abend von der Halbinsel Malaka und der Insel Borneo liegt, wird von der Insel Java nur durch die Meerenge Sunda abgesondert. Sie kann ungefähr 300 Meilen lang, und 70 Meilen breit seyn.

Das Land, welches unter mehrern Fürsten getheilt ist, unter welchen der König von Achem der mächtigste ist, bringt Reis, verschiedene andere Hülsenfrüchte, allerlei Spezereien und vortrefliches Obst in Menge hervor, auch hat es an sehr guten Wiesen Ueberfluß. Gold- und Silber-Bergwerke trift man ebenfalls darin an. In einem Walde auf der nördlichen Küste der Insel wächst der Baum, welcher den Benzoegummi hervorbringt, wie auch der Kampferbaum.

Die Engländer besuchten schon lange die Rheden von Sumatra, als sie im Jahr 1688 eine Kolonie daselbst anlegten. Die Schiffleute, welche von Madras abgeschikt worden waren, hatten den Befehl, den Handelsplatz zu Indapoura anzulegen, an welchem Orte man das meiste Gold findet; allein das Schiksal wollte es anders. Die Winde trieben die Schiffe nach Benkouli, und man fand für gut, sich daselbst vestzusetzen.

Beide Völker tauschten anfangs ihre Waaren mit vieler Aufrichtigkeit und Zutrauen gegen einander. Doch dauerte dieses gute Vernehmen, über welches man sich um so mehr wunderte, da die Einwohner von Sumatra blutdürstig, verrätherisch und treulos sind, nicht gar lange. Bald überliessen sich die Agenten der Gesellschaft den räuberischen und tirannischen Gesinnungen, welche die Europäer so durchgängig in Asien äußern.

Es entstunden Zwistigkeiten zwischen ihnen und den Eingebohrnen des Landes, und vermehrten sich nach und nach. Die Erbitterung war schon auf den höchsten Grad gestiegen, als man zwo Meilen von der Stadt den Grund zu einer Vestung wie aus dem Boden heraus kommen sah. Bei diesem Anblik ergreifen die Einwohner von Benkouli die Waffen. Die ganze Gegend macht gemeinschaftliche Sache mit ihnen, die Magazine werden verbrannt, und die Engländer gezwungen, sich in gröster Eile einzuschiffen. Doch dauerte ihre Verbannung nicht lang. Man rief sie wieder zurük, und aus ihrem Unglük zogen sie den Vortheil, daß sie das Fort Marlborough ohne Widerrede ausbauen durften.

Bis in das Jahr 1759 blieben sie daselbst in ungestörter Ruhe. Allein um diese Zeit nahmen die Franzosen das Fort ein, und schleiften es völlig. Die Beute, die sie machten, betrug nicht viel, weil alles, was einigen Werth hatte, noch zu rechter Zeit war bei Seite geschafft worden. Noch ehe die Feindseligkeiten ein Ende hatten, kamen die Engländer wieder in den Besitz desselben, allein sie bauten die Vestungswerke nicht wieder auf. Das Fort Marlborough machte sich alsdann von der Abhängigkeit von Madras frei, in welcher es bisher gewesen war, und machte eine besondere Regierung aus.

Die Chineser, die Malaier und Sklaven, welche man aus Mozambique bringt, bevölkern die englische Niederlage. Vierhundert Europäer und etliche Cipayen vertheidigen sie. Aller Handel, der daselbst getrieben wird, ist in den Händen der freien Handelsleute, ausgenommen der Pfefferhandel. Die Gesellschaft bezieht jährlich 1500 Tonnen um einen außerordentlich geringen Preis. Die Hälfte davon wird auf einem einzigen Schiffe nach Großbritannien geführt. Der übrige wird auf zwey aus Europa gekommene Schiffe geladen und nach China geführt, wo man ihn mit Vortheil verkauft. Im Jahr 1773 beliefen sich die Einkünfte dieses Handlungsplatzes auf 4,982,895 Livres. und die Unkosten auf 3,165,480 Livr.

X.

Besitzungen der Portugiesen in Indien.

Ich brauche hier nicht zu wiederholen, daß Europa den Portugiesen den Handel nach Asien und Afrika zu verdanken hat. Jedermann weiß es, und ich habe es in diesem Werke schon öfters gesagt, daß dieses Volk zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zuerst seine Flagge auf den indischen Meeren wehen ließ. Vasko de Gama segelte im Jahr 1497 um das Vorgebirg der guten Hoffnung herum und

fuhr bis nach Kalekut auf der Küste von Malabar, wo man in der Folge verschiedene Handelsplätze anlegte. Seine Landsleute benuzten die glüklichen Umstände, welche ihnen den Weg zu allen Reichthümern Asiens öfneten. Lang handelten sie allein in diesem glüklichen Lande. Unglüklicher Weise war ihre Regierungsart in Indien eben so fehlerhaft, als ihr glüklicher Fortgang schnell gewesen war. Aus Ehrgeiz, Eitelkeit, Unwissenheit und Aberglauben begiengen sie Fehler, durch welche ihre Niederlassungen gleich anfangs hätten untergraben werden sollen. Ohne alle Rüksicht auf ihr Staatsinteresse, unterstunden sie sich Völker zu verfolgen, die ihnen erlaubt hatten, an ihren Küsten anzuländen, und sie sehr leicht wieder mitten in das Meer verbannen konnten. Dieses unvorsichtigen Betragens ungeachtet, vermehrte sich doch der Reichthum der Portugiesen und ihr Glanz breitete sich in Europa aus. Sie behielten ihre Besitzungen, bis daß der männliche Zweig der königlichen Familie ausstarb. Philipp II. König von Spanien benuzte da die unglükliche Lage Portugals, und bemächtigte sich endlich dieses Königreiches. Dieser Monarch, der ganz allein mit Amerika und den Zwistigkeiten sich beschäftigte, die zwischen ihm, den europäischen Mächten und seinen Unterthanen in den Niederlanden herrschten, ließ den Handel nach Asien

gänzlich aus der Acht. Seine Nachfolger hatten die nemlichen Absichten, hiengen an einem irrigen Begriffe von Größe vest, und zogen den fruchtlosen Ruhm über große und öde Länder zu herrschen, den unschäzbaren Vortheilen eines Reichthums vor, den sie durch einen thätigen Handel erlangen konnten. Das Haus Braganza trat, als es wieder auf den Thron kam, in die Fußstapfen der spanischen Könige, und der Ruhm der Portugiesen verschwand in Indien fast eben so schnell, als er darinnen entstanden war.

In ihren glüklichen Umständen handelten ihre Kaufleute bis in die innersten Theile Hindistans. Sie giengen nach Ormuz, Surate, China, Japan, Agra, Azmeer, Burrampour, Lahor, und fuhren den Indus bis nach Tatta und nach Amadabad hinauf. Cäsar Friedrich sagt, daß sie alle Jahre aus Bengala nach der malabarischen Küste 30 bis 35 Schiffe schikten, welche mit Reis, Seidenstoffen, mit Lak, Zuker, Pfeffer und noch verschiedenen andern Waaren beladen waren.

Wenn man den jezigen Verfall der Portugiesen in Asien sieht, so würde man an dem Glanze zweifeln, mit dem sie ehmals sich in diesem Welttheile gezeigt haben, wenn nicht glaubwürdige Schriftsteller uns das Bild des glüklichen Zustandes entworfen hätten, in welchem sie fast hundert Jahre lang sich befanden. Von allen ihren

Eroberungen in diesen Gegenden besitzen sie heutzutage nichts mehr als Makao, einen Theil der Insel Timor, Daman, Diu und Goa. Die Verbindung, in welcher diese erbärmlichen Niederlassungen unter sich, mit dem übrigen Indien, und mit Portugall stunden, war lang sehr unbeträchtlich. Sie ist wieder wichtiger worden, seit man zu Goa eine ausschliessende Gesellschaft für den Handel nach China und Mozambique errichtet hat.

Makao liegt in dem chinesischen Reiche in der Provinz Kanton. Die Portugiesen haben diesen Ort erbaut. Im Jahr 1744 schikte der Kaiser von China einen Mandarin dahin, um in seinem Namen davon Besitz zu nehmen. Doch ist diese Stadt so gering, daß der Kaiser es bisher nicht für gut fand, sie unter seine Eroberungen zu zählen. Die Regierung ist daselbst noch in den Händen der Portugiesen.

Der ganze Handel von Makao schränkt sich darauf ein, daß man nach Timor, Siam, und Kochinchina, einige schwache Schiffe von geringem Werthe abschikt. Fünf oder sechs Schiffe gehen nach Goa, haben die Waaren zur Ladung, die man zu Kanton ausschießt, und gehören meistens chinesischen Kaufleuten. Zur Rükladung nehmen diese leztern Schiffe Sandelholz, indischen Safran, Ingwer, Pfeffer,

Zeuge, kurz, alle Gegenstände mit, welche Goa auf der malabarischen Küste oder zu Surate mit einem Schiffe von 60 Kanonen, zwo Fregatten und sechs Schaluppen verhandeln kann.

Daman liegt 20 Meilen von Surate an der Einfahrt in den Meerbusen von Kambaja. Martin Alphons Souza bemächtigte sich dieser Stadt im Jahr 1535. Sie wird durch den Fluß Daman in zween Theile getheilt, wovon der eine Alt und der andere **Neu Daman** heißt. Alt Daman ist sehr schlecht gebaut und fällt nach und nach zusammen; Neu Daman, welches ziemlich gut bevestigt ist, wird durch eine portugiesische Besatzung von 12 bis 1500 Mann vertheidigt. Zwischen den beyden Städten ist ein Seehaven, der von einem schlecht unterhaltenen Kastelle vertheidigt wird. Sonst ist die Luft sehr gesund, und die Einwohner pflanzen in ihren Gärten einen Theil der Gewächse, welche das Land hervorbringt.

Diu, das ehmals durch seinen Handel sehr blühend war, ist heutzutage in dem erbärmlichsten Zustande. Es liegt auf einer Insel gleiches Namens und in Guzerat, und gehört, wie Daman, den Portugiesen seit dem Jahr 1535.

Goa liegt wie ein Amphitheater gegen der Mitte der malabarischen Küste auf einer Insel, welche von dem vesten Lande durch die zween Arme des Flusses

Mendoa abgesondert ist, der von Schleussenbrettern (Gattes) herab fällt, und sich ungefähr 3 Meilen von der Stadt in das Meer ergießt, nachdem er an ihren Mauern einen der schönsten Seehäven gebildet. Zahlreiche Kanäle, von der Natur allein erbaut, schattigte und wohl ausgehauene Wälder, beblümte Auen, vortrefflich gelegene Landhäuser, alles trägt zu dem Reize dieser Insel bei, welche 10 Meilen im Umkreise haben mag, deren Boden ungleich ist, und eben dadurch dem Auge eine angenehme Abwechslung verschafft. Ehe man in die Rhede kömmt, entdekt man die beiden Halbinseln Salsette und Bardes, welche ihr zum Walle und zur Schutzwehr dienen. Sie werden von Kastellen vertheidigt, auf welchen ringsum Kanonen gepflanzt sind, und vor welchen alle Schiffe anhalten müssen, die in dem Haven ankern wollen.

Der Handel, welcher Venedig aus den Lagunen, und Amsterdam aus den Morästen empor hob, machte Goa ehmals zum Mittelpunkte der Reichthümer Indiens und zu einem der berühmtesten Handelsplätze. Die Zeit, die in Asien so gewöhnlichen Staatsveränderungen, der Stolz, der ein großes Glük unzertrennlich begleitet, die weichliche Erschlaffung, die Tochter eines ohne Mühe erworbenen Reichthums, die Nacheiferung der aufgeklärtesten Nationen, die Betrügereien der

Einnehmer der öffentlichen Einkünfte und der Privatpersonen, Treulosigkeiten und Schandthaten aller Art, diese und vielleicht noch andere Ursachen, welche uns entwischen, haben diese prächtige Stadt von ihrer Höhe herabgestürzt. Sie ist nichts mehr, und die Fehler in der Gerichtsverwaltung, das Sittenverderbnis, das unter den meisten Bürgern herrscht, der Einfluß, den die Mönche in die öffentlichen Staatsangelegenheiten haben, und die Grausamkeiten der Inquisition lassen zu ihrer Wiederherstellung wenig Hoffnung. Sie hat die große Anzahl fruchtbarer Inseln verloren, die blindlings ihren Befehlen gehorchten, und ihr bleibt nichts mehr übrig, als die Insel, auf welcher sie liegt, und die zwo Halbinseln, von welchen ich geredet habe (*).

In ihrem Verfall und Schwäche kann diese Kolonie jährlich nur drey bis vier Ladungen nach Europa abschicken, deren Werth sich nicht über 3,200,000 Livres belauft, und dieses nur erst seit dem Jahr 1752, wo der Handel von dem Joche des Monopoliums befreit wurde; doch mit Ausnahme des Zukers, des Schnupftabaks, des Pfeffers, des Salpeters, der Perlen, des Sandel- und Adlerholzes; denn die Krone hat sich noch immer das

(*) Und auch diese sind seit einiger Zeit in den Händen der Maratten. A. d. U.

ausschliessende Recht vorbehalten, diese Gegenstände zu kaufen und zu verkaufen. Die Schiffe, auf welchen sie verführt wurden, nahmen ehmals in Brasilien frische Lebensmittel ein, und verkauften daselbst einen Theil ihrer Waaren: aber seit einiger Zeit müssen sie ihren Weg gerade nach der Hauptstadt nehmen.

X I.

Besitzungen der Holländer in Indien.

Lang bemühten sich die Holländer vergebens, durch die nördlichen Meere einen Durchweg nach China und Japan zu finden; als Kornelius Houtmann, der wegen seiner Schulden zu Lisabon gefangen saß, den Handelsleuten von Amsterdam sagen ließ, daß er, wenn sie ihn aus dem Gefängnisse frei machen würden, ihnen viele Entdekungen, die er gemacht hätte, mittheilen wollte, die für sie vortheilhaft seyn könnten. Dieser Seefahrer, der ein Mann von vortrefflichem Kopfe und unternehmendem Geiste war, hatte sich wirklich bis auf die geringsten Kleinigkeiten, sowohl mit dem Wege nach Indien, als auch mit der Art, wie man daselbst handelte, bekannt gemacht. Man nahm seinen Vorschlag an, und seine Schulden wnrden bezahlt. Seine Befreier, welchen

er seine Einsichten mittheilte, verbanden sich mit einander, unter dem Namen einer Handlungsgesellschaft für die entfernten Länder, und vertrauten ihm im Jahr 1595 vier Schiffe an, die er um das Vorgebirg der guten Hoffnung nach Indien führen sollte.

Der Hauptgegenstand dieser Reise war, daß man bei aller möglichen Vermeidung der portugiesischen Niederlassungen, die Küsten, die Nationen, die Erzeugnisse, die verschiedenen Zweige des Handels in jeder Gegend ausforschen wollte. Houtmann untersuchte die Küsten von Afrika und Brasilien, hielt zu Madagaskar an, erfrischte sich auf den maldivischen Inseln, und kam nach den sundischen Inseln. Daselbst sah er die Felder mit Pfeffer überdekt, kaufte von demselben und andere noch kostbarere Gewürze. Durch seine Klugheit machte der vornehmste Fürst von Java ein Bündnis mit ihm; allein die Portugiesen, ob sie gleich verhaßt waren, und keine Niederlage auf der Insel hatten, zogen ihm dennoch Feinde zu. Er siegte in einigen kleinen Gefechten, in welche er verwikelt wurde, und schiffte mit seiner Flotte wieder nach Holland zurük, wohin er wenig Reichthum, aber viele Hoffnumgen brachte. Er brachte Negern, Chineser, Malabaren, einen jungen Menschen aus Malaka, einen Japaneser, und endlich Abdul, einen Seeräuber

aus Guzerat mit sich, welcher viele Talente besaß, und die verschiedenen Küsten Indiens vollkommen kannte.

Nach Houtmanns Berichte, und den Einsichten, die man durch seine Reise erhalten hatte, faßten die Handelsleute von Amsterdam den Entschluß, eine Niederlassung in Java zu errichten, wodurch sie den Pfefferhandel an sich ziehen, näher an die Inseln, wo die Gewürze wachsen, kommen, leichter in China und Japan Eingang finden, und wodurch sie überdies noch von dem Mittelpunkte der europäischen Macht entfernt seyn könnten, die sie in Indien zu fürchten hatten. Van Nek, der im Jahr 1598 mit acht Schiffen den Auftrag hatte, diese wichtige Unternehmung auszuführen, kam in der Insel Java an, und fand die Einwohner wider seine Nation eingenommen. Man schlug sich, und pflog Unterhandlungen. Der Seeräuber Abdul, die Chineser und was mehr noch als alles dieses war, der Haß gegen die Portugiesen, kam den Holländern zu statten. Man ließ sie ihren Handel treiben, und bald schikten sie vier Schiffe mit Gewürzen und einigen Zeugen ab. Der Admiral segelte mit der übrigen Flotte nach den molukischen Inseln, und erfuhr daselbst, daß die Eingebohrnen die Portugiesen aus einigen Orten vertrieben hätten, und nur auf eine günstige Gelegenheit warteten, um

sie auch aus den andern zu vertreiben. Er errichtete auf mehrern dieser Inseln Handelsplätze, schloß mit einigen Fürsten Verträge, und kam mit Reichthümern beladen nach Europa zurük.

Die Freude, welche seine Wiederkunft verursachte, war außerordentlich. In den meisten Seehäven und Handelsstädten der vereinigten Niederlande entstunden Gesellschaften, die sich wegen ihrer Menge bald einander durch den außerordentlichen Preis schadeten, auf welchen die Waaren durch die brennende Begierde der Käufer stiegen, und durch das geringe Geld, welches man dafür erlöste, weil man gezwungen war, sie in Europa zu verkaufen. Sie waren alle in dem Falle, durch ihren Wetteifer und durch die Unmöglichkeit zu Grunde zu gehen, in welcher sich iede besonders befand, einem fürchterlichen Feinde zu widerstehen, dessen Hauptabsicht war, sie zu Grunde zu richten.

In diesen Umständen kamen ihnen die Generalstaaten zu Hilfe. Im Jahr 1602 brachten sie alle diese verschiedne Gesellschaften in eine einzige zusammen unter dem Namen der großindischen Gesellschaft (Compagnie de Grandes Indes). Man gestund ihr das Recht zu, mit den morgenländischen Fürsten Friedenstraktaten zu schliessen oder Krieg zu führen, Bestungen zu erbauen, die Befehlshaber selbst zu wählen, Besatzungen zu unterhalten,

halten, und die Civil- und Polizei-Beamten zu ernennen.

Diese Gesellschaft, von welcher man im ganzen Alterthum kein Beispiel hat, und die das Muster aller nachfolgenden gewesen ist, schikte sogleich nach ihrer Wiederherstellung 14 Schiffe und einige Jachten nach Indien unter dem Befehl des Admirals Waring, den die Holländer als den Stifter ihres Handels und ihrer mächtigen Kolonien im Oriente ansehen. Er erbaute und bevestigte einen Handelsplatz auf der Insel Java; einen andern in den Staaten des Königs von Johor, und errichtete mit verschiedenen Fürsten in Bengala Bündnisse. Oft mußte er sich mit den Portugiesen schlagen, und fast immer trug er den Sieg davon. An den Orten, wo sie blos ihren Handel trieben, mußte er die gegen seine Nation eingeschlichenen Vorurtheile zernichten, denn sie hatten dieselben als einen Haufen von Räubern geschildert, denen alle Könige verhaßt, und welche allen Lastern ergeben wären. Das Betragen der Holländer und der Portugiesen zeigte den Völkern in Asien bald, welche von beiden Nationen in Ansehung ihrer Sitten einen Vorzug vor der andern hätte. Bald führten sie einen blutigen Krieg mit einander, den hartnäkigsten, den die Jahrbücher der Menschheit enthalten, der mit der Vertreibung der Portugiesen

aus den meisten schönen Niederlassungen, die sie in Asien besassen, sich endigte.

X I I.

Besitzungen der Holländer auf der Küste von Malabar.

Nachdem die Portugiesen überall ihre Besitzungen verloren hatten, erhielten sie sich noch mit einigem Glanze in diesem Theile von Indien, bis im Jahr 1663 die Holländer sie darin angriffen, und ihnen Kananor, Kranganor und Kochin wegnahmen. Der siegreiche General hatte kaum den lezten Ort der allein noch wichtig war, belagert als er die Aussöhnung zwischen seinem Vaterlande und Portugall erfuhr. Diese Nachricht wurde geheim gehalten. Man eilte sich mit den Arbeiten und die Belagerten, die durch die beständigen Stürme erschöpft waren, unterwarfen sich am siebenten Tage. Den Tag darauf brachte eine Fregatte, die von Goa kam, die Friedensartikel mit. Der Sieger konnte sich in Ansehung seines Betrugs nicht anders rechtfertigen, als daß er sagte, daß diejenigen, welche sich mit so vielem Stolze beklagten, sich vor einigen Jahren auf die nemliche Art in Brasilien betragen hätten.

Nach dieser Eroberung glaubten die Holländer, sich einen beträchtlichen Handel in Malabar versichert zu haben. Doch entsprach der Ausgang der gefaßten Hoffnung nicht. Es gelang der Gesellschaft nicht, wie sie es hoffte, die andern europäischen Nationen von dieser Küste auszuschliessen. Sie findet nur dieselben Waaren daselbst, welche sie in ihren andern Niederlassungen auch besizt, und muß sie wegen dem Wetteifer der mithandelnden Nationen theurer als auf den andern Märkten bezahlen, wo sie ein ausschliessendes Privilegium besizt.

Sie verkauft blos ein wenig Alaun, Benzoe, Kampfer, Tintenak, Zuker, Eisen, Calin, Blei, Kupfer und Quecksilber. Das Schiff, welches diese mittelmäßige Ladung trägt, geht nach vollendetem Laufe nach Batavia mit einer Ladung von Kaire für die Bedürfnisse des Havens. Die Gesellschaft gewinnt an diesen Gegenständen auf das höchste 396,000 Livres; diese machen mit den 154,000 Livres, welche in den Kaufhäusern eingehen, eine Summe von 550,600 Livres aus. In dem ungestörtesten Frieden kostet sie die Erhaltung ihrer Niederlagen 510,400 Livres, so daß ihr nur 30,600 Livres für die Ausrüstungen übrig bleiben, welche Summe augenscheinlich unzulänglich ist.

Zwar zieht die Gesellschaft aus Malabar zwey Millionen Pfunde Pfeffer, welcher auf Schaluppen nach Ceylon geführt wird, wo man ihn alsdann in die Schiffe ladet, welche nach Europa abgefertigt werden. Auch darf sie nach den Verträgen, den Zentner Pfeffer nur für 38 Livres, 8 Sous bezahlen, da er die neben ihr handelnden Gesellschaften 43 bis 48 Livres und die Privat-Kaufleute noch mehr kostet; allein die blutigen Kriege, welche dieser Gegenstand beständig verursacht, überwiegen dasjenige weit, was sie auf denselben gewinnt.

Goloneß, Generaldirektor von Batavia, hatte ohne Zweifel dieß nicht bedacht, als er behauptete, daß die Niederlassung in Malabar, welche er lang regiert hatte, eine der wichtigsten für die Gesellschaft wäre. " Ich bin so weit entfernt, „ gleiche Gedanken mit ihnen darüber zu haben, „ sagte ihm der General Mossel, daß ich vielmehr wünsche, das Meer möchte sie vor hundert Jahren verschlungen haben. „

XIII.

Besitzungen der Holländer auf der Insel Ceylon.

Die Insel Ceylon oder Selan, welche an der mittäglichen Spitze der indischen Halbinsel liegt,

hat 80 Meilen in der Länge und 30 in ihrer grösten Breite. Einige behaupten, daß sie in den entferntesten Jahrhunderten schon unter dem Namen Taprobane bekannt gewesen sey. Andere vermuthen mit eben so wenig Wahrscheinlichkeit, daß sie Salomons Ophir war, welches der arme Bochart mit so vergeblicher Mühe auf dem indischen Meere gesucht hat. Es mag nun dem seyn, wie ihm wolle, so liessen sich die Portugiesen im Jahr 1506 auf dieser Insel nieder, und erhielten sich daselbst, bis in das Jahr 1658, um welche Zeit die Holländer ihnen nach und nach verschiedene Handelsplätze wegnahmen, und sie daraus vertrieben. Sie machten sich bald fürchterlich, und ihre Macht wuchs mit jedem Tage. Die wenigen Handelsplätze, welche sie anfangs besassen, entzogen den Fremden die Freiheit nicht, auf der Küste mit den Eingebohrnen zu handeln. Dieser Wetteifer misfiel den Holländern, sie suchten einen ausschliessenden Handel auf dieser Insel an sich zu ziehen, und erklärten dem König von Kandi den Krieg. Die Engländer suchten sich diese Verwirrung zu Nutze zu machen, um einige Niederlagen daselbst zu errichten. Sie erschienen auf der Küste, und liessen sich mit dem Fürsten in Unterhandlungen ein; allein da sie nicht mit entblößten Füssen vor ihm erscheinen, noch zu den übrigen Niederträchtigkeiten sich verstehen wollten,

welche die asiatischen Fürsten gewohnt sind, von denjenigen zu fodern, die sich ihnen nähern, so gaben sie den Vorsatz auf, die Holländer von dieser Insel zu vertreiben. Doch endigte ihr Abzug den Krieg nicht; er war langwierig, hartnäkig und blutig. Endlich wurden die Mishelligkeiten zwischen den Holländern und dem König von Kandi durch den den 14 Hornung 1766 geschlossenen Frieden gänzlich aufgehoben. Denn, da die Gesellschaft einen aus seiner Hauptstadt vertriebenen und in den Wäldern herum irrenden Monarchen Geseze vorschreiben konnte, so waren die Friedensbedingungen für dieselben sehr vortheilhaft. Durch diesen Friedensschluß wird ihre Oberherrschaft über alle die Gegenden anerkannt, in deren Besitz sie vor dem Kriege war. Derjenige Theil der Küste, welcher den Eingebohrnen übrig geblieben war, wurde ihr abgetreten. Es soll ihr erlaubt seyn, die Zimmetrinde in allen Ebnen abzuschälen. Und der Hof verpflichtet sich, ihr die besten von den Bergen für 2 Livres 7 S. 2 Deniers das Pfund zu liefern. Ihre Beamten haben das Recht überall ihren Handel auszubreiten, wo sie absehen können, daß er für sie vortheilhaft seyn wird. Die Regierung verpflichtet sich, in keine Verbindung mit irgend einer fremden Macht zu treten, und selbst alle Europäer auszuliefern, welche sich in die Insel einschleichen würden. Für diese Aufopferung soll

der König jährlich den Werth desjenigen erhalten, was die abgetretenen Ufer hervorbrachten, und seine Unterthanen sollen daselbst unentgeltlich das Salz holen können, das sie für sich brauchen.

Die Insel Ceylon ist sehr fruchtbar und sehr wohl mit Holz versehen. Man erndtet den Reis in jedem Jahre daselbst zweymal ein. Es giebt sehr hohe Berge auf derselben, welche den Schiffen, die nach Indien gehen, zu Wegweisern dienen. Der **Pik Adam**, den man auf allen Seiten erblikt, ist unstreitig der höchste Berg in ganz Asien. Man nennt ihn Pik Adam, weil die Einwohner vom Vorurtheile geblendet, die Fußstapfen des ersten Menschen auf demselben zu sehen glauben.

Als die Portugiesen an dieser Insel anländeten, so fanden sie dieselbe sehr bevölkert. Zwey in Sitten, Gebräuchen und Regierungsform ganz verschiedene Völker bewohnten sie friedfertig mit einander. Die **Wadas**, welche in dem nördlichen und am wenigsten fruchtbaren Theile wohnen, sind in Zünfte getheilt, die sich alle für eine einzige Familie ansehen, und nur einem Oberhaupte gehorchen, dessen Gewalt nicht so unumschränkt ist, als gewöhnlich die Gewalt der asiatischen Despoten. Sie gehen fast ganz nakt. Uebrigens treffen ihre Sitten und ihre Regierungsform mit derjenigen überein, welche man in den

schottischen Gebirgen findet. Diese Zünfte, die zu gemeinschaftlicher Vertheidigung mit einander verbunden sind, haben immer tapfer für ihre Freiheit gestritten, und waren so billig, daß sie niemals die Freiheit ihrer Nachbarn antasteten. Man weiß nicht viel von ihrer Religion, doch entfernt sie sich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht viel von der natürlichen Religion. Dieser voreffliche Gottesdienst ist, wie ich es so oft und viel in meinen **gottesdienstlichen Cerimonien der Völker** gesagt habe, allen für sich lebenden, an dem nemlichen Orte sich immer aufhaltenden Hirtenvölkern eigen. Alle diese Zünfte stehen in fast gar keiner Verbindung mit den Fremden. Man läßt diejenigen, welche durch ihr Gebiet reisen, nicht aus dem Gesichte, und diese Vorsicht, welche die Habsucht erdacht hat, um ihren Reichthum an sich zu ziehen, hat sie vor den meisten Lastern verwahrt, welche die so genannten gesitteten Völker schänden. Die Wadas scheinen die ursprünglichen Einwohner der Insel zu seyn.

Die Cingalesen, ein zahlreicheres und mächtigeres Volk, besitzen den mittäglichen Theil der Insel. In Vergleichung mit den Wadas könnte man sie eine gesittete Nation nennen. Sie haben Kleider, und Despoten, unter welchen der König von Kandi der vornehmste ist. An die natürliche Religion, die sie in ihrer völligen Rei-

nigkeit bekennen, haben sie noch die Verehrung eines gewissen Philosophen, Namens **Buddou** gekettet, welcher wahrscheinlicher Weise ehmals der Wohlthäter dieser Insel war. Ueberdies geniessen die Priester von Ceylon große Freiheiten. Wie man sagt, darf sie der Fürst niemals zur Strafe ziehen, wenn sie ihm auch schon nach dem Leben getrachtet hätten.

Die Cingalesen sind im Kriege ziemlich erfahren. Sie wußten die Natur ihres bergichten Landes zu benutzen, um sich gegen die Europäer zu vertheidigen, welche sie auch öfters überwunden haben. Man wirft ihnen vor, daß sie betrügerisch, eigennützig, und übertrieben höflich, wie alle sklavischen Völker sind. Sie haben zwo Sprachen; die Sprache des gemeinen Volkes nnd die Sprache der Gelehrten.

Die Art, wie sie sich heurathen, ist sehr sonderbar. Der Mann hält das eine Ende eines Stükes Leinentuch, welches er um seine Lenden herumwikelt, und die Frau hält das andere. Man gießt ihnen Wasser zuerst über den Kopf, und dann über den ganzen Körper. Mit dieser Cerimonie wird die Heurath vollzogen, und die beiden Vermählten bleiben alsdann so lang beisammen, als sie wollen. Die erste Brautnacht ist für den Mann, die andere für des Mannes Bruder, und so geht es fort, bis in den sechsten Grad der Ver-

wandtschaft. Daher gehören auch die Kinder dem Bruder wie dem Mann zu.

Die vornehmsten Niederlagen der Holländer auf der Insel Ceylon sind Kolombo und Nijumbo gegen Südwest; Punta de Galo und Matura gegen Süden; Trinkimala und Jafnapatnam gegen Nordost; Amsterdam und Manard gegen Westnordwest. Die Gesellschaft besizt noch mehrere andere kleine Wachhäuser, wo sie einen Sergeant und 7 bis 8 Soldaten unterhält, welche die Küste hüten, und den Eingebohrnen jede Verbindung mit den fremden Schiffen, welche vorbeifahren, verwehren müssen. Kolombo ist die Hauptstadt darin, und die zweyte Niederlassung der Holländer in Indien.

Alle Städte in Ceylon werden so wie durchgängig in allen holländischen Kolonien sehr reinlich gehalten. Die Straßen sind nach der Schnur gezogen, und mit einer doppelten Reihe von Bäumen besezt. Durch einige fließt in der Mitte ein Kanal. Der gröste Theil der Inwohner bekennt sich zur christlichen Religion, welche sie von den Portugiesen erhalten haben. Die Holländer erlauben ihnen Kirchen zu bauen und Priester aus Goa zum Dienste derselben kommen zu lassen.

Der Friedensschluß vom Jahr 1766 und noch mehr die Vorsicht, welche die Holländer gebrauchen, um zu verhindern, daß die Einwohner von

Ceylon in keine eigennützige Verbindung mit den Fremden kommen, haben der Gesellschaft alle Erzeugnisse der Insel verschafft. Diejenigen, welche bei dem Handel in Berechnung kommen, sind folgende.

1. Mehrere Gattungen von Edelsteinen, wovon aber die meisten von sehr geringer Art sind. Die Choulias auf der Küste von Koromandel kaufen dieselben, schleifen sie, und verschiken sie in die verschiedenen Gegenden Indiens.

2. Der Pfeffer, welchen man ganz allein zu Mature pflanzt, und den die Gesellschaft für 8 Sons 9 Den. das Pfund kauft; der Kaffe, welcher in der nemlichen Gegend wächst, und den sie nur mit 4 S. 4 Den. bezahlt; und Kardamomen, welche keinen gewissen Preis haben. Die Eingebohrnen sind viel zu träge, als daß die Pflanzung dieser Gewächse, welche die Holländer eingeführt haben, jemals könnte sehr beträchtlich werden.

3. Hundert Ballen sehr schöne rothe Schnupftücher, Pagnen, und Gingans, welche die Malabaren zu Jafnapatnam verfertigen, wo sie sich seit langer Zeit niedergelassen haben.

4. Ein wenig Elfenbein und ungefähr 50 Elephanten. Man führt sie nach der Küste von Koromandel, und dieses sanfte, friedfertige Thier, das aber dem Menschen allzunüzlich ist, als daß

es frei in einer Insel bleiben könnte, kömmt nach dem vesten Lande, um an den Gefahren und Schreknissen des Kriegs Theil zu nehmen und sie zu vergrößern.

5. Arekanüsse, welche die Gesellschaft für 11 Livres das Ammonan kauft; dieses ist eine Art von Maas, welches 20,000 Arekanüsse enthalten soll. Man verkauft es für 3 bis 4 Liv. an dem nemlichen Orte.

6. Die Perlenfischerei macht einen sehr beträchtlichen Theil der Einkünfte von Ceylon aus. Man kann mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß diese Insel, welche nur 15 Meilen von dem vesten Lande entfernt ist, ehmals durch eine große Bewegung, die in der Natur vorgieng, davon losgerissen wurde. Der Raum, durch welchen sie jezt von dem vesten Lande abgesondert wird, ist voller Untiefen, welche es den großen Schiffen unmöglich machen, in demselben zu gehen. Nur an einigen Orten findet man 4 bis 5 Schuhe Wasser, auf welchem kleine Flußschiffe gehen können. Die Holländer, welche sich die Oberherrschaft anmassen, halten immer zwo bewafnete Schaluppen daselbst, welche den Zoll, den sie daselbst fodern, eintreiben müssen. In dieser Meerenge treibt man die ehmals so wichtige Perlenfischerei. Man hat diese Quelle des Reichthums so sehr erschöpft, daß man sie nur noch selten besuchen kann. Zwar

untersucht man die Sandbank alle Jahre, um zu sehen, wie viele Austern sich auf derselben angesezt haben, aber gewöhnlich trift man erst alle fünf oder sechs Jahre eine genugsame Menge an. Dann wird die Fischerei verpachtet, und wenn man alles berechnet, so kann sie in den Einkünften der Gesellschaft 200,000 Livres betreffen. Man trift auf der nemlichen Küste eine andere Muschel an, die man Changue nennt, und aus welcher die Indianer in Bengala Armbänder verfertigen. Die Fischerei derselben ist frei, allein den Handel mit denselben hat die Gesellschaft ausschliessend an sich gezogen.

7. Der wichtigste Handelsgegenstand der Gesellschaft ist der Zimmet, die Rinde einer Art von Lorbeerbäume. Doch ist nicht die ganze Insel mit Zimmetbäumen bedekt, wie man es gewöhnlich glaubt, ja man darf selbst nicht alle die schälen, welche darauf wachsen. Die Gebirge, auf welchen die Wadas wohnen, sind völlig mit denselben besezt; allein dieses sonderbare Volk gestattet weder den Europäern noch den Eingalesern einen Zutritt bei sich, und man mußte um zu ihnen durchzudringen, unzählige Schlachten liefern. Die Holländer kaufen den Zimmet, welchen sie brauchen, meistentheils bei ihren Unterthanen in Nijumbo, Kolombo, Punta de Galo, welches die einzigen Distrikte in ihrem Gebiete sind, in welchen er

wächst. Den übrigen liefert ihnen der Hof von Kandy um einen theurern Preis. Wenn man eines in das andere rechnet, so kostet sie das Pfund nur 13 Sous 2 Deniers.

Zu Ceylon ist die Kunst die Zimmetbäume zu schälen, eine ganz besondere und zugleich verächtliche Beschäftigung. Aus dieser Ursache überläßt man sie den Choulias, welche die niedrigste Kaste ausmachen. Jedes andre Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft, welches sich zu diesem Handwerke bestimmte, würde mit Schimpf aus seiner Zunft verstoßen werden.

Die Landes-Einkünfte, die Kaufhäuser, und die kleinen Handelszweige, werfen Ceylon jährlich nicht mehr als 2,200,000 Livres aus. Die Regierung und die öffentlichen Unkosten erfodern 2,420,000 Liv. Diese Lüke in der Einnahme wird durch dasjenige ausgefüllt, was man an dem Zimmet gewinnt. Mit diesem bestreitet man auch noch die Kosten der Kriege, welche allzu oft bei einem Volke wieder aufleben, dem die holländische Habsucht den wichtigsten Theil seiner Freiheit entrissen hat.

XIV.

Besitzungen der Holländer auf der Küste von Koromandel.

Kaum waren die Holländer in Indien erschienen, so suchten sie Handlungsplätze auf der Küste von Koromandel und Orixa zu erhalten. Mit der Einwilligung der Landesherrn legten sie welche zu verschiedenen Zeiten auf der Perlenfischereiküste, zu Megapatnam, zu Sadrapatnam, zu Palikate, zu Bimilipatnam an. Negapatnam ist die vornehmste unter allen diesen Niederlassungen. Diese Stadt ist sehr groß. Sie hat keine Gräben, und ist nur mit sehr schlechten Mauern nmgeben, die man im Jahr 1742 erbaut hat und von der Seite gegen dem Meer ist sie völlig offen. Die Citadelle liegt auf der mittäglichen Seite. Ob sie gleich klein ist, so scheint sie doch vest zu seyn, allein sie liegt zu nahe bei der Stadt. Alle Waaren, welche die Holländer in Indien verfertigen lassen, kommen an diesem Orte zusammen; hier ladet man sie in Schiffe und schikt sie an den Ort ihrer Bestimmung. Sie wird von einem für den Handel sehr bequemen Flusse durchströhmt. Es können Schiffe von zwey bis dreyhundert Tonnen auf demselben gehen, und sie sind hier

vor jedem Winde geschüzt. Sein klares und gesundes Wasser hat die besondere Eigenschaft, daß es die Krabben (eine Art Seekrebse) versteinert. Man trift sehr oft solche an, welche diese Verwandlung ausgestanden haben, allein selten kann man sie unverstümmelt erhalten. Die Inwohner sammeln sie sorgfältig, und gebrauchen sie zu Arzneien. Wenn man sie zu Pulver stoßt und unter das Getränke mischt, so sollen sie wider den Stein helfen. Die Indianer behaupten auch, daß sie das Wasser klar und frisch machen, wenn man sie darin aufbehält.

Außerhalb der Stad liegt der Garten der Gesellschaft. Man sieht daselbst einen alten vierekigten Thurm, welcher in Trümmer zerfällt und ehmals außerordentlich hoch seyn mußte. Er hat noch den Namen Pagoe von China, weil er von den Chinesern gebaut wurde, als sie selbst den indischen Handel trieben. Das Gebiet von Negapatnam, das anfangs sehr klein war, erstrekte sich nach und nach über zehn bis zwölf Dörfer, in welchen lauter Manufakturen angelegt wurden.

Die übrigen holländischen Handlungsplätze auf dieser Küste sind gar nicht wichtig. Sandrapatnam hat sich nur durch seine Gingans und seine gedrukte Leinwand, und Palikate durch seine Schnupftücher einigen Ruhm erworben.

In

In Bengala besizt die Gesellschaft nur einen Handelsplatz, nemlich Chinchiera oder Zeyhley, welcher Ort zwo Meilen von Chandernagor liegt. Man kennt ihn besser unter dem Namen Ugly, weil er nahe an den Vorstädten dieser ehmals berühmten Stadt liegt. Die Holländer besitzen daselbst nichts als ihr Fort. Die Häuser, welche um dasselbe herumliegen, stehen unter der Landesregierung, die man oft durch ihre Erpressungen nur allzusehr fühlt. Eine andere Unbequemlichkeit dieser Niederlassung ist ein Sandbank, welcher die Schiffe hindert, bis dahin zu kommen. Sie müssen zu Fulta, 40 Meilen unterhalb Kalkutta bleiben, welches die Abgaben an die Regierung sehr vermehrt.

Die Holländer beziehen aus den verschiedenen Niederlagen, welche sie auf der Küste von Koromandel besitzen, jährlich vier bis 5000 Ballen Zeuge. Dagegen liefern sie Eisen, Blei, Kupfer, Zinn, Zuker, Arak, Zimmerholz, Pfeffer, Spezereien, und Toutenak, eine Art von Mineral, welches Eisen und Zinn in sich hält. An allen diesen Gegenständen gewinnen sie überhaupt 1,100,000 Liv. zu welchen man noch 88,000 Liv. welche Summe die Einkünfte der Kaufhäuser betragen, dazu fügen kann. Die gegenwärtigen Unkosten belaufen sich auf 808,000 Liv. und man kann ohne die Beschuldigung zu befürchten, als über-

treibe man etwas, behaupten, daß die Fracht der Schiffe das übrige kostet. Der wahre Ertrag des Handels, den die Gesellschaft treibt, ist also nur der Gewinn, den sie aus dem Verkauf der Zeuge zieht.

XV.

Besitzungen der Holländer auf der Halbinsel Malaka.

Ich habe oben von der Halbinsel Malaka, von ihrem Reichthum, ihren Erzeugnissen, der außerordentlichen Fruchtbarkeit ihres Bodens, und der Grausamkeit der Einwohner geredet. Jezt bleibt nur noch die Stadt, welche den gleichen Namen führt, und ihr Gebiet übrig, welches beides den Holländern gehört. Die Stadt liegt an der Meerenge von Malaka, die zwischen der Halbinsel und der Insel Sumatra ist. Lang war sie die Residenz der Fürsten, und die erste unter den grösten Handelsstädten in Asien. Im Jahr 1621 bemächtigten sich die Portugiesen derselben, und bauten eine Citadelle daselbst, die sie gegen die Angriffe ihrer ehmaligen Besitzer vertheidigen konnte, aber sie wurde ihnen im Jahr 1641 von den Holländern entrissen. Zum Lohn seines Sie-

ges wurde der siegreiche General bei seiner Rükkunft in Holland enthauptet; man machte ihm ein Verbrechen daraus, daß er den Nonnen, welche in der Citadelle ihr Kloster hatten, erlaubt hatte, in förmlicher Procession mit brennenden Kerzen auszuziehen; denn sie hatten dike und hohle Kerzen gemacht, in welche sie das Gold und die Diamanten stekten, die sie in ihrem Kloster verborgen hatten.

Die Holländer breiteten die Religionsduldung in dem Lande aus, welches sie erobert hatten. Sie befolgten den vernünftigen Grundsatz, sagt Herr Sonnerat, daß die Staatsklugheit erfodert, daß man Leute von allen Nationen und von allen Sekten dulde, wenn man eine Niederlassung in guten Stand bringen will. Man trift noch die christliche Stadt und eine römische Kirche daselbst an.

Die Citadelle, welche von den Portugiesen erbaut wurde, ist sehr gut. Es sollten 600 Mann Besatzung darin liegen; allein diese Zahl ist niemals vollständig. Ueberdies muß man aus derselben die Detaschemens für die andern Handelsplätze an der Küste nehmen. Ein Fluß, welcher achtzig Meilen weit in das Land hinein strömt, bespühlt die Mauern der Citadelle. Er ist nicht breit und die Einfahrt in denselben ist sehr unbequem. Wenn man an einer Sandbank

strandet, so muß man die Fluth erwarten, um an den Ort zu kommen, wo man ausladen kann. Vielleicht graben die Holländer aus politischen Gründen keinen Kanal daselbst, weil er den Zugang zu dieser Stadt allzuleicht machen würde.

Es ist schon gesagt worden, daß die Halbinsel Malaka eines der reichsten und schönsten Länder in Indien ist. Die Natur läßt daselbst einen immerwährenden Frühling herrschen. Die mannichfaltigen Erzeugnisse erscheinen und vermehren sich hier in allen Jahrszeiten. Das Land wird von verschiedenen Flüssen durchschnitten, welche die reizendste Anmuth mit der außerordentlichsten Fruchtbarkeit verbinden. Doch geben sich die Holländer keine Mühe für die Belebung des Akerbaues in dieser Kolonie, wie sie es in den meisten andern thun. Um die ganze Stadt herum sieht man keinen einzigen Garten, alles ist wie das Innere des Landes mit Wäldern überdekt; daher halten sich auch die Tiger, die Büffel und die Elephanten hier so bequem auf, als an jedem andern Orte. Dazu kömmt noch eine Menge von Morästen, die man nicht auströknen kann: dieß alles muß diese Gegend sehr ungesund machen.

Als die Holländer sich von Malaka Meister machten, so war der Handel gänzlich daselbst gefallen, seitdem beständige Erpressungen die andern Nationen daraus entfernt hatten. Die

Gesellschaft hat ihm kein neues Leben verschafft, vielleicht weil sie unüberwindliche Hindernisse damit verknüpft sah, oder weil sie nicht Mäßigung genug besaß, oder weil sie Batavia zu schaden befürchtete. Ihre Handlungsgeschäfte schränken sich heutzutage darauf ein, daß sie ein wenig Gold, Zinn und Elfenbein gegen ein wenig Opium, und einige Zeuge eintauscht.

Ihre Geschäfte würden viel beträchtlicher seyn, wenn die Fürsten des Landes getreuer den ausschliessenden Verträgen nachlebten, die sie mit ihr geschlossen haben. Zu dem grösten Nachtheil derselben sind sie mit den Engländern in Verbindung getreten, welche ihnen das, was sie brauchen, wohlfeiler liefern, und ihre Waaren ihnen theurer abkaufen. Doch wird sie durch ihre Pachtungen und Kaufhäuser ein wenig schadlos gehalten, welche ihr jährlich 220,000 Liv. eintragen. Doch reichen ihre Einkünfte, mit den Vortheilen des Handels nicht hin, die Besatzung und die Faktoren zu unterhalten. Die Gesellschaft muß jährlich 44,000 Liv. zulegen.

XVI.

Besitzungen der Holländer auf den molukischen Inseln.

Die molukischen Inseln, welche nahe bei der Mittagslinie in dem indischen Meere liegen, sind, wenn man, wie man es gewöhnlich thut, die bandaischen Inseln mit darunter begreift, ihrer Anzahl nach zehn. Die fünf vornehmsten heissen **Ternate, Tidor, Machian, Motir,** und **Bachian.** Die gröste hat nur 12 Meilen im Umkreis, und die andern sind noch kleiner. Dieser Archipelagus scheint durch das Meer ausgeworfen worden zu seyn. Man könnte ihn mit vielem Grunde für die Wirkung eines unterirdischen Feuers halten. Stolze Berge, deren Gipfel sich in den Wolken verliert; ungeheure, auf einander gethürmte Felsen, schreckliche und tiefe Höhlen; Waldwasser, die sich mit außerordentlicher Gewalt von den Höhen herabstürzen; Vulkane, die immer eine nahe Zerstörung drohen; ein solches Chaos erzeugt oder stärket diesen Gedanken. Man weiß nicht, wie diese Inseln anfangs bevölkert wurden, allein es scheint erwiesen, daß die Malaier und Javaner sie nach und nach beherrscht haben. Die Inwohner sind durchgängig sehr stark von der Sonne verbrannt, und ihre Farbe nähert

sich dem Schwarzgelben. Die Sprache der Moluker, ihre Sitten, ihre Gebräuche sind die nemlichen, wie bei den Malaiern. Sie sind von Natur feig, träge, grausam und blutdürstig. Wahrscheinlicher Weise ist die Rauhigkeit ihrer Sitten eine Folge des herumschweifenden und einsamen Lebens, das sie in den Wäldern führen, um sich der Sklaverei unter den Holländern zu entziehen. Ihre Religion ist ein verunstalteter Muhamedismus. Die Inseln, welche sie bewohnen, sind ziemlich fruchtbar; aber sie geben sich nicht die Mühe, sie anzubauen. Sie leben alle nur von Sago, der eine Art von Palmbaum ist, welcher in großer Menge und ohne alle Wartung auf dieser Insel wächst.

Außer den Weibern und den Priestern gehen alle Moluker nakt und bedecken das nicht einmal, was die Schamhaftigkeit durchaus nicht entblössen kann. Sie zieren blos den Kopf mit einem vielfarbigten aus Latanierblättern (*) verfertigtem Hute. Die Frauenzimmer bedecken sich mit einem langen Rok ohne Falten, der von vorne zubindet. Auch tragen sie außerordentlich große Hüte, welche sieben bis acht Schuh

(*) Der Latanier ist eine Art von Palmbaum, den die Wilden zu vielerlei gebrauchen; aus seiner zweyten Rinde verfertigen sie Körbe, und aus seinem sehr harten Holze Keulen und Hausgeräthe.

im Durchschnitte haben. Sie sind obenher flach und mit M·schelwerk und Perlenmutter verziert. Der untere Theil ist mit einem drei Zoll hohen Ring umgeben, welcher die Hüte auf dem Kopfe halten macht. Die Frauenzimmer gehen niemals aus; und leben in der Mitte ihres Hauses in einer ruhigen Entfernung von der Welt. Die Priester gehen in einem langen Roke, der viel Aehnlichkeit mit der Kleidung der Frauenzimmer hat, und man erkennt sie nur an der spizigen Kappe, welche das charakteristische Zeichen ihrer Würde ausmacht. Die beiden Geschlechter tragen eine Art von Armbändern, die aus porzellanartigen Muscheln verfertigt werden, die sie durch das Reiben auf einem Steine abschleifen.

Die Waffen der Moluker sind Bogen, Pfeile, Köcher und Schild. Der Bogen wird aus einem elastischen, zäserichten und sehr leichten Holze gemacht. Sie zieren ihn mit Ringen von Rohr (Rotin) welches sie auch zu den Saiten bereiten, womit sie ihn spannen. Der Pfeil besteht aus einem elastischen und leichten Schilfrohr und die Spitze desselben aus einem sehr harten zakigten Holz, oft auch aus der ersten zakigten Gräte in der Rükgradfloßfeder eines diken Fisches. Ihre Köcher sind Baumrinden. Beyde sind mit erhabenen Zeichnungen verziert, welche man aus kleinen sehr weissen Muscheln verfertigt. Ihre Schilde

sind lang, in der Mitte schmäler, als an den Enden.

Der gröste Theil des Volkes sind Fischer. Ihre Kähne sind eben so kunstreich als sonderbar gebaut. Sie sind 70 bis 80 Schuh lang. Die beyden Ende, welche ungemein hoch sind, gehen bis 20 Schuh über das Wasser empor. Das Steuerruder ist nichts als ein langes Ruder, das über das Schiff hinaus geht, und auf einem Gerüste ruht. Das Schiff selbst besteht aus mehrern Brettern, welche weder in einander gefugt noch auf einander genagelt sind; sondern die blos durch Seile, welche man aus Rohr macht, zusammengehalten werden. An den beyden Seitenwänden des Schiffes sind zween morgenländische Flügel angemacht, welche es tragen, wenn das Meer hoch ist. Zehn Menschen, welche überzwerch auf diesen Flügeln sitzen, bringen den Kahn in Bewegung, und treiben ihn außerordentlich schnell fort. Die ganze Kunst der Ruderknechte besteht darin, daß sie zu gewöhnlicher Zeit mit völlig gleicher Bewegung in das Wasser stoßen. Aus dieser Ursache ohne Zweifel ermuntern sie sich, so lang sie rudern, durch Lieder, oder durch den Klang eines kupfernen Instruments. Der Takt erhält sie in dem genauen Ebenmas ihrer Bewegungen. Die Segel, welche länglicht und aus mehrern Matten zusammengesezt sind, werden überzwerch an dem Mastbaume vestgemacht.

Ungefähr um das Jahr 1621 vertrieben die Holländer die Portugiesen und Spanier aus den molukischen Inseln. Sobald die Eroberer vesten Fuß daselbst gefaßt hatten, so suchten sie den Gewürzhandel ausschließungsweise an sich zu ziehen, welchen Vortheil die vertriebenen Besitzer sich niemals zu verschaffen gewußt hatten. Sie bedienten sich mit vieler Geschiklichkeit der Forts, die sie mit dem Degen in der Faust erobert hatten, und derjenigen, die man ihnen aus Unbedachtsamkeit zu bauen erlaubt hatte, um die Könige von Ternate und Tidor, welche auf diesem Archipelagus den Meister spielten, zu zwingen, ihren Absichten beizutreten. Diese Fürsten sahen sich in der traurigen Nothwendigkeit, ihre Einwilligung dazu zu geben, daß man aus den Inseln, die man unter ihrer Herrschaft ließ, die Muskatennuß- und Gewürznelkenbäume ausrottete. Der erstere erhält zur Schadloshaltung eine Pension von 70,950 Livres; und der andere ungefähr 13,200 Liv. Eine Besatzung, welche aus 700 Mann bestehen soll, muß über die Erfüllung des Vertrages wachen; und so tief sind diese Könige durch Kriege, Tirannei und Elend gesunken, daß diese Macht im Ueberfluß hinreichen würde, sie in dieser Abhängigkeit zu erhalten, wenn man nicht auf die philippinischen Inseln Acht geben müßte, deren Nachbarschaft den

Holländern immerfort einige Unruhe verursacht. Obgleich jede Art von Schiffahrt den Einwohnern untersagt ist, und keine fremde Nation bei ihnen Zutritt haben kann, so treiben doch die Holländer nur einen schwachen Handel daselbst, weil sie keine Gelegenheit zum Tausche und kein anderes Geld hier finden, als dasjenige, welches sie zur Bezahlung der Truppen, der Handelsbedienten und der Pensionen hinschicken. Diese Besitzung kostet die Gesellschaft, nach Abzug des kleinen Gewinnstes, den sie daraus zieht, jährlich 154,000 Livres.

Für diesen Verlust hält sie sich aber zu Amboina trefflich schadlos, wo sie die ganze Pflanzung der Gewürznelkenbäume vereinigt hat. Sie hat den Einwohnern der Insel 4000 Stüke Landes ausgetheilt, auf deren jedem sie anfangs erlaubte, und im Jahr 1720 befehlen mußte 125 Bäume zu pflanzen, welches eine Zahl von 500,000 Gewürznelkenbäumen ausmacht. Jeder giebt ein Jahr in das andre gerechnet, über zwey Pfunde Gewürznelken, und folglich beträgt die ganze Ausbeute über eine Million Pfunde.

Der Landmann wird mit Gelde bezahlt, welches der Gesellschaft immer wieder zufließt, und mit einigen ungebleichten oder blauen Zeugen, welche man aus Koromandel bezieht. Dieser unansehnliche Handel würde ein wenig

mehr Lebhaftigkeit erhalten haben, wenn die Einwohner von Amboina und den kleinen Inseln, welche dazu gehören, sich mit der Pflanzung des Pfeffers und des Indigs hätten abgeben wollen, womit man schon glükliche Versuche gemacht hatte. So arm aber diese Insulaner sind, so konnte man sie doch nicht aus ihrer Trägheit bringen, weil man sie nicht durch eine mit den Arbeiten verhältnismäßige Belohnung gelokt hat.

In den bandaischen Inseln, welche 30 Meilen von Amboina liegen, ist die Regierung ein wenig verschieden. Es giebt fünf dieser Inseln, zwo davon sind öde und fast unbewohnbar, die andern haben den Vorzug, daß sie die einzigen auf der ganzen Erde sind, welche die Muskatnüsse hervorbringen. Diese Inseln sind die einzige Niederlassung in Ostindien, welche man als eine europäische Kolonie ansehen kann, weil sie die einzige ist, wo die Europäer eignes Land besitzen. Die Gesellschaft fand die Einwohner von Banda wild, grausam, treulos, weil sie sich nicht unter das Joch beugen wollten, und entschloß sich, sie auszurotten. Ihre Besitzungen wurden unter Weisse vertheilt, welche aus einigen benachbarten Inseln Sklaven für die Besorgung des Feldbaues erhalten. Diese Weissen sind meistentheils Kreolen, oder misvergnügte Köpfe, die sich aus dem Dienste der Gesellschaft zurükgezogen haben.

In der kleinen Insel Rosingin trift man auch Landstreifer an, welche die Geseze ihrer Ehre verlustig erklärt haben, oder zügellose junge Leute, welche ihre Familien sich vom Halse schaffen wollten. Daher heißt sie die Zuchthausinsel. Diese Unglüklichen leben hier nicht lang, allein die andern bandaischen Inseln sind fast eben so ungesund. Um dieses Sterben zu verhindern, hat man es versucht, die Muskatenbäume nach Amboina zu verpflanzen. Zween andere wichtige Vortheile konnten die Gesellschaft auch noch dazu aufmuntern; die Ersparung vieler Kosten und die Sicherheit. Doch fielen die Versuche, welche man anstellte, nicht glüklich aus, und es blieb alles, wie es war.

Alle Mittel haben die Holländer angewandt, die ihnen ihr scharfsinniger Geiz nur eingeben konnte, um die Erzeugnisse der molukischen Inseln, welche man mit Recht die Goldgruben der Gesellschaft nennt, sich ausschließungsweise zu versichern. Die Natur kam ihnen zu Hilfe. Die Erdbeben, welche häufig und schreklich auf dieser Rhede sind, machen die Schiffahrt sehr gefährlich. Alle Jahre machen sie Sandbänke in diesen Meeren verschwinden, und werfen wieder neue auf. Diese Revolutionen, deren Anzahl und schrekliche Wirkungen die Holländer aus politischen Gründen noch vergrößern, entfernen noth-

wendig die fremden Seefahrer, welche die nöthigen Hilfsmittel nicht haben, um einen sichern Weg zu finden.

Durch ein zweytes vielleicht noch wirksameres Mittel wird dieser ausschliessende Handel noch mehr bevestigt. Einen großen Theil des Jahrs hindurch kommen die Schiffe von widrigen Winden und Ströhmen zurük getrieben, an den molukischen Inseln nicht anländen. Man muß daher den günstigen Mousson erwarten, welcher auf diese Stürme folgt; allein alsdann bemächtigen sich erfahrne und wachsame Küstenbewahrer des ruhig gewordenen Ozean, und entfernen oder nehmen alle Schiffe gefangen, welche die Hoffnung des Gewinnstes hätte auf denselben loken können.

In dieser ruhigen Jahrszeit durchreisen die Gouverneurs von Amboina und Banda die Inseln, wo die Gesellschaft gleich bei dem Anfang ihrer Macht alle Gewürze ausrottete. Ihre schändliche Beschäftigung zwekt alsdann dahin ab, gegen die Freigebigkeit der Natur zu kämpfen, und alle Bäume, welche wieder hervorsprossen, abhauen zu lassen.

Alle Jahre müssen sie diese Reise aufs neue unternehmen, weil das Land sich gegen die Hände, die es verwüsten, empört, und der Hartnäkigkeit der Menschen mit gleicher Hartnäkigkeit entgegen

zu arbeiten scheint. Und weil der Muskaten und Gewürznelkenbaum unter dem Beil, das sie ausrottet, wieder wieder aufwachsen und die grausame Habsucht betriegen, welche alles verfolgt, was nicht für sie allein wächst. Diese entehrenden Geschäfte endigen sich mit Lustbarkeiten, in welchen die Holländer der Natur zu spotten scheinen, die sie ihrer reichen Zierde beraubt haben.

XVII.

Besitzungen der Holländer auf den Inseln Timor und Celebes.

Um sich immer mehr den ausschliessenden Handel mit den Gewürzen zu versichern, haben die Holländer zwo Niederlassungen zu Timor und Celebes angelegt. Die erste dieser Inseln, welche gegen Süden von den Moluken und gegen Ost von Java liegt, hat 60 Meilen in der Länge und 15 oder 18 in der Breite. Sie ist in verschiedene Fürstenthümer getheilt. Es finden sich auch viele Portugiesen daselbst. Sie besassen selbst die Insel eine Zeitlang, allein sie wurden im Jahr 1613 von den Holländern aus der Stadt Kupan vertrieben, und diese haben seitdem in die Vestung, welche sie daselbst antrafen, 50 Mann Besatzung

gelegt. Die Gesellschaft schikt jährlich einige grobe Zeuge dahin, und zieht Wachs, Karet, Sandelholz und Kadiang daraus, welches eine kleine Bohne ist, deren man sich gewöhnlich auf den holländischen Schiffen bedient, um unter den Speisen des Schiffsvolkes einige Veränderung zu machen. All diese Gegenstände werden in zwey von Batavia abgefertigte Schaluppen geladen. Man kann bei dieser Niederlassung weder gewinnen noch verlieren, denn die Einnahme belauft sich eben so hoch als die Ausgabe. Die Holländer hätten schon längst Timor wegen dem von Natur unfruchtbaren Boden verlassen, wenn sie nicht befürchteten, daß eine thätige Nation sich daselbst vestsetzen möchte, welche wegen der günstigen Lage dieser Insel leicht den Handel mit den molukischen Inseln hemmen könnte.

Die nemliche Vorsicht zog sie auch nach Celebes. Diese Insel, welche ungefähr 130 Meilen im Durchschnitte hat, ist sehr gut zu bewohnen, wenn sie gleich mitten in der brennenden Zone liegt. Die Hitze wird durch häufigen Regen und kühle Winde gemäßigt. Ihre Einwohner sind die tapfersten in dem mittäglichen Asien. Ihr erster Anfall ist wüthend; allein ein zweystündiger Widerstand macht diese sonderbare Heftigkeit gänzlich verschlaffen. Ohne Zweifel dämpft alsdann der Rausch des Opiums aus der einzigen Quelle dieser

schrek-

schreklichen Wuth, welches ihre Kräften durch gewaltsame Ausbrüche, die an die Raserei grenzen, erschöpft hat. Ihr Lieblingsgewehr der Krid, ist anderhalb Schuhe lang. Er ist wie ein Dolch gestaltet, dessen Klinge schlangenförmig ist. Im Kriege gebraucht man nur einen, allein in Zweykämpfen nimmt man zween. Derjenige, den man in der linken Hand hält, dient den Stoß abzuwenden, und mit dem andern geht man auf den Feind los. Die Wunden, die man von einem solchen Dolche erhält, sind sehr gefährlich, und oft endigt sich der Zweykampf mit dem Tode der beyden Fechter.

Durch eine harte Erziehung werden die Inwohner von Celebes oder die Makassaren gelenkig, arbeitsam und stark. Zu allen Stunden des Tages reiben sie ihre Ammen mit Oele, oder lauem Wasser. Durch dieses wiederholte Schmieren wird die freie Entwiklung der Natur unterstüzt. Ein Jahr nach ihrer Geburt werden sie entwöhnt, weil man glaubt, sie würden am Verstande Mangel leiden, wenn sie länger mit der Muttermilch genährt würden. Im fünften oder sechsten Jahr werden die Knaben von guter Familie einem Verwandten oder einem Freunde in Verwahrung gegeben, weil man fürchtet, daß ihr Muth durch die Liebkosungen der Mutter und die Angewöhnung an wechselseitige Zärt-

lichkeit möge entnervt werden. Sie kommen erst in dem Alter wieder in den Schoos ihrer Familie zurük, wo das Gesez ihnen sich zu heurathen erlaubt. Sie hängen der muhamedanischen Religion an.

Lang erhielten sich die Portugiesen noch zu Celebes, wo sie vesten Fuß gefaßt hatten, auch nachdem sie schon aus den Moluken waren vertrieben worden. Die Ursache, warum sie daselbst blieben, und welche auch die Engländer hinzog, war, weil sie sehr leicht Gewürze erhalten konnten, welche die Eingebohrnen, ungeachtet aller Masregeln zu bekommen wußten, die man nahm, um sie von den Orten, wo sie wachsen, zu entfernen. Die Holländer, welche ihr Wetteifer verhinderte, den ausschließenden Handel mit Gewürznelken und Muskatnüssen an sich zu ziehen, suchten im Jahr 1666 dieses Gewerbe, das sie einen Schleichhandel nannten, zu hemmen. Um ihr Vorhaben auszuführen, gebrauchten sie Mittel, die eine grenzenlose Habsucht in Asien nur allzugemein gemacht hat. Durch gehäufte Gewaltthätigkeiten und Treulosigkeiten, gelang es ihnen die Portugiesen zu vertreiben, die Engländer zu entfernen und sich des Havens, und der Vestung Makassar zu bemächtigen. Die verschiedenen Fürsten wurden in eine Art von Konföderation zusammengebracht. Sie versammeln sich von Zeit zu Zeit, um sich über

die allgemeinen Angelegenheiten zu berathschlagen. Was ausgemacht wird, ist für jeden Staat ein Gesez. Wenn ein Streit entsteht, so wird er durch den Befehlshaber der holländischen Gesellschaft geschlichtet, welcher bei diesem Reichstage den Vorsiz hat. Er beobachtet die Aufführung der verschiedenen Despoten, und hält sie beständig in einer völligen Gleichheit, damit keiner zum Schaden der Gesellschaft sich erheben könne. Man hat sie alle entwafnet, unter dem Vorwande, jeden Krieg unter ihnen zu verhindern; aber die Hauptabsicht war, sie in die Unmöglichkeit zu versetzen, ihre Ketten zu zerbrechen.

Die Chineser, die einzigen Fremden, die zu Celebes aufgenommen werden, bringen Tabak, Golddrath, Porzellan, und unverarbeitete Seide hin. Die Holländer verkaufen Opium, Gummilak, Liqueurs, feine und grobe Zeuge daselbst. Man zieht ein wenig Gold, vielen Reis, Wachs, Sklaven und Tripan daraus, welches eine Gattung Erdschwamm ist, dessen Güte man nach dem Mase seiner Ründe und Schwärze schäzt. Die Kaufhäuser tragen der Gesellschaft ungefähr hundert tausend Livres ein. Größer ist der Gewinn, welchen sie von dem Handel und von dem Zehnten derjenigen Ländereien zieht, die sie mit allen landesherrlichen Rechten besizt. Doch tragen alle diese Gegenstände die Kosten der Kolonie nicht aus,

deren Unterhaltung noch 165,000 Livres mehr kostet. Der Vortheil der Gesellschaft erfoderte, daß man sie verlassen sollte, wenn man sie nicht mit Recht für den Schlüssel zu den Gewürzinseln hielte.

XVIII.

Besitzungen der Holländer in Neuguinea.

Neuguinea ist eine Insel auf dem östlichen Ozean, gegen Osten von den molukischen Inseln. Man nennt sie auch das **Papenland** nach dem Namen der Völker, die sie bewohnen. Der Boden ist, wie man sagt, sehr fruchtbar; allein die Unwissenheit und die Barbarei der Einwohner erlauben den Europäern nicht leicht, diese Insel zu besuchen. Man kennt die Papas so wenig als das Land, in welchem sie leben. Ihr Anblik, sagt Herr Sonnerat, welcher Gelegenheit hatte, sie zu besuchen, hat etwas gräßliches und zurükschrekendes. Man stelle sich starke glänzendschwarze Menschen vor, deren Haut dabei rauh und hart ist, die meistentheils durch Fleken in der Haut verunstaltet sind, die denjenigen, welche die schlimmste Krätze (éléphantiase) verursacht, ähnlich sind. Man stelle sich diese Menschen vor,

mit sehr großen Augen, eingedrükter Nase, ausserordentlich weitem Munde, deren Lippen, vorzüglich die Oberlippe, sehr aufgeworfen sind, mit krausen, pechschwarzen, oder feuerrothen Haaren. Der Charakter dieser Wilden entspricht ihrem Aeußern: sie sind tapfer, lieben den Krieg, sind grausam, mistrauisch und treulos. Und doch hat die Natur in das von diesen rohen Menschen bewohnte Land ihre seltensten, kostbarsten, prächtigsten Erzeugnisse gepflanzt, wenn man nach der kleinen Anzahl derjenigen urtheilen darf, welche sie Herrn Sonnerat im Jahr 1771 verehrt haben. Er erhielt von ihnen mehrere Arten von Vögeln, deren Gestalt eben so schön, als der Glanz ihrer Farben prächtig ist, und verschiedene der kostbaren Bäume, welche die Gewürze tragen. Die Federn der Vögel dienen den Oberhäuptern zum Puze; sie heften sie in der Gestalt eines Aufsatzes (Aigrette) an ihre Hauben, wenn sie aber die Haut bereiten, so schneiden sie die Füsse ab. Die Holländer, welche an dieser Küste handeln, kaufen diese zubereiteten Häute, und verführen sie nach Persien, Surate und Indien, wo sie dieselben den reichen Einwohnern sehr theuer verkaufen, welche Aufsätze auf ihre Turbans und auf die Helme der Soldaten daraus verfertigen; die meisten schmüken auch ihre Pferde damit aus. Daher kam die Meinung, daß der schöne Paradies-

Vogel, den man in dem Papenlande findet, keine Füsse habe, daß er, wenn er ruhen will, sich an die langen Haare hänge, welche seinen Schwanz zieren, und daß er endlich seine Eyer unter den Flügeln trage, um sie auszubrüten. Die Holländer haben diese Mährchen unterstüzt, weil sie durch das Wunderbare, das sie über diesen Gegenstand ihres Handels verbreiteten, ihn kostbarer machen, und seinen Werth erhöhen konnten.

XIX.

Holländische Niederlage zu Borneo.

Borneo ist eine von den drei sundischen Inseln und vielleicht die gröste Insel, die man kennt. Die alten Einwohner derselben bewohnen das Innere des Landes. Die Küsten sind mit Makassaren, Javanern, Malaiern und Arabern bevölkert, welche ihre angebohrne Laster mit einer Grausamkeit noch vermehrt haben, die man anderswo schwerlich finden wird.

Die Portugiesen suchten um das Jahr 1526 sich zu Borneo niederzulassen. Da sie zu schwach waren, sich durch die Waffen fürchterlich zu machen, so dachten sie die Wohlgewogenheit eines der Fürsten im Lande zu erhalten, wenn sie ihm

ein Stük Tapeten verehrten. Der blödsinnige Fürst hielt die Figuren auf denselben für verzauberte Menschen, die ihn des Nachts erwürgen würden, wenn er sie zu sich liesse. Alle Erklärungen, die man ihm gab, um diesen eiteln Schreken zu vertreiben, beruhigten ihn nicht, er bestund hartnäkig darauf, daß die Geschenke nicht in seinen Pallast, und diejenigen, welche sie gebracht hatten, nicht in seine Hauptstadt kommen sollten.

Sie wurden zwar in der Folge aufgenommen, aber zu ihrem Unglük, denn sie wurden alle niedergehauen. Ein Handelsplaz, den die Engländer einige Jahre hernach daselbst anlegten, hatte das nemliche Schiksal. Die Holländer, welche auch nicht besser waren behandelt worden, erschienen im Jahr 1748 mit einem Geschwader, welches, ob es gleich sehr schwach war, dennoch dem Fürsten, welcher den Pfeffer allein besizt, solchen Schreken einjagte, daß er sich entschloß, ihnen den ausschliessenden Pfefferhandel abzutreten. Er durfte nur noch 500,000 Pfunde den Chinesern liefern, die von jeher seine Häven besuchten.

Seit diesem Vertrage schikt die Gesellschaft nach Benjarmassen Reis, Opium, Salz und grobe Zeuge, an welchen Gegenständen sie kaum das gewinnt, was die Unterhaltung der Niederlage kostet, ob sie sich gleich jährlich nicht über 33,000

Livres belauft. Der einzige Vortheil, den sie dabei hat, ist das, was sie an einer kleinen Anzahl Diamanten, die man hin und wieder in den Flüssen findet, und an 600,000 Pfund Pfeffer gewinnt, den man den Zentner für 34 Livres erhält. Selbst ihre Agenten können für ihren Privathandel nichts aus Borneo ziehen, als ziemlich viel schöne spanische Rohre, deren Gebrauch in unsern Gegenden immer allgemeiner wird.

XX.

Holländische Niederlage zu Sumatra.

Ich habe in dem neunten Artikel dieses Theils gesagt, daß die Insel Sumatra gegen Westen von Borneo liegt, und ungefähr 300 Meilen in der Länge und 70 Meilen in der Breite hat. Sie liegt schief unter der Linie, welche sie in zween fast gleiche Theile absondert. Die Hitze wird daselbst durch Land- und Seewinde, welche regelmäßig auf einander folgen, und durch starke Regengüsse gemäßigt, welche in einem mit Wäldern bedekten Lande, wo der beste Theil des Bodens brach liegt, sehr häufig sind. In dieser weiten Gegend giebt es unzählig viele Vulkane, und daher kömmt es vielleicht, daß die Erdbeben hier mehr häufig, als schreklich sind.

Der mittägliche Theil der Insel wird von den Malaiern bewohnt, deren Vorfahren nur sechs Seemeilen weit fahren durften, um ihr Vaterland zu verlassen. Man weiß die Zeit ihrer Ankunft eben so wenig, als die Hindernisse, die sie bei ihrer Niederlassung überwinden mußten. Sie führten die Feodalregierung ein, unter welcher sie gebohren waren. Jeder Anführer eignete sich ein Stük Landes zu, für welches er dem angesehensten Oberhaupte huldigte. Diese Subordination wurde nach und nach geschwächt, aber doch blieben noch immer einige Spuren von derselben zurük.

Die Malaier haben wenig bürgerliche Geseze. Ihr peinliches Gesezbuch ist noch kürzer. Eine Geldbuße, welche der beleidigte Theil oder seine Erben und die Obrigkeit mit einander theilen, ist die einzige Strafe des Todtschlags und der andern Verbrechen. Wenn das Verbrechen nicht erwiesen ist, so nimmt man zu jenen vernunftlosen und tollen Proben seine Zuflucht, welche lang Europa schändeten. Die Religion dieses Volks ist ein verunstalteter Muhamedismus.

Da die Malaier wenig Konventionsbedürfnisse haben, und die Natur das, was sie in der That brauchen, ihnen willig darbeut, so arbeiten sie nur selten und immer mit dem grösten Widerwillen.

Sie wohnen in Hütten, die auf acht Schuh hohen, aus Bambusrohren verfertigten Pfeilern ruhen und mit Palmblättern bedekt sind. Ihr Hausgeräthe besteht aus einigen irdenen Häfen. Ein Stük Leinwand, das man um die Lenden herum wikelt, macht beider Geschlechter gewöhnliche Kleidung aus.

Gegen Nordwest findet man ein anderes Volk, das unter dem Namen Battas bekannt ist. Es soll im Gebrauche haben, die Verbrecher, die einer Verrätherei, oder eines Ehbruchs überwiesen sind, zu fressen. Die Reisenden behaupten, daß die Hoffnung, einen Abscheu gegen diese Greuelthaten, welche allgemein wurden, zu erweken, diesen barbarischen Gebrauch eingeführt habe.

Ganz allein gegen Norden findet man den Benzoe, welcher vorzüglich in Persien verbraucht wird. Da wächst auch der vortreffliche Kampfer, dessen Gebrauch die Chineser und besonders die Japaner sich vorbehalten haben.

Gegen Nordost ist das Land fast ganz unter Wasser. Daher ist es auch fast gar nicht bevölkert, und die wenigen Einwohner, die man antrift, sind Seeräuber. Im Jahr 1760 wurden sie fast gänzlich ausgerottet; allein es entstunden, so zu sagen, aus ihrer Asche wieder neue Räuber, welche anfiengen, die Meerenge von Malaka und

einige andere minder berühmte Rheden unsicher zu machen.

Die Gebirge in dem Innern des Landes sind voll Erzgruben. In der trokenen Jahrszeit gräbt man die Oberfläche derselben um. Der Regen, welcher vom Wintermonat bis in den März dauert, und strohmsweise herab fällt, wühlt von der Erde das Gold los, das in einem sehr weissen Spath sich erzeugt, und führt es in Röhren von Weidenholz (des circonvallations d'osier) welche darum gezogen sind, um es aufzufangen, und deren man sehr viele macht, damit dasjenige, was aus den erstern entwischt, sich in einer der folgenden sammeln möge. Wenn der Himmel wieder heiter wird, so geht jeder Eigenthümer mit seinen Sklaven hinaus, um den mehr oder weniger beträchtlichen Reichthum einzusammeln, den der Zufall ihm zugeworfen. Er vertauscht ihn alsdann gegen Leinwand, oder andere Waaren, welche die Engländer und Holländer ihm zuführen.

Diese leztern haben es versucht, die Erzgruben in Sumatra nach der in der alten und neuen Halbkugel durchgängig angenommenen Methode zu bauen. Zween Versuche, die man angestellt hat, sind ihnen entweder durch Unwissenheit oder Treulosigkeit, oder aus einer andern Ursache nicht gelungen, und die Gesellschaft sah endlich ein,

nachdem sie allzugroße Summen daran verwendet hatte, daß es ihr nicht zuträglich wäre, einen so ungewissen Weg zum Glüke länger zu verfolgen.

Ehe die Europäer nach Indien kamen, so war der kleine Handel, den Sumatra trieb, ganz auf den Haven von Achem eingeschränkt. Hier kauften die Araber und die andern Seefahrer Gold, Kampfer, Benzoe, Vogelnester, Pfeffer und alles was die Insulaner zu verkaufen hatten. Die Portugiesen und die Nationen, welche ihr Glük auf ihren Untergang gründeten, besuchten ebenfalls diesen Handelsort, als er durch Revolutionen, welche in diesen Gegenden nur allzugewöhnlich sind, zu Grunde gerichtet wurde. Da kamen die Holländer auf den Einfall, sechs Handelsplätze in andern Gegenden der Insel zu errichten, welche mehrerer Sicherheit geniessen könnten. Der Vortheil, den sie anfangs von diesen schwachen Niederlassungen ziehen konnten, verlor sich mit der Zeit fast gänzlich.

Die nüzlichste Niederlassung soll zu **Palimban** seyn, welcher Ort gegen Osten liegt. Die Gesellschaft unterhält daselbst für 66,000 Livres ein Fort und eine Besatzung von 80 Mann. Man liefert ihr jährlich zwo Millionen Pfund Pfeffer, zu 23 Liv. 2 S. den Zentner, und anderhalb Millionen Pfund Zinn, zu 61 Liv. 12 S. den Zentner. Dieses

leztere erhält man ganz allein aus der Insel Banka, welche nur fünf Meilen von dem vesten Lande liegt, und von welcher die berühmte Meerenge den Namen hat, durch welche gewöhnlich die Schiffe gehen, die gerades Weges aus den europäischen Häven nach China segeln.

Obgleich die Holländer die Lebensmittel, welche sie zu Palimban einnehmen, sehr wohlfeil erhalten, so ist doch der Preis derselben für den Fürsten des Landes, der seine Unterthanen zwingt, ihm dieselben um einen noch geringern Preis zu liefern, sehr vortheilhaft. Dieser kleine Despot zieht die Nahrung und Kleidung seiner Völker zum Theil aus Batavia, und doch muß man ihm noch einen Ueberschuß in Piastern bezahlen. Aus diesem Gelde und aus dem Golde, das man in den Flüssen findet, die sein Gebiet durchströhmen, hat er einen unermeßlichen Schatz zusammengehäufet. Mit einem einzigen Schiffe könnte man sich all dieses Reichthums bemächtigen, und wenn es einige Landungstruppen bei sich hätte, sich in dem ohne Mühe eroberten Posten erhalten, und solch ein Unternehmen sollte ja einem Volke nichts kosten, das auf beiden Halbkugeln sich so viele Ungerechtigkeiten und Drukungen erlaubt hat.

XXI.

Besitzungen der Holländer auf der Insel Java.

Die Insel Java, eine der wichtigsten in dem indischen Meere liegt zwischen den Inseln Sumatra, Banka, Borneo, Madura, Bali und dem Lande Endraght. Sie kann 200 Meilen in der Länge und 30 bis 40 Meilen in der Breite haben. Ehmals wurde sie von den Malaiern erobert, und ist heutzutage den Holländern unterthan, welche über alle Fürsten und derselben Unterthanen eine unumschränkte Gewalt ausüben. Das Königreich **Bantam** macht den westlichen Theil der Insel aus. Ein Despot, der die Krone seinem Sohne abgetreten hatte, wurde im Jahr 1680, durch seinen unruhigen Geist, durch die schlechte Aufführung seines Nachfolgers, und durch einen mächtigen Anhang wieder auf den Thron gerufen. Seine Partei war auf dem Punkte, die Oberhand zu erhalten, als der junge Monarch, der in seiner Hauptstadt von einer Armee von 30,000 Mann belagert wurde, wo er keine andere Stüze, als die Gesellen seiner Ausschweifungen hatte, die Holländer um Schutz anflehte. Sie eilten ihm zu Hilfe, schlugen seine Feinde,

befreiten ihn von seinem Nebenbuhler, bevestigten sein Ansehen, und machten es unerschütterlich. Obgleich der Feldzug lebhaft, kurz, schnell und folglich nicht sehr kostbar gewesen war, so rechnete man doch außerordentliche Summen für die Kriegskosten an. Die gegenwärtige Lage erlaubte dem Fürsten nicht, ihnen die Bezahlung eines so großen Dienstes abzustreiten, und doch machten seine erschöpften Finanzen es ihm unmöglich, dieselbe abzutragen. In dieser dringenden Noth entschloß sich der schwache Monarch, sich und seinen Nachkommen Fesseln anzulegen, indem er seinen Vertheidigern den ausschliessenden Handel in seinen Staaten zugestund.

Die Gesellschaft erhält sich in dem Besitze dieses großen Privilegiums durch 368 Mann, welche in zwey schlechte Forts vertheilt sind, in deren einem ihr Befehlshaber und in dem andern der König residirt. Diese Niederlassung kostet sie nur 110,000 Livres, die sie an den Waaren wieder gewinnt, welche sie daselbst verkauft. Was sie an drei Millonen Pfund Pfeffer gewinnt, den man ihr für 28 Liv. 3 S. den Zentner liefern muß, ist klarer Gewinnst.

Dieß ist wenig in Vergleichung dessen, was die Gesellschaft aus **Cheribon** zieht, welches sie ohne Gewalt, ohne Intriguen, noch Kosten unter sich gebracht hat. Kaum hatten sich die Holländer zu

Java vestgesezt, so begab sich der Sultan dieses kleinen, aber sehr furchtbaren Staates unter ihren Schutz, um dem Joche eines mächtigern Nachbarn zu entgehen. Er liefert ihnen jährlich 3,300,000 Pfund Reis, für 25 Liv. 12 S. zehn Zentner; eine Million Pfund Zuker, wovon man den schönsten mit 15 Livres, 6 S. 8 Deniers bezahlt; 1,200,000 Pfund Kaffee, für 4 S. 4 Den. das Pfund; 100 Zentner Pfeffer, das Pfund für 5 S. 2 Den. 30,000 Pfund Baumwolle, wovon man die schönste nur für 1 Liv. 11 S. 4 Den. das Pfund bezahlt; 600,000 Pfund Areka, für 13 Liv. 4 S. den Zentner. Ob man gleich nur durch offenbaren Misbrauch der Schwachheit und der Redlichkeit der Einwohner diese Waaren in so geringem Preise erhält, so brachte doch diese Ungerechtigkeit niemals das Volk von Cheribon unter die Waffen, welches das sanftmüthigste und das civilisirteste auf der ganzen Insel ist. Hundert Europäer sind hinlänglich, um es in der Sklaverei zu erhalten. Die Kosten dieser Niederlage belaufen sich nicht über 45,100 Liv. welche man an den Zeugen wieder gewinnt, die man dahin führt.

Das Königreich **Mataran**, welches sich ehmals über die ganze Insel erstrekte, und wovon es heutzutage noch den grösten Theil einnimmt, wurde später unterjocht. Bisweilen siegend, oft

besiegt,

besiegt, fochte es mit abwechselndem Glüke für seine Freiheit, bis der Sohn und der Bruder eines Fürsten, welcher im Jahr 1704 starb, sich um seine Erbschaft zankten. Das Volk war zwischen den beiden Nebenbuhlern getheilt. Derjenige, den die Ordnung der Tronfolge zur königlichen Würde berief, erhielt so schnell die Oberhand, daß er bald völlig unumschränkter Herr worden wäre, wenn nicht die Holländer sich für seinen Nebenbuhler erklärt hätten. Die Partei, zu welcher diese Republikaner sich schlugen, erhielt endlich die Oberhand, aber erst nach vielen Gefechten, in welchen mit mehrerer Lebhaftigkeit, Klugheit und Hartnäkigkeit gefochten wurde, als man nicht vermuthen sollte. Der junge Prinz, den man von der Tronfolge des Königs seines Vaters ausschliessen wollte, zeigte so viel Unerschrokenheit, Klugheit und Standhaftigkeit, daß er sicher gesiegt haben würde, hätten nicht die Feinde durch ihre Magazine, ihre Vestungen und ihre Schiffe einen allzuüberwiegenden Vortheil über ihn gehabt. Sein Oheim kam an seine Stelle, aber nur um sich des Trones unwürdig zu zeigen, den er durch List und Niederträchtigkeit erhalten hatte.

Die Gesellschaft, die ihm die Krone aufsezte, schrieb ihm Geseze vor. Sie wählte den Ort, wo er mit seinem Hofe sich aufhalten sollte, und

versicherte sich seiner durch eine Citadelle, in welcher eine Besatzung liegt, welche dem Anschein nach nur für die Erhaltung des Fürsten wachen soll. Nach dieser Vorsicht sann sie darauf, ihn in dem Schoos der Wollust einzuschläfern, seinen Geiz durch Geschenke zu befriedigen, und seinem Stolze durch prächtige Gesandschaften zu schmeicheln. Von dieser Zeit an waren der Fürst und seine Nachfolger, die man zu der Rolle erzog, die sie in ihrem Pallaste spielen sollten, nur das elende Werkzeug des Despotismus und des Ehrgeizes der holländischen Gesellschaft. Sie braucht zur Erhaltung ihrer Gewalt nur 300 Reiter, und 400 Mann Fußvolk, die mit den Handelsbedienten 835,000 Liv. zu unterhalten kosten.

Für diese Unkosten wird sie aber durch die Vortheile, die ihr daraus erwachsen, vortrefflich schadlos gehalten. Die Seehäven in Mataran sind ihre Schiffswerften geworden, wo man alle kleinen Schiffe, alle Schaluppen erbaut, welche die Gesellschaft zu ihrer Schiffahrt braucht. Sie trift daselbst alles Holzwerk an, dessen ihre verschiedenen Niederlassungen in Indien und ein Theil der fremden Kolonien bedürftig sind. Auch werden daselbst die Erzeugnisse geladen, welche das Königreich ihr zu liefern sich verpflichtet hat, nemlich 15,000,000 Pfund Reis, für 17 Liv. 12 S. zehn Zentner; alles Salz, das sie verlangt,

für 10 Liv. 7 S. 10 Den. zehn Zentner, 100,000 Pfund Pfeffer, für 21 Liv. 2 S. 4 Den. den Zentner; allen Indig, den man sammelt, für 3 Liv. 2 S. das Pfund; Kadiang, für den Gebrauch der Schiffe für 28 Liv. 3 S. 2 Den. zehn Zentner; gesponnene Baumwolle, von 13 S. bis für 1 L. 13 S. nach ihrer Güte. Die wenigen Kardamomen, die man hier pflanzt, zeigen durch ihren Preis die Habsucht der Gesellschaft an.

Lang achtete sie es zu gering mit **Balimbuam**, welche Provinz auf der östlichen Spitze der Insel liegt, in Verbindung zu treten. Vermuthlich weil sie nicht einsah, was sie für Vortheile aus dieser Gegend ziehen könnte. Ohne daß man die Beweggründe der Holländer weis, so wurde doch dieß Land in den leztern Zeiten angegriffen. Nach zwey Jahren voll hartnäkiger Gefechte und abwechselnder Siege behielten die europäischen Waffen im Jahr 1767 die Oberhand. Der indische Fürst wurde überwunden, gefangen, endigte sein Leben in der Citadelle von Batavia, und seine Familie wurde auf das Vorgebirg der guten Hoffnung versezt.

Die holländische Gesellschaft suchte sich keine eigenthümliche Besitzungen in Java zu verschaffen, zufrieden, daß sie nach und nach den unruhigen Geist der Javaner durch die Untergrabung der schlechten Geseze, welche ihn nährten, gedämpft,

daß sie dieselbe ein wenig zum Akerbau angetrieben, und sich einen gänzlich ausschliessenden Handel versichert hatte. Sie besizt nur das kleine Königreich Jakatra. Die Verheerung, welche mit der Eroberung dieses Reiches verbunden war, und die Tirannei, welche auf sie folgte, machten eine Wüste daraus. Es blieb unangebaut und ohne alle Industrie.

Um dasselbe so nüzlich zu machen, als es werden kann, verkauften die Generäle Imhoff und Mossel den Chinesern und Europäern um geringes Geld die Ländereien, welche die Regierung durch ihre Unterdrükung an sich gebracht hatte. Doch schaffte diese Einrichtung nicht all den Nutzen, den man sich davon versprochen hatte. Die neuen Besitzer widmeten den grösten Theil ihres Eigenthums der Viehzucht, weil sie ihre Heerden frei, ohne Mühe und mit Vortheil verkaufen konnten. Die Industrie würde auf wichtigere Gegenstände gefallen seyn, wenn die Gesellschaft nicht alle Erzeugnisse um den nemlichen Preis verlangt hätte, als sie dieselben in den übrigen Provinzen der Insel erhält. Das Monopolium brachte es dahin, daß man nicht mehr als 10,000 Pfund Indig, 250,000 Pfund Baumwolle, 150,000 Pfund Pfeffer, 10 Millionen Pfund Zuker, und noch einige andere nicht viel bedeutende Artikel pflanzt. All diese Erzeugnisse werden

wie alles was aus Java kömmt, nach Batavia geführt, welches der Hauptort aller holländischen Niederlassungen in Indien ist.

Diese berühmte Stadt wurde auf die Trümmer der alten Hauptstadt von Jakatra unter dem sechsten Grade südlicher Breite erbaut. Eine Stadt, welche eine so beträchtliche Niederlage ausmacht, mußte nach und nach verschönert werden. Doch verräth kein öffentliches Gebäude Zierlichkeit oder Erhabenheit, ausgenommen eine erst kurz erbaute Kirche. Die erstern sind durchgängig plump, ohne Reiz und Ebenmas. Wenn auch die Häuser bequem und nach der Natur des Klima eingerichtet sind, so sind doch die Vorderwände (Façades) zu einförmig und von schlechtem Geschmak. Nirgends sind die Straßen breiter, noch freier. Ueberall finden die Fußgänger reinliche und dauerhafte Seitenwege (trottoirs). Die meisten werden von Kanälen durchschnitten, welche auf beiden Ufern mit prächtigen Bäumen besezt sind, die einen herrlichen Schatten geben; und auf diesen Kanälen, die alle schiffbar sind, werden die Lebensmittel und die Waaren bis vor die Magazine hingeführt, wo sie sollen aufbewahrt werden. Obgleich die Hitze, welche natürlicher Weise in Batavia unerträglich seyn sollte, durch einen sehr angenehmen Seewind abgekühlet wird, welcher alle Tage morgens um 10 Uhr zu wehen

anfängt, und ungefähr bis um 4 Uhr Nachmittags dauert; obgleich die Nächte von Landwinden mit Kühlung durchweht werden, welche sich mit der Morgenröthe legen; so ist doch die Luft in dieser Hauptstadt des holländischen Indiens sehr ungesund und wird es immer mehr. Es ist erwiesen, sagt der Verfasser der **philosophischen Geschichte der beiden Indien** durch Register, deren Ansehen unverwerflich ist, daß seit dem Jahr 1714 bis in das Jahr 1776 blos in dem Spital 87,000 Matrosen oder Schiffssoldaten zu Grunde gegangen, kaum sieht man einen einzigen, dessen Gesicht eine vollkommene Gesundheit anzeigt. Niemals schimmern die Züge desselben in einer lebhaften Farbe. Die Schönheit, die sonst so sehr mit Herrschersgewalt und Rührung die Herzen erobert, ist auf denselben ohne Bewegung und Leben. Man redet hier von dem Tode mit eben so vieler Gleichgültigkeit, als in den Armeen.

Man wird sich über diesen Fehler des Klima's nicht wundern, wenn man erwägt, daß man, um die Schiffahrt zu erleichtern, Batavia an das Ufer des kothigsten und schlammigsten Meers in einer morastigen und oft überschwemmten Ebne längst einer Menge Kanäle, angelegt hat, deren Wasser stille steht, und in welche sich aller Unflath einer außerordentlich großen Stadt ergießt, die mit diken Bäumen umringt ist, welche die Bewo-

gung der Luft hemmen und die stinkenden Dünste, welche in derselben aufsteigen, nicht verwehen lassen.

Um die Gefährlichkeit und das Ekelhafte dieser giftigen Ausdünstungen zu vermindern, brennt man beständig aromatisches Holz und Harz; wascht man sich mit wohlriechenden Wassern, parfumirt man alle Kleider, stellt man unzählige Blumen in die Zimmer, die man bei uns größtentheils nicht kennt. In den Schlafgemächern düftet der feinste und reinste Wohlgeruch. Diese Vorsicht ist sogar auf dem Lande gewöhnlich und nöthig, wo alle Felder und Gärten mit stillstehendem, ungesundem Wasser umgeben sind. Und doch dient sie nicht zur Erhaltung, geschweige zur Wiederherstellung der Gesundheit. Daher haben auch die Reichen auf sehr hohen Bergen, welche die Ebne umgeben, ihre Landhäuser, wo sie des Jahrs etliche male hingehen, um frische und gesunde Luft einzuathmen. Ungeachtet der Vulkane, die man daselbst beständig rauchen sieht und welche ziemlich häufige Erdbeben verursachen, so erholen sich doch die Kranken daselbst wieder, um hernach wenn sie nach Batavia zurük kommen, wieder zu siechen.

Ungeachtet aller dieser Unbequemlichkeiten ist doch die Bevölkerung in Batavia außerordentlich. Man rechnet die Anzahl der Einwohner auf 150,000,

außer einer eben so großen Anzahl von Sklaven, welche in einem weiten Gebiete zerstreut sind, das man entweder zum Vergnügen verderbt, oder zum Feldbau bestimmt; auch sind in der Stadt selbst viele Bedienten. Von 200,000 Chinesern, welche in der ganzen Kolonie zerstreut sind, haben sich 40,500 zu Batavia niedergelassen. Man sieht hier 10,500 Weisse. Die übrigen Einwohner sind freie Indianer, die sich freiwillig unter das holländische Joch begeben haben.

Der Luxus, die Lustbarkeiten, die Zügellosigkeit und die Verschwendung haben einen schändlichen Fortgang in Batavia. Besonders haben die Frauenzimmer, die alle den rasenden Ehrgeiz besitzen, sich durch kostbare Kleider, durch prächtige Equipagen hervorzuthun, den Geschmak an Pracht und Schwelgerei auf das höchste getrieben. Niemals gehen sie ohne ein großes Gefolge von Sklaven aus, lassen sich in vergoldeten Wägen fahren, oder nachläßig in prächtigen Tragsesseln (Palanquins) tragen. Im Jahr 1758 wollte die Gesellschaft ihre Leidenschaft für die Diamanten einschränken; allein ihre Verordnungen wurden mit verabredeter Verachtung aufgenommen, und das Frauenzimmer erscheint noch immer öffentlich, das Haupt mit Perlen und Edelsteinen geschmükt.

Der Seehaven von Batavia ist eigentlich nur eine Rhede, aber die Schiffe sind daselbst vor allen Winden und in allen Jahrszeiten sicher. Die tiefe Baye, in welcher sie liegt, giebt zu einer weitläufigen Schiffswerfte Raum, wo immer viele europäische Zimmerleute arbeiten. Dieser Seehaven ist einer von den beträchtlichsten und oftbesuchtesten in ganz Indien. Alle Schiffe, welche die Gesellschaft aus Europa nach Asien abschikt, länden hier an, ausgenommen die, welche sich nach Ceylon, Bengala, und China begeben sollen. Ihre Rükladungen bestehen aus den Erzeugnissen und Waaren, welche Java liefert, und aus allen denjenigen, welche aus den verschiedenen Handelsplätzen und den vielen Märkten dahin geschafft werden, die auf diesen reichen Küsten in diesen ungeheuern Meeren liegen.

Die östlichen holländischen Niederlassungen sind diejenigen, welche wegen ihrer Lage, ihrer Lebensmittel und ihrer Bedürfnisse in dem stärksten und dauerhaftesten Verkehr mit Batavia stehen. Außer den Schiffen, welche der Regierung gehören, sieht man auch viele Privatschiffe ankommen. Wenn diese an den Ort ihrer Bestimmung gelangt sind, so liefern sie der Gesellschaft diejenigen Gegenstände ihrer Ladung ab, über welche sie sich das ausschliessende Privilegium vorbehalten hat, und verkaufen die andern, wem sie wollen. Der

Sklavenhandel ist einer der vorzüglichsten Zweige der freien Handlung. Er belauft sich jährlich auf 6000 Personen von beiderlei Geschlechtern. Aus diesem unglükseligen Haufen nehmen die Chineser ihre Weiber, weil die Geseze ihnen nicht erlauben, sie aus ihrem Vaterlande mitzubringen, oder kommen zu lassen.

Diese Einfuhr wird noch durch ein Duzend Jonquen (eine Art von Schiffen, die in Indien gebräuchlich sind) vergrößert, welche von Emuy, Limpo und Kanton mit ungefähr 2000 Chinesern anlangen, welche alle Jahre nach Java gehen, in der Hoffnung, großen Reichthum daselbst zu erwerben. Man schäzt den Thee, das Porzellan, die rohe Seide, die Seidenstoffe und die Baumwollenzeuge, welche sie einführen, auf drei Millionen.

Sie tauschen Zinn und Pfeffer dagegen ein, aber sie erhalten diese Gegenstände nur verstohlener Weise, weil der Handel mit denselben den Privatpersonen untersagt ist. Man giebt ihnen auch Tripans, die man an den Ufern des molukischen Meeres sammelt. Auch erhalten sie Seehundsfloßfedern und Hirschnerven, deren medicinische Tugend in unsern Gegenden unbekannt ist. Man giebt ihnen ebenfalls die in dem ganzen Oriente so berühmten Vogelsnester, die man an verschiedenen Orten und vorzüglich auf der Küste

von Kochinchina findet. Diese Nester, welche eyförmig gestaltet, einen Zoll hoch sind, drei Zoll im Umkreis und eine halbe Unze im Gewicht haben, sind die Arbeit einer Art von Schwalben, die am Kopfe, an der Brust und an den Flügeln schön blau und am Leibe milchweis sind. Sie verfertigen ihre Nester aus Fischlaich oder aus einem zähen Schleime, den die Bewegung des Meers an die Felsen anwirft, an welche sie dieselbe hängen. Von Natur schmeken sie sehr unangenehm, aber man hält sie für ein Stärkungsmittel der Liebe zum Frauenzimmer, welche in diesen Gegenden durchgängig herrscht und daher hat man Mittel erfunden, sie durch die Art der Zubereitung und mancherlei Gewürze angenehm zu machen.

Außer diesen Erzeugnissen werden die Chineser zu Batavia auch noch mit baarem Gelde bezahlt. Diese Geldsummen wachsen immer mehr an, durch das, was ihre zu Java wohnenden Mitbürger zur Unterstüzung ihrer Familie fortschiken, und durch die noch beträchtlichern Summen, welche früh oder spät diejenigen unter ihnen mitnehmen, welche zufrieden mit dem Glük, das sie gemacht haben, wieder in ihr Vaterland zurükkehren.

Die Spanier, welche sich auf den philippinischen Inseln niedergelassen haben, besuchen ebenfalls Batavia. Vor Alters kauften sie Leinenzeuge daselbst; jezt holen sie nichts mehr als Zimmet

den sie zum Theil selbst verbrauchen, zum Theil versehen sie auch einen Theil von Mexiko damit. Sie bezahlen diesen wichtigen Gegenstand mit Golde, das sie aus denselben Inseln ziehen, und mit Kochenille und Piastern, welche aus Akapulko kommen.

Selten gehen die Franzosen in Friedenszeiten nach Batavia. Doch der Mangel an Nahrungsmitteln zwang sie öfters in den drei leztern Kriegen dahin zu gehen. Wenn Ile de France und Madagaskar besser im Stande seyn werden, ihre Geschwader und Truppen mit Lebensmitteln zu versorgen, so wird man sie wieder weniger daselbst sehen.

Etliche englische Schiffe, welche gerades Weges aus Europa nach China gehen, nehmen auf dieser Rhede frisches Wasser ein, und verkaufen daselbst Klinkailleriewaaren, Gewehr, Wein, Oel und andere minder beträchtliche Artikel, welche alle dem Schiffsvolke gehören. Auch kommen hier sehr viele Seefahrer von dieser Nation an, welche blos in Indien handeln. Das was sie verkaufen, beträgt wenig, aber ihr Einkauf ist desto beträchtlicher. Sie laden besonders vielen Arak, ein schmakhaftes Getränk, das man aus Reis, Zukersyrup und Kokosbaumwein abzieht, die man mit einander vergähren läßt, worauf man es distillirt.

Alle Lebensmittel, alle Waaren, welche in Batavia eingeführt werden, oder die man daselbst ausführt, müssen 5 vom Hundert bezahlen. Das Kaufhaus ist für ungefähr zwo Millionen verpachtet. Diese Summe würde noch beträchtlicher seyn, wenn das, was der Gesellschaft gehört, oder was für sie bestimmt ist, auch die Abgaben bezahlen müßte, wenn die vornehmsten Agenten der Gesellschaft sich nicht sehr oft erlaubten, dieselben nicht zu bezahlen, und wenn die Betrügerei nicht unter allen Ständen so gangbar wäre. Erstaunliche Einkünfte werfen die Glükspiele ab. Die Chineser müssen jährlich 400,000 Liv. für die Freiheit Spielhäuser zu halten, bezahlen. Man ströhmt von allen Seiten hinzu, mit dem in allen heissen Gegenden so gewöhnlichen Heißhunger, wo die Leidenschaften keine Schranken kennen. Hier geht das Vermögen der meisten freien Menschen zu Grunde, hier verschwenden alle Sklaven, was sie der Wachsamkeit ihrer Herren entwenden konnten. Noch giebt es andre Auflagen in dieser Hauptstadt des holländischen Indiens, und doch kann man mit denselben nicht die Kosten der Niederlage bestreiten, die sich gewöhnlich auf 660,000 Livres belaufen.

XXII.

Besitzungen der Spanier in Indien.

Während als die Portugiesen sich im fünfzehnten Jahrhundert den Weg nach Ostindien bahnten, und sich der Gewürze und der Manufakturen bemächtigten, welche von jeher die Wonne der gesitteten Völker gewesen waren, so versicherten sich die Spanier durch die Entdekung von Amerika mehr Schätze, als die Einbildungskraft der Menschen bis dahin gewünscht hatte. Obgleich diese beiden Nationen in ganz verschiedenen Gegenden an ihrer Größe arbeiteten, so schien es doch möglich, daß sie sich einmal begegnen könnten. Durch ihre wechselseitige Antipathie würde diese Zusammenkunft gefährlich geworden seyn. Um ihr vorzubeugen, sezte der Pabst im Jahr 1493 ihre gegenseitigen Ansprüche, kraft der unumschränkten Macht vest, welche der römische Stuhl damals besaß. Er sprach Spanien all das Land zu, das man auf der westlichen Seite des Meridians entdecken würde, den man 100 Meilen von den azorischen Inseln zog, und Portugall alles, was es auf der östlichen Seite dieses Meridians erobern könnte. Im folgenden Jahr kamen die streitenden Mächte zu Tordesillas selbst überein,

daß sie die Grenzlinie 370 Meilen von den Inseln des grünen Vorgebirges vestsetzen wollten. Es war dieses in der einsichtsvollsten Leute Augen eine überflüssige Vorsicht. Man kannte zu dieser Zeit die Theorie der Erde noch nicht genug, um vorherzusehen, daß wenn die Seefahrer des einen Reiches in ihren Entdekungen gegen Abend, und die Seefahrer des andern in ihren Entdekungen gegen Morgen immer weiter fortrüken würden, sie endlich früh oder spät in einem Orte zusammentreffen müßten. Magellans Unternehmung, welcher im Jahr 1521 nach Manilla durch die Meerenge kam, die seitdem seinen Namen trägt, bewies diese wichtige Wahrheit.

Der Hof von Lisabon verhehlte die Unruhe nicht, welche ihm dieser Vorfall verursachte. Er war entschlossen, eher alles zu wagen, als zuzugeben, daß ein Nebenbuhler, dem das Glük ohnedieß schon allzugünstig war, ihm die Herrschaft auf den asiatischen Meeren streitig machen sollte. Doch fand er für gut, erst den Weg des Vergleichs einzuschlagen, ehe er mit dem einzigen Volke handgemeng würde, dessen Seemacht damals beträchtlich war. Dieses Mittel fiel besser aus, als man es allen Umständen nach nicht hoffen konnte.

Karl der fünfte, den allzugroße und oft allzuunüberlegte Unternehmungen oft in dringende

Umstände versezten, trat unwiderruflich im Jahr 1529 für 350,000 Dukaten, oder 2,598,250 Livres alle Ansprüche auf die Länder ab, die man unter seinem Namen auf dem indischen Ozean in Besiz genommen hatte. Nach den portugiesischen Schriftstellern dehnte er die portugiesischen Grenzen bis an die Diebsinseln aus.

Dieser Vertrag, der zu Saragossa geschlossen wurde, hatte das gewöhnliche Schiksal aller politischen Verträge. Philipp der zweyte hatte kaum den Thron bestiegen, so faßte er im Jahr 1560 den Entschluß, die manillischen Inseln wieder zu erobern, welche Magellan im Jahr 1521 im Namen Karls des fünften in Besiz genommen hatte. Die Eroberungen in Amerika hatten Spanien allzusehr geschwächt, als daß diese Krone darauf denken konnte, an dem Ende Ostindiens ein neues Reich durch Gewalt zu errichten. Zum erstenmale nahm sie den sanften Weg der Ueberredung in den Plan auf, den sie zu ihrer künftigen Größe entworfen hatte. Sie gab einigen Missionaren den Auftrag, ihr Unterthanen zu verschaffen. Wenn diese Minister gleich nicht die Geschiklichkeit besassen, Bürger in diesen Gegenden zu bilden, so hatten sie doch wenigstens den Trost, die Oberherrschaft ihres Vaterlandes daselbst auszubreiten, ohne einen Blutstropfen zu vergiessen, und sie verdienen wegen ihrem friedfertigen

Ver-

Verfahren die Achtung des Menschengeschlechts um so mehr, weil sie in einem Jahrhundert lebten, wo der Fanatismus sich allenthalben von Blut triefend, und nach Mord dürstend zeigte. Ihre Nachfolger äußerten nicht immer dieselbe Mäßigung.

XXIII.

Besitzungen der Spanier auf den philippinischen Inseln.

Die philippinischen Inseln, die ehmals unter dem Namen der manillischen Inseln bekannt waren, machen einen unermeßlichen Archipelagus gegen Osten von Asien aus. Sie erstreken sich in einer ungleichen Breite von 40 bis 200 Meilen von dem fünften bis zum fünf und zwanzigsten Grad nördlicher Breite. Man bemerkt unter ihrer unzähligen Menge 13 oder 14 Inseln, welche beträchtlicher als die andern sind.

Diese Inseln bieten dem Auge des Beobachters einen schreklichen und majestätischen Anblik dar. Sie sind mit Asbalt, Lava, Schlaken, schwarzem Glase, geschmolzenem Eisen, mit grauen, leicht zu zerreibenden Steinen bedekt; voller Trümmer aus dem Thier- und Pflanzenreiche, voller Schwefel, den die beständige Wirksamkeit unter-

irdischer Feuer immer schmelzt, und voll siedendes Wasser, die von verborgenen Flammen herrühren. All diese großen Begebenheiten der Natur entstehen durch ausgebrannte oder noch brennende Vulkane, und durch diejenigen, welche in den tiefen Gängen der Natur entstehen, wo brennbare Materien immer in Gährung sind. Man kann mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß diese Gegenden, die man unter die ältesten auf unserm Erdballe rechnen kann, mehr als die andern Gegenden ihrer Zerstörung nahe sind.

Die Asche, welche diese unermeßlichen Feueressen seit Jahrhunderten auf die Oberfläche eines tiefen Grundes auswerfen, die durch Erdbeben immer erneuerte Erschütterung der Felder, die in allen unter der brennenden Zone gelegenen Ländern gewöhnliche Hitze, die Feuchtigkeit, welche die Nachbarschaft des Ozeans, hohe Gebirge und Wälder, die so lang als die Erde stehen, beständig in diesen Gegenden unterhalten; dieß sind aller Wahrscheinlichkeit nach die Ursachen der fast unglaublichen Fruchtbarkeit der philippinischen Inseln. Man findet die meisten Vögel, vierfüßige Thiere, Pflanzen, Früchte, und Bäume, die man in dem übrigen Asien antrift, auf diesem Archipelagus wieder, und fast alles noch besser. Man findet selbst einige Pflanzen daselbst, die man sonst nirgends sieht.

Unglüklicher Weise ist das Klima auf den philippinischen Inseln nicht so angenehm, als ihr Boden fruchtbar ist. Die Land- und Seewinde erhalten es daselbst sechs Monate lang viel gemäßigter, als es ihrer natürlichen Lage nach nicht statt haben sollte; die übrige Zeit des Jahrs brennt der Himmel in beständigen Ungewittern, und sind die Felder mit beständigem Regen bedekt. Doch ist die Luft hier nicht ungesund. Zwar wird das Temperament der Fremden durch die allzuheftige Ausdünstung ein wenig geschwächt; allein die Eingebohrnen des Landes bringen ihr Leben sehr hoch, ohne andere Schwachheiten als diejenigen zu fühlen, welchen der Mensch allenthalben ausgesezt ist.

Der Mittelpunkt dieser bergigten Inseln wird von Wilden bewohnt, welche die ältesten Einwohner zu seyn scheinen. Sie sind, ihr Ursprung mag nun seyn, welcher er wolle, schwarz, und haben meistentheils krause Haare. Bisweilen macht eine ganze Familie eine kleine Gesellschaft aus, meistentheils lebt jeder einzeln mit der Gefährtin seines Lebens. Nie legen sie ihren Bogen und ihre Pfeile bei Seite. Sie sind an die Stille der Wälder gewöhnt, und daher scheint das geringste Geräusch sie in Schreken zu setzen. Ihr Leben ist ganz thierisch. Die Früchte und die Wurzeln, die sie in den Wäldern finden, sind ihre einzige

Nahrung, und wenn sie eine Gegend erschöpft haben, so ziehen sie in eine andere. Die Bemühungen, die man angewandt hat, sie zu unterjochen, waren immer fruchtlos, weil nichts schwerer ist, als Völker zu bezwingen, welche in unzugänglichen Gegenden herumirren.

Die Ebnen, aus welchen man sie vertrieben hat, wurden nach und nach mit Kolonien besezt, welche aus Malaka, Siam, Makassar, Sumatra, Borneo, aus den molukischen Inseln und Arabien kamen. Die Sitten der fremden Pflanzbürger, ihre Sprache, ihre Religion, ihre Regierungsform machen ihren Ursprung unverkennbar.

Die vornehmsten unter den manillischen Inseln, diejenigen, auf welchen die Spanier Niederlagen besitzen, sind Luzon, Mindoro, Panay, und Mindanao. Die Insel **Luzon**, die wichtigste unter allen, ist die nördlichst gelegene. Sie hat 125 Meilen in der Länge, und 30 bis 40 Meilen in der Breite. Die spanischen Schiffe länden daselbst in einer großen zirkelförmigen Baye an, welche durch zwey Vorgebirge gebildet wird, die in einer Entfernung von zwoen Meilen von einander liegen. In diesem engen Zwischenraume liegt die kleine Insel Marivelles. Sie bildet zween Wege, unter welchen der östliche der engste und sicherste ist.

Gegen Mittag liegt die Baye von Kavite. Dieser Seehaven wird durch ein kleines Fort und durch eine Besatzung von 300 Mann vertheidigt. Da diese schlechte Bestung auf einer niedrigen Erdzunge angelegt ist, welche das Meer unter Wasser zu setzen droht, so ist sie nicht im Stande den Angriffen eines klugen Feindes zu widerstehen. Der Seehaven von Kavite in Gestalt eines Hufeisens ist nicht vor dem Nordwinde und dem Nord-Nord-Westwinde sicher. Es hält sich eine Gattung von Würmern darin auf, welche sich an die Schiffe hängen, und sie in kurzer Zeit außer Stand setzen, das Wasser zu halten. Uebrigens muß man das frische Wasser sehr weit holen, und zu diesem Endzwek flache, in dem Lande gebräuchliche Schiffe abschicken, die allein weit in den Fluß hinein fahren können.

Drei Viertheile der Stadt Kavite, die an sich nicht sehr beträchtlich ist, gehören, wie in allen Besitzungen der Spanier, den Klöstern zu. Die Vorstädte haben den Namen Sankt Rochs Vorstadt. Dieß ist ein unordentlicher Haufen von Häusern, die aus Bambusrohren gebaut, und mit Bananasblättern bedekt sind. Man sieht daselbst noch die Ruinen einer Kirche, welche ehmals sehr schön gewesen zu seyn scheint. Die Mohren, welche sich mit den Engländern im Jahr 1762 vereinigten, zerstörten sie von Grund

aus, und dieser ehmals geschäzte Ort dient heutzutage den wilden Thieren zur Wohnung.

In der nemlichen Baye ragt drei Meilen von Kavite und nahe bei der Mündung eines schiffbaren Flusses die berühmte Stadt Manilla empor. Spanien, welches sie den Indianern im Jahr 1571 wegnahm, fand sie tüchtig, der Mittelpunkt des Staats zu werden, den man errichten wollte, und sezte daselbst die Regierung und den Handel vest. Gomez Perez de las Marignas umgab sie im Jahr 1571 mit Mauern und erbaute daselbst die Citadelle St. Jakob. Seit dieser Zeit ist sie sehr erweitert worden, die Häuser sind daselbst sehr schön, und die Straßen nach der Schnur gezogen. Man sieht prächtige Kirchen daselbst. Der Fluß, welcher durchläuft, kömmt aus einem See, welcher 30 Meilen im Umkreis hat, und an manchen Orten 200 Klafter tief ist. Er entsteht aus 40 Bächen, an deren jedem eine Horde von Indianern wohnt, welche sich mit dem Akerbau abgeben. Von diesen erhält die Hauptstadt des Reiches ihre Lebensmittel. Zum Unglük liegt sie zwischen zween Vulkanen, welche eine Verbindung mit einander haben, und deren beständige Bewegung ihren Untergang vorzubereiten scheint.

Das Gebiet, welches die Stadt Manilla umgiebt, ist fruchtbar, und zu allen Arten von Feldbau geschikt. Aber die Trägheit der Spanier ist

so groß, daß sie den grösten Theil desselben brach liegen lassen. Die Geseze, welche die Akersleute unterstüzen sollten, setzen sich den Fortschritten des Akerbaues und der Fruchtbarkeit des Bodens entgegen. Die Ausfuhr der Feldfrüchte ist verboten. Die Schätze, welche die Erde freiwillig hervorbringt, gehen weit über die Bedürfnisse der wenigen Einwohner auf der Insel Luzon, und man läßt sie unmenschlicher Weise auf dem Boden verfaulen, auf welchem sie entsprossen sind. Daher wenn durch irgend einen Zufall die Fruchtbarkeit sich in Miswachs verwandelt, so wüthet die schreklichste Hungersnoth in einem Lande, welches vor jedem Anfalle derselben gesichert seyn sollte.

Die Einwohner auf den philippinischen Inseln sind schwarzgelb, groß und wohlgemacht. Ihre Kleidung ist ein Hemd, dessen Zeug aus den Fasern des Abaka, einer Art von Bananasbaume, verfertigt wird. Dieses Hemd ist sehr kurz, und man zieht es über sehr weite Unterhosen an; ihr gröster Pracht besteht in rothen, gestikten, ungemein feinen Schnupftüchern. Sie tragen deren gewöhnlich drei, eines um den Kopf, das andere an dem Hals, und das dritte in der Hand. Die Engländer lassen sie zu Madras besonders verfertigen. Die Frauenzimmer tragen eine Art von kleinem Hemde, welches nicht bis an den

Unterleib geht, und ein Schnupftuch um den Hals, welches gar nicht angeheftet ist. Ein weisses Tuch, welches um den Leib geht, wird an einem Ende an dem Gürtel vestgemacht. Sie schlagen über dieses Tuch noch einen andern farbigten Zeug, welchen die Einwohner der Insel Panay verfertigen. Ueber dieser Kl·dung tragen sie ein Ueberkleid, das gewöhnlich schwarz ist und welches vom Kopfe bis zu den Füssen geht. Ihre schwarzen ungemein schönen Haare fallen oft bis auf den Boden herab. Sie tragen viele Sorgfalt für dieselben, salben sie mit Kokosöle, flechten sie nach chinesischer Art, winden sie an dem Obertheile des Kopfes in einen Knoten, welcher durch eine goldene oder silberne Haarnadel vestgehalten wird. An den Füssen tragen sie gestikte Pantoffeln, welche so klein sind, daß sie nur die Spitze des Fusses bedeken.

Die Erdbeben sind auf der Insel Luzon sehr häufig. Oft spürt man deren drei bis vier des Jahrs. Aus dieser Ursache bauen die Inwohner ihre Häuser so, daß sie nicht einstürzen können. Das erste Stockwerk der spanischen Häuser ist von Holz, und das ganze Zimmerwerk wird von hölzernen Pfeilern getragen. Man thut noch mehr: jeder hat in seinem Hofe oder in seinem Garten eine kleine Hütte von Bambusrohren, in welcher

die ganze Familie schläft, wenn das Wetter ein Erdbeben zu verkünden scheint.

Die Häuser der Indianer, welche auf der Insel leben, sind aus Bambusrohren gebaut und mit Bananasblättern bedekt. Sie ruhen auf hölzernen Pfeilern, welche 8 bis 10 Schuh über den Boden hervorgehen; man steigt vermittelst einer kleinen Leiter hinein, welche man des Abends einzieht. Man hat bei diesem Gebrauche, die Häuser in die Höhe zu bauen, den Endzwek, sich vor der Feuchtigkeit zu verwahren, und sich vor den wilden Thieren und vor dem noch rohen Theile der Einwohner zu schützen. Die Lebensart dieser Völker ist überdieß sehr einfach. Ihr gewöhnliches Bett ist nur eine auf den Boden gelegte Matte. Ihre Nahrung ist Reis im Wasser gekocht, den sie mit eingesalzenen Fischen essen, oder sie thun indischen Pfeffer (piment) in die Brühe, in welcher er gekocht wird, der ihm die Geschmaklosigkeit benehmen kann.

Es scheint, daß die Spanier alle ihre Industrie auf der Insel Luzon nur auf die Fortpflanzung der christlichen Religion verwendet haben. Sie schikten nichts als Mönche dahin. Man trift auf dieser einzigen Insel 20 Klöster, fünfzehn Manns- und fünf Frauenzimmerklöster an. Nichts ist in dieser Einrichtung mehr zu beklagen, als daß die Missionaren an nichts weniger gedacht haben,

als die Neubekehrten in den Pflichten des Bürgers zu unterrichten. Die Völker, die sich unter ihre Botmäßigkeit begaben, haben kaum einige Spuren der Sittenverfeinerung an sich. Sie schlummern in der allerunthätigsten Trägheit, sind ohne Kraft, und scheinen eben so gleichgültig bei der Ausübung der Tugend, als bei der Gewohnheit des Lasters. Trägheit, Vergessenheit seiner selbst, Furchtsamkeit, Unwissenheit, Aberglaube sind die Grundlage ihres Charakters; und das Elend, in dem sie steken, erlaubt ihnen nicht, ihre natürlichen Anlagen mehr zu bearbeiten.

In Luzon selbst giebt es noch Orte, wo die Spanier nicht hindringen konnten. Vergebens suchten sie die Völker, die sich dahin zurükzogen, zu bezwingen, vergebens wendeten sie Gewalt, Strenge und Lebensstrafen an, um sie zu unterjochen, und sie zur christlichen Religion zu bekehren; diese Völker hatten Muth, sich dem Joche zu entziehen, und flüchteten sich in Gebirge, in welche ihre Feinde nicht kommen konnten. Sie nahmen in den neugewählten Aufenthalt die Erinnerung an das Elend mit, das sie ausgestanden hatten, und womit sie noch bedroht waren. Sie nähren in ihrem Schutzorte einen unversöhnlichen Haß gegen die Fremden, die sie als die Unterdrüker ihres Vaterlandes ansehen, und immer sinnen sie auf Mittel, sich zu rächen. Sie stärkt

ihr Muth, sie feuert der Haß an, daß sie es wagen, bis vor die Thore der Hauptstadt zu kommen. Alle ihre Streifereien zeichnen sich durch Plünderung, Mord, Verheerung, und Entführung der Einwohner aus. Sie leben auf die Kosten derjenigen unter ihren eignen Landsleuten, die sich den Spaniern ergeben haben. Sie nehmen, sie entreissen ihnen die einzige Stütze eines elenden Lebens, welche diese weder Kraft noch Muth haben, zu vertheidigen.

Der Handel der manillischen Inseln könnte in thätigen, wachsamen, und fleißigen Händen beträchtlich und die Stadt bald eine der reichsten und blühendsten Niederlagen in Asien werden. Wenn die Spanier über ihren eignen Vortheil die Augen öfneten, so könnten sie selbst nach China, Kochinchina, Indien, Bengala, Surate und selbst nach Isle de France gehen, wo sie die verschiedenen Gegenstände, die sie theils für sich selbst, theils für ihren Handel nach Mexiko brauchen, beziehen, und die Erzeugnisse ihrer Inseln dagegen vertauschen könnten; allein der von Natur faule und hochmüthige Spanier schlummert lieber in den Armen dieser Unthätigkeit ein, die er Ruhe nennt, als daß er mit Erduldung einiger Strapazen die Erzeugnisse seines Landes ausführt.

Die Regierung hat allen fremden Schiffen die Einfahrt in den Haven von Manilla verboten, und die Franzosen mußten es oft bereuen, daß sie dieses närrische Gesez übertreten wollten. Doch läßt man die chinesischen und indischen Schiffe ein, unter dem Vorwande, daß diese abgöttischen Völker sich zur christlichen Religion bekehren können. Sie führen nach Manilla Lebensmittel und Gegenstände des Luxus, und tauschen dagegen die Piastern ein, welche von Akapulko kommen.

Die Waaren, welche man aus der Hauptstadt der philippinischen Inseln beziehen könnte, wenn der Akerbau und der Handel daselbst ein wenig Thätigkeit besässen, sind Seilwerk, Harz, Schifftheer, (du brai, & du goudron) Zeuge, spanische Rohr, Rotin, Indig, Rokou und Reis. Die Baumwolle ist daselbst ungemein schön und diese Waare könnte der Gegenstand einer sehr wichtigen Ausfuhr nach China werden, wo man mehrere Baumwollladungen von Surate hinschikt, an welchen man oft 100 vom Hundert gewinnt.

Die Zukerrohre wachsen daselbst sehr gut, und geben einen Zuker, der an Güte den Zuker von Batavia übertrifft. Man sammelt daselbst auch die Rinde eines Baumes, welcher die Stelle des Zimmetbaumes vertritt, aber deren Geschmak ein wenig herb ist. Diese Rinde ist dik und schwam-

nicht. Die Spanier vertauschen sie den Chinesern, allein diese schätzen sie nicht gar sehr, weil sie die nemliche Gattung zu Hainam in Tongking und in Kochinchina finden, und sie von da in ihr Vaterland führen. Man findet auch zu Manilla wilde Muskatnüsse, die aber keinen Geruch haben, und aus dieser Ursache nicht können im Handel gebraucht werden. Sie sind klein; der Baum, der sie trägt, hat einen Schuh lange Blätter; man findet auch die nemliche Gattung zu Madagaskar.

Der Tabak kömmt daselbst sehr gut fort. Die **Chirouten** von Manilla sind in ganz Indien wegen ihres angenehmen Geschmaks berühmt; auch rauchen die Frauenzimmer in diesem Lande den ganzen Tag. Der Kakao, welcher auf dieser Insel wächst, wird für besser als der amerikanische gehalten; dieß ist der einzige Baum, den man fast in allen philippinischen Inseln pflanzt, weil man sehr viel Chokolat daselbst trinkt. Man trinkt ihn beständig; und bei allen Besuchen wird er als Erfrischung aufgetragen. Der Tabak und der Kakao sind in den philippinischen Inseln nicht einheimisch, sondern sie kamen ehmals aus Neuspanien dahin.

Man könnte auch Wachs aus der Insel Manilla ziehen, denn die Berge sind mit Bienen übersäet, welche dasselbe im Ueberflusse liefern. Alle Flüsse führen viel Gold mit sich, welches

beweist, daß viele Goldgruben in dem Lande sind. Die Indianer, welche es auswaschen, verdienen 30 Sous des Tages. Das Eisen erzeugt sich daselbst in Klumpen, aber es ist mit einem andern Metalle vermischt, welches dasselbe weicher als das unsrige macht. Man schmiedet es, so wie man es findet. Auch trift man Magnet, und beträchtliche Marmorgruben daselbst an, aus welchen man den Marmor haut, mit welchem die Kirchen prangen.

Zu **Mindoro** haben die Spanier nur einige kleine Niederlassungen. Alle Reisende haben erzählt, daß die Einwohner dieser Insel einen Schwanz hätten. Man weiß heutzutage, daß diese lächerliche Meinung nur deswegen Glauben erhalten hat, weil das Hüftbein ein wenig länger bei ihnen, als es bei andern Menschen ist.

Die vornehmsten Niederlassungen der Spanier auf der Insel **Panay** sind **Jlo-ilo** und **Antigue**. Es ist an der ganzen Küste dieser Insel keine gute Rhede, als an diesem leztern Orte. Die Einwohner dieser Insel sind arbeitsamer als auf der Insel Luzon, sie verfertigen aus Baumwolle und den Fasern einer Pflanze, die in ihrem Lande wächst, Schnupftücher und Zeuge. Die gröbsten dienen ihnen zur Kleidung, und die andern verhandeln sie den Einwohnern der benachbarten Inseln.

Die Insel Panay ist eben so fruchtbar und eben so schlecht angebaut, als Luzon. Die Kokosnüsse und Bananas sind das einzige Obst, welches die Einwohner zu erhalten gesucht haben. Man trift hier Wildpret im Ueberflusse an, Hirsche und Wildschweine; Büffel, Ochsen und Pferde sind daselbst so gemein, daß man gar nicht darauf denkt, sie zu hüten oder ihre Vermehrung zu befördern. Die Pferde laufen in der Wildheit herum, und gehören dem ersten besten, der sie fängt. Uebrigens ist die Luft auf der Insel sehr ungesund, weil sie unangebaut und mit Morästen bedekt ist. Noch hat man die Erzgruben nicht entdekt, die man in derselben vermuthet.

Obgleich die Spanier mehrere Handelsplätze auf den Küsten von **Mindanao** besitzen, so ist doch ihr Daseyn daselbst sehr wankend; keiner von allen den Königen, welche auf dieser Insel regieren, hat ihre Herrschaft anerkennen wollen. **Samboanga**, welches auf der mittäglichen Küste der Insel liegt, ist der Hauptort ihrer Niederlassungen. Sie haben daselbst eine Citadelle aus gehauenen und gebakenen Steinen erbaut, welche die Rhede vertheidigen kann. Die Wohnungen der Inwohner sind mit einer Einfassung von Pallisaden umgeben, welche an dem einen Ende bis an die Citadelle und an dem andern an ein kleines hölzernes Fort reichet, das die

umliegende Gegend überstreichet. Dieser Fleken kostet Spanien viel, und ohne daß es den geringsten Vortheil davon zieht.

Der Boden von **Mindanao** ist sehr fruchtbar, und erfodert wenig Wartung und Pflege. Er bringt viel Reis hervor. Die Ochsen finden sich daselbst in großer Menge. Auch die Büffel und die Pferde haben sich daselbst außerordentlich vermehrt. Die Wälder sind voll Hirsche und Wildschweine. Man trift daselbst eine besondere Art von Kokosbäumen an, deren Frucht wie Artischoken schmekt. Die Flüsse führen, wie in der Insel Luzon, viel Gold mit sich. Yolo ist nur eine kleine Insel von 30 oder 40 *Meilen im Umkreise*. Lang stritten sich die Holländer und Spanier um den Besitz derselben, allein die Inwohner, die Muth genug besassen, um ihre Freiheit zu vertheidigen, wollten niemals die Herrschaft weder der einen noch der andern Nation erkennen, und wurden bisher noch immer von ihren eignen Fürsten regiert. In dieser Insel halten sich viele Elephanten auf, auch findet man Ambra und fischt man Perlen daselbst. Der Seehaven dient den Mohren zum Zufluchtsort, welche auf diesen Meeren das Seeräuberhandwerk treiben, die Spanier auf ihren Reisen beunruhigen, und in ihren Streifereien die Kolonisten entführen, die sie hernach in ihrem Lande zur Sklaverei verdammen.

Die

Die Küste ist ziemlich fischreich, so daß sie den Inwohnern ihren täglichen Unterhalt verschaffen kann. Auch sammelt man hier die kostbaren Vogelnester, von welchen ich in dem Artikel von Java geredet habe.

Nach der Volkszählung, die man im Jahr 1752 vornahm, zählt man auf allen philippinischen Inseln nur 1,350,000 Indianer, welche sich unter das spanische Joch gebeugt haben. Die meisten sind Christen, und alle bezahlen vom sechszehnten Jahr bis in das fünfzigste eine Kopfsteuer von 4 Realen oder 2 Livres 14 Sous. Man hat sie in 22 Provinzen eingetheilt, deren die Insel Luzon allein 12 mit einem Erzbistum und drei Bistümern enthält. Diese große Kolonie wird von einem Gouverneur regiert, der unter dem Vizekönig von Mexiko steht, und dessen Gewalt acht Jahre lang dauern soll. Dieser große Staatsbediente hat das Kommando über die Armeen. Er hat in allen Gerichten den Vorsiz. Er vergiebt alle bürgerliche und Kriegsbedienungen. Er kann Ländereien austheilen und sie selbst zu Lehen erheben. Kurz, es steht ihm in der Ausübung seiner Gewalt kein Hinderniß entgegen, als ein allzuoft übertretenes Gesez, welches verordnet, daß man über das Andenken eines während seines Amtes gestorbenen Gouverneurs vor Gericht sprechen, und daß derjenige, welcher sein

Amt überlebt, nicht eher weggehen solle, als bis man seine Amtsführung untersucht hat.

XXIV.

Besitzungen der Spanier auf den marianischen Inseln.

Die marianischen Inseln machen eine Kette aus welche sich von dem dreizehnten bis zum zwey und zwanzigsten Grade erstrekt. Sie wurden im sechszehnten Jahrhundert durch den berühmten Magellan entdekt, welcher ihnen den Namen **Diebsinseln** gab, weil er von den Einwohnern bestohlen wurde. Nachher gab man ihnen den Namen **Marianische Inseln** von Maria von Oestreich, der Gemahlin Philipps des vierten, unter dessen Regierung die Spanier einige Niederlassungen daselbst anlegten. Verschiedene von diesen Inseln sind blosse Felsen, doch zählt man neun, die etwas grösser sind. Da zeigt die schöne und reiche Natur ein ewiges Grün, Blumen, die den süßesten Wohlgeruch duften, kristallene Quellen, welche in Wasserfällen fortströhmen, Bäume, die zu gleicher Zeit Blüthe und Frucht tragen, pittoreske Gegenden, welche die Kunst nie wird nachzuahmen vermögen.

Die Luft ist in diesem Archipelagus, wenn er gleich unter der brennenden Zone liegt, rein, der Himmel heiter, und das Klima ziemlich gemäßigt. Zahlreiche Völker bewohnten ihn ehmals, von deren Ursprung man keine Spur hat. Vermuthlich waren sie durch Stürme auf diese Küsten verschlagen worden, aber vor so undenklichen Zeiten, daß sie ihren Ursprung vergassen, und sich für die einzigen Bewohner der Welt hielten. Sie lebten sehr einfach. Man behauptet sogar, daß ihnen der Gebrauch des Feuers gänzlich unbekannt war. Sie brachten ihr Leben in einer beständigen Unthätigkeit hin, und ihre ganze Nahrung bestund in Bananas, Kokosnüssen, und vorzüglich in Rima, eine Art von Fichtenbaum, der in Indien sehr gewöhnlich ist, und dessen Frucht wie Kastanien oder wie Artischoken schmekt, je nachdem die Gattung ist.

Wilde, die ohne alle gesellschäftliche Verbindung lebten, denen ihr roher Instinkt die Richtschnur ihrer Handlungen war, die nicht einmal einen Begrif von Pfeilen und Bogen hatten, und sich nur mit dicken Prügeln zu vertheidigen gewohnt waren; solche Wilde konnten den Waffen und den geübten Kriegsvölkern nicht widerstehen, welche Spanien im Jahr 1678 in ihrem Lande ausschiffte. Und doch liessen sich die meisten eher niederhauen, als daß sie sich unter das Joch

beugten. Ein großer Theil war das Schlachtopfer der schändlichen Krankheiten, welche ihre unmenschliche Ueberwinder zu ihnen gebracht hatten. Diejenigen, welche all diesem Unglük entrannen, faßten den verzweifelten Entschluß, ihre Weiber unglüklich niederkommen zu machen, um ihre Kinder nicht als Sklaven zurük zu lassen. Die Bevölkerung nahm in dem ganzen Archipelagus so sehr ab, daß man vor ungefähr 30 oder 40 Jahren die schwachen Ueberbleibsel derselben auf die einzige Insel Guam vereinigen mußte, welche die vornehmste unter allen ist.

Sie hat 40 Meilen im Umkreise. Ihr Seehaven, welcher in dem westlichen Theile der Insel liegt und durch eine Batterie von acht Kanonen vertheidigt wird, wird auf der einen Seite von einer Erdzunge gebildet, welche zwo Meilen weit in das Meer hinein geht, und auf der andern Seite von einer eben so großen Felsenkette, welche ihn fast zirkelförmig umgiebt. Die Schiffe können daselbst vor allen Winden sicher ankern, ausgenommen vor dem Westwinde, welcher aber nie heftig auf dieser Rhede wehet.

Vier Meilen davon erhebt sich an den Ufern des Meers in einer glüklichen Lage der angenehme Fleken Agana oder Iguana. In diesem Hauptorte der Kolonie und in 21 kleinen Dörfern, welche hin und wieder in der Insel vertheilt sind,

leben 1500 Einwohner, welche die unglüklichen Ueberbleibsel eines ehmals zahlreichen Volkes sind.

Der innere Theil von Guam dient den Ziegen, Schweinen, Ochsen und dem Geflügel zum Schutz und Weide, welche die Spanier zur Zeit der Eroberung hineinbrachten, und die seit dieser Zeit wild geworden sind. Diese Thiere, die man niederschiessen oder in Schlingen fangen muß, waren die vorzüglichste Nahrung der Indianer und ihrer Herrn, als plözlich alles eine andere Gestalt bekam.

Herr Tobias ein thätiger, menschenfreundlicher, einsichtsvoller Mann, der noch im Jahr 1772 Gouverneur der marianischen Inseln war, sah ein, daß die Bevölkerung immer schwächer werden würde, wenn es ihm nicht gelänge, den Akerbau auf der Insel einzuführen. Dieser erhabene Gedanke machte ihn selbst zum Akersmann; nach seinem Beispiel brachen die Eingebohrnen des Landes die Felder um, deren eigenthümlichen Besitz er ihnen versichert hatte. Die Aeker wurden mit Reis, Kakao, Mais, Zuker, Indig, Baumwolle, Hülsenfrüchten übersäet, welcher Gewächse Gebrauch man ihnen nicht einmal bekannt gemacht hatte. Der glükliche Fortgang vermehrte ihre Gelehrigkeit. Diese Kinder einer rohen Natur lernten in Werkstätten einige unumgänglich nothwendige Künste, und besuchten ohne

allzusichtbaren Widerwillen die Schulen, die man zu ihrem Vortheil eröfnete. Ihre Freuden vermehrten sich mit ihren Beschäftigungen, und sie wurden glüklich in einem der schönsten Länder der Erde.

Auch scheint es, daß diese Völker nicht ganz ohne Genie sind. Als sie ehmals auf den Inseln wohnten, die ziemlich weit von einander gelegen sind, so wollten sie auch eine Verbindung unter sich errichten. Es gelang ihnen vermittelst sehr kleiner, aber völlig sicherer Schiffe, welche ungeachtet ihrer einfachen Bauart,, alle Bewegungen auf dem Wasser machen konnten, welche so leicht giengen, daß drei Menschen sie regieren konnten, die den Wind von der Seite empfiengen, welches ein durchaus nothwendiger Vortheil auf diesen Wassern ist, welche den ganz einzigen Vortheil hatten, hin und her zu segeln, ohne daß man sie je wenden, sondern nur das Segel ändern durfte, die so schnell giengen, daß man zwölf bis 15 Meilen in weniger als einer Stunde machen konnte, und daß sie oft geschwinder als der Wind giengen. Nach dem Urtheil aller Kenner ist dieser wegen seiner Leichtigkeit fliegend genannter Prossa, das vollkommenste Schiff, das man jemals erfunden hat, und man kann den Bewohnern der marianischen Inseln die Ehre dieser Erfindung nicht streitig machen, weil man sonst

auf keinem Meer ein Muster davon angetroffen hat.

XXV.

Besitzungen der Dänen in Indien.

Ein holländischer Faktor, Namens Boschower, welcher von seiner Nation den Auftrag hatte, mit dem König von Ceylon einen Handelsvertrag zu schliessen, machte sich bei diesem Monarchen so beliebt, daß er der Oberste in seinem Rathe, sein Admiral wurde, und den Titel eines Fürsten von Mingone erhielt. Boschower trunken von dieser Ehre, eilte nach Europa zurük, um vor seinen Landsleuten damit zu prangen. Die Gleichgültigkeit, mit welcher diese Republikaner den glänzenden Sklaven eines asiatischen Hofes empfiengen, war für ihn eine empfindliche Beleidigung. Voll Verdrusses gieng er zu Christiern dem vierten, König von Dänemark, über, um ihm seine Dienste, und den Kredit, den er zu Ceylon hatte, anzubieten. Sein Vorschlag wurde angenommen. Er segelte im Jahr 1618 mit sechs Schiffen ab, wovon drei der Regierung und drei der Gesellschaft gehörten, welche den Handel nach Indien übernommen hatte. Er starb auf der Hinreise, und sein Tod zernichtete die Hoffnungen,

die man sich gemacht hatte. Die Dänen wurden übel zu Ceylon empfangen, und Ove Giedde von Tommerup, ihr Anführer, sah keinen andern Ausweg, als sie nach Tanschaur zu führen, welches der nächste Theil des vesten Landes bei dieser Insel ist.

Tanschaur, ein Stük der koromandelschen Küste, ist ein kleiner Staat, der nur 200 Meilen in seiner Breite hat. Unter allen Provinzen auf dieser Küste bringt diese den meisten Reis hervor. Dieser Reichthum der Natur, viele gemeine Manufakturen, und ein großer Ueberfluß von Wurzeln, die zur Färberei dienen, machen die öffentlichen Einkünfte fast auf fünf Millionen sich belaufen. Sie hat ihren Wohlstand dem Fluß Kaveti zu verdanken, der sie durchströhmt. Er entspringt in den Gathen. Nachdem er 400 Meilen weit fortgeströhmt ist, so theilt er sich bei seinem Eintritt in das Gebiet von Tanschaur in zween Arme. Der östliche Arm erhält den Namen Kolram, der andere behält den Namen Kaveti, und theilt sich noch in vier andere Arme, welche alle in dem Königreich fliessen, und es vor der schreklichen Trökne verwahren, welche einen großen Theil des Jahrs hindurch den übrigen Theil von Koromandel versengt.

Diese glükliche Lage erregte den Wunsch in den Dänen, eine Niederlassung in Tanschaur zu

errichten. Ihr Antrag wurde günstig aufgenommen. Man bewilligte ihnen ein fruchtbares und bevölkertes Stük Landes, auf welchem sie anfangs Tranquebar und hernach die Vestung Dansburg anlegten, welche die Stadt und die Rhede hinlänglich vertheidigen kann. Von ihrer Seite verpflichteten sie sich zu einer jährlichen Erlegung von 2000 Pagoden, oder 16,800 Liv., welche sie noch bezahlen.

Die Umstände waren zur Errichtung eines weitläufigen Handels günstig. Die Portugiesen, die unter einem fremden Joche seufzten, wendeten nur schwache Bemühungen für die Erhaltung ihrer Besitzungen an. Die Spanier schikten ihre Schiffe nur nach den molukischen und philippinischen Inseln. Die Holländer suchten einzig und allein Herren von dem Gewürzhandel zu werden. Die Engländer fühlten bis in Indien die Unruhen in ihrem Vaterlande. Alle diese Mächte sahen den neuen Nebenbuhler mit neidischen Augen an, aber keine sezte sich ihm entgegen.

Daher kam es, daß die Dänen, ungeachtet ihr erster Fond sich nicht über 853,263 Livres belief, ziemlich ansehnliche Geschäfte in ganz Indien machten. Zu ihrem Unglük schwang sich die Uebermacht der holländischen Gesellschaft so hoch empor, daß sie dieselben von allen Handelsplätzen ausschlossen, wo sie mit dem grösten

Vortheil gehandelt hatten, und zu noch grössern Unglük erlaubten die Zwistigkeiten, welche den nördlichen Theil Europens zerrütteten, der Hauptstadt dieser neuen Kolonie nicht, sich mit so entfernten Angelegenheiten zu beschäftigen. Die Dänen in Tranquebar kamen unvermerkt in Verachtung, sowohl bei den Eingebohrnen des Landes, welche die Menschen nur nach dem Mase ihres Reichthums schäzen, als auch bei den mithandelnden Nationen, denen sie in dem Wettstreite nicht gewachsen waren. Die Gesellschaft trat ihr Privilegium und ihre Niederlassungen an die Regierung ab, um sie für die Summen schadlos zu halten, welche sie derselben schuldig war.

Im Jahr 1670 erhub sich eine neue Gesellschaft auf den Trümmern der vorigen. Christiern der fünfte machte ihr mit Schiffen und andern Effekten ein Geschenk, welches auf 310,828 Liv. 10 Sous geschäzt wurde, und die, welche die Gesellschaft ausmachten, schossen 732,600 Liv. dazu. Diese zweyte Unternehmung, welche ohne die nöthige Geldunterstüzung gewagt wurde, fiel noch unglüklicher aus, als die erstere. Nach einigen wenigen Versuchen wurde Tranquebar mit seinem Handel sich selbst überlassen. Die Gesellschaft zeigte sich in lauter kraftlosen Unternehmungen, und im Jahr 1730 hörte sie gänzlich auf, weil sie ihre Schulden nicht bezahlen konnte.

Aus ihrer Asche entstund zwey Jahre hernach eine neue Gesellschaft. Die vielfachen Gunstbezeugungen, die man an sie verschwendete, um sie in Stand zu setzen, mit Oekonomie und Freiheit zu handeln, beweisen, wie wichtig die Regierung den Handel nach Indien hielt. Ihr ausschliessendes Privilegium sollte 40 Jahre dauern, und ihr Geldvorschuß belief sich auf 3,240,000 Livres, welche in 1600 Aktien, jede zu 2025 Livres vertheilt wurden.

Mit diesem immer im Umlauf begriffenen Gelde fertigte die Gesellschaft während dieser 40 Jahre 108 Schiffe ab. Die Ladung dieser Schiffe belief sich in Gelde auf 87,333,637 Liv. 10 Sous, und in Waaren auf 10,580,094 Liv., welches in allem 97,913,731 L. 10 S. ausmacht Ihre Rükladungen wurden für 188,939,673 Livres verkauft. Dänemark verbrauchte für sich nur für 35,450,262 Liv. Es wurde also für 153,489,411 Liv. ausgeführt. Wenn man nun aufs neue dividirt, so wird man finden, daß der jährliche Verkauf sich auf 4,723,491 Liv. 16 S. belief, daß das Land jedes Jahr nur für 806,250 Liv. 10 S. verbrauchte, und die Fremden für 3,837,235 Liv. 10 S. ausführten.

Die Vertheilungen waren sehr unordentlich, so lang als das Privilegium dauerte. Sie würden beträchtlicher gewesen seyn, hätte man nicht einen

Theil des Gewinnstes ordentlich zur Vermehrung des Handels zurükgelegt. Durch diese weise und überdachte Einrichtung waren die Mitglieder der Gesellschaft so glüklich, ihre Kapitalien dreifach zu verdoppeln. Der Fond wäre noch um 2,000,000 Liv. vermehrt worden, wenn nicht das dänische Ministerium die Gesellschaft im Jahr 1754 dahin vermocht hätte, dem König Friedrich dem fünften eine Ehrensäule zu errichten.

Als das Privilegium der Gesellschaft den 12ten April 1772 zu Ende gieng, so wurde ihr ein neues, aber nur auf 20 Jahre zugestanden. Ja man schränkte die Vergünstigungen, die sie vorher genossen hatte, ein wenig ein. Den Handel nach China ausgenommen, welcher immer ausschliessend bleibt, stehen die indischen Meere allen Bürgern und den Fremden offen, die an ihren Unternehmungen Antheil nehmen wollen; allein um diese Freiheit zu geniessen, darf man nur solche Schiffe brauchen, die in irgend einem der Seehäven des Königreichs sind erbaut worden; so muß man in jedes Schiff wenigstens 13,500 Pfund Waaren aus Nationalmanufakturen einladen, der Gesellschaft 67 Liv. 10 Sous von der Last, oder Zwey vom Hundert von dem Werthe der Ladung bei der Abfahrt, und 8 vom Hundert bei der Rükreise bezahlen. Privatpersonen können ebenfalls den blos indischen Handel treiben,

vermittelst einer Abgabe für die Einfuhr (droit d'entrée) die sie in allen dänischen Niederlassungen bezahlen müssen, nämlich 4 vom Hundert für die asiatischen Erzeugnisse, und 2 vom Hundert für die europäischen.

Die Gesellschaft war ehmals von den Abgaben frei, die man von demjenigen bezahlen muß, was zur Erbauung und Verproviantirung der Schiffe dient. Man hat ihr diese Freiheit entzogen, welche allzuviel Verdrüßlichkeiten nach sich zog. Dafür erhält sie zur Schadloshaltung 67 Liv. 10 S. von der Last und 13 Liv. 10 S. für jede Person, die zum Schiffsvolke gehört. Man verpflichtet sie auf jedem ihrer Schiffe, das nach Indien geht, 13,500 Pfund Waaren auszuführen, die in dem Königreiche verfertigt worden sind, und 18,000 Pfund auf jedem Schiffe, das nach China bestimmt ist.

Alle Erzeugnisse Asiens, welche in Dännemark verkauft und zu den Fremden geführt werden, bezahlen 2 vom Hundert; allein die Regierung behielt sich das freie Recht vor, die Abgaben vestzusetzen, welche die Seidenzeuge und der Kaffee, die für das Königreich bestimmt sind, an die Kaufhäuser bezahlen sollten.

Der König hat die Gewohnheit abgeschafft, jedes Jahr in den Handel der Gesellschaft ungefähr 100,000 Livres zu schiessen, an welcher

Summme er gewöhnlich 20 vom Hundert gewannt. Um die Krone für diesen Verlust schadlos zu halten, so sollen in ihre besondere Kasse 22,500 Liv. wenn sie nur ein Schiff abschikt; 36,000 Liv. wenn sie zwey abfertigen wird, und 45,000 Liv. angelegt werden, wenn drei oder mehrere Schiffe abgehen werden.

Als das leztere Privilegium zu Ende gieng, so hatte die Gesellschaft ein Kapital von 11,906,059 Liv. welche in 1600 Aktien, jede ungefähr zu 7425 Liv. vertheilt waren. Der Preis der Aktien war angenscheinlich zu hoch in einem Lande, wo das Vermögen der Einwohner sehr mäßig ist. Man kam dieser Unbequemlichkeit zu Hilfe und vertheilte jede Aktie in drei Theile, so daß ihrer jezt 4800 sind, deren Preis zu mehrerer Sicherheit nur für 2250 Livres ist in die Register eingetragen worden.

Darauf beschäftigte man sich mit dem Projekte, den Wohlstand der dänischen Niederlassungen in Indien zu vergrößern. Um diesen Endzwek zu erreichen, traf man die Einrichtung, beständig ein Kapital von 2,250,000 Liv. den Werth desselben, den man auf 900,000 Liv. schäzt, mit darunter begriffen, zu erhalten. Was man in der seit dem Jahr 1772 verflossenen Zeit mit dieser Summe gewonnen, ist zur Vermehrung des Kapitals verwendet worden.

Bis auf diese leztere Zeit führten die Schiffe, welche aus Europa nach China giengen, immer die Faktoren mit, welchen die Besorgung der Ladung anvertraut war : allein man dachte, und dieses macht den Einsichten der Gesellschaft Ehre, daß Agenten, welche bei den Chinesern sich niederliessen, mehr ihre Denkungsart erforschen, und mit mehrerer Leichtigkeit und Glük kaufen und verkaufen könnten. In dieser Absicht blieben vier Faktoren beständig zu Kanton, um daselbst die Angelegenheiten der Gesellschaft, welche sie gewählt hat, zu besorgen.

Alle diese klugen Errichtungen erwarben der Gesellschaft allgemeines Vertrauen. Obgleich der Zins, den die Interessenten zogen (le dividende) im Jahr 1773 sich nur auf 8 vom Hundert, und in den Jahren 1774 und 1775 auf 10 vom Hundert belief, so stiegen doch die Aktien auf 25 bis 30 fürs Hundert, vom Gewinnste. Ihr Werth würde wahrscheinlicher Weise noch höher gestiegen seyn, wenn die Eintracht der Gesellschaft nicht durch innerliche Zwistigkeiten wären gestört worden.

Die alte Gesellschaft schränkte sich in ihren Geschäften fast ganz allein auf den Handel nach China ein. Unter allen, die sie wählen konnte, waren diese die einzigen, bei welchen die wenigste Gefahr zu befürchten und der meiste Gewinnst zu hoffen war. Ohne diese Quelle des Reichthums

zu verlassen, öfnete man auch noch einige andere, die man lang aus der Acht gelassen hatte. Doch zog Malabar die Aufmerksamkeit der Dänen wenig auf sich. Ehmals bezogen sie aus ihren Buden in Kolschey und Kalekut jährlich etwa sechszig tausend Pfund Pfeffer. Dieser Einkauf wurde auch nicht viel stärker, und sie hofften vergebens, daß ihre Geschäfte in Bengala wichtiger und dauerhafter werden würden.

Kaum war dieses Volk in Indien erschienen, so sezte es sich in Chinchurat an den Ufern des Ganges vest; Unglüksfälle verbannten sie mehr als ein Jahrhundert lang aus diesem reichen Lande. Sie erschienen aufs neue daselbst im Jahr 1755, und wollten Bankibasar einnehmen, welches der ostindischen Gesellschaft gehört hatte. Die Eifersucht der mithandelnden Nationen zernichtete ihre Absichten, und sie sahen sich das folgende Jahr gezwungen, Friederich-Nagor in der Nachbarschaft sechs Meilen unterhalb Kalkutta anzulegen. Dieser Handelsplatz kostete jährlich 22,500 Livres mehr, als das umliegende Gebiet und die Kaufhäuser eintrugen. Diese Ausgabe, ob sie gleich unbeträchtlich war, war doch zu stark, als daß die Geschäfte sie austragen konnten; die Sorge, die man trug nach der Erneuerung des Privilegiums Geld in diese allzusehr vernachläßigte Niederlage zu schicken, verschaffte ihr ein wenig neues

Leben,

Leben, aber bald sank sie in das vorige Nichts zurük. Ihr Unglük, sagt Herr Raynal, war, daß sie gänzlich von Tranquebar abhieng.

Dieser Hauptort der dänischen Kolonien besizt ein vortreffliches Gebiet, welches, ob es gleich nur zwey Meilen im Umkreise hatte, dennoch ehmals eine Bevölkerung von 30,000 Seelen besaß, wovon 10,000 in der Stadt selbst wohnten. Eine große Aldee, in welcher viele grobe Manufakturen angelegt waren, hatte noch ein wenig mehr Einwohner. Die übrigen arbeiteten mit Nutzen in einigen andern minderbeträchtlichen Orten. Dreihundert Handwerksleute, Faktoren, Kaufleute und Soldaten machten den ganzen Antheil aus, den die Europäer an der Bevölkerung dieser Niederlassung hatten. Die Einkünfte derselben beliefen sich ungefähr auf 100,000 Liv. und damit konnte man alle Unkosten bestreiten.

Mit der Zeit schlichen sich Unordnungen in diese Kolonie ein. Ihre Einkünfte verminderten sich, und sie kostete doppelt mehr, als sonst. Die Unternehmer entfernten sich, die Fabriken kamen in Verfall, der Einkauf der Waaren nahm ab, und man gewann sehr wenig an denjenigen, die man von Zeit zu Zeit bestellte. Weil man die Handwerksleute nicht zum Voraus bezahlen konnte, so mußte man die Waaren um 25 bis 30 vom 100 theurer bezahlen, als wenn man sich nach dem

in diesen Gegenden eingeführten Gebrauche gerichtet hätte.

Seit dem Jahr 1772 hat Tranquebar eine andere Gestalt erhalten. Ein wenig mehr Freiheit, ein Vorschuß von Gelde, eine bessere Regierung, eine Erweiterung des Gebiets, und noch andere Ursachen verbesserten die Lage dieser Niederlassung; allein man vermuthet, daß ihr Loos nie glänzend seyn wird.

XXVI.

Handel der Schweden in Indien.

Im Jahr 1727 bezahlte der Hof zu Wien die Garantie der pragmatischen Sanktion durch die Aufopferung der ostindischen Gesellschaft. Diese Begebenheit nöthigte die Agenten derselben, ihre Kapitalien anderswo anzulegen. Sie versuchten es zu verschiedenen malen sich zu Hamburg, zu Trieste, in Toskana niederzulassen. Die Natur, die Gewalt oder die Politik vereitelten alle ihre Bemühungen. Diejenigen waren am glüklichsten unter ihnen, welche ihr Augenmerk auf Schweden richteten. Ein reicher Handelsmann von Stokholm, Namens Heinrich Konning erklärte sich für ihren Beschützer, und verschaffte ihren Projekten durch den im Jahr 1731 gehaltenen

Reichstag Unterstützung. Man errichtete eine indische Handelsgesellschaft, welcher man das ausschliessende Privilegium gab, jenseits des Vorgebirgs der guten Hoffnung zu handeln; dieß Privilegium sollte 15 Jahre währen. Man wünschte so viel möglich, die Vortheile einer freien Handlung mit den Vorzügen einer privilegirten Gesellschaft zu verknüpfen, und sezte daher vest, daß die Kapitalien nicht eingeschränkt seyn sollten, und jeder, welcher Aktien hätte, sein Geld zu Ende einer jeden Reise zurükziehen könnte. Da die meisten Interessenten Fremde und vorzüglich Niederländer waren, so achtete man es billig, der Nation einigen Vortheil zu verschaffen, und sezte eine Abgabe an die Regierung von 1500 Silberthalern oder 3390 Livres für jede Last vest, welche die Schiffe tragen würden.

Diese Bedingung hinderte die Gesellschaft nicht, während der Zeit ihres Privilegiums 25 Schiffe abzuschicken, drey nach Bengala und 22 nach China. Eines dieser Schiffe litt mit seiner ganzen Ladung Schiffbruch, und drei giengen ohne Ladung zu Grunde. Ungeachtet dieser Unglüksfälle erhielten die Theilnehmer außer ihrem Kapital noch 817 1/2 vom Hundert, welches, ein Jahr in das andere gerechnet, des Jahrs auf 54 1/2 vom Hundert sich belief: ein sehr beträchtlicher Gewinnst, wenn gleich jeder aus diesem Gewinnste

die Gewährung (assurance) seiner Aktien bezahlen mußte.

Im Jahr 1746 erhielt die Gesellschaft ein neues Privilegium auf 20 Jahre. Sie fertigte in dieser Zeit 3 Schiffe nach Surate und 33 nach Kanton ab, unter welchen eines mit seiner ganzen Ladung nahe bei dem Orte seiner Bestimmung zu Grunde gieng. Die Theilnehmer hatten einen Gewinnst von 871 1/4 vom Hundert oder jedes Jahr 43. Eine besondere Begebenheit machte die Zeit dieses zweyten Privilegiums merkwürdiger als die erstere. Seit dem Jahr 1753 thaten die Theilnehmer auf die Freiheit Verzicht, die sie bisher genossen hatten, nach Belieben ihre Kapitalien zurükzuziehen, und entschlossen sich, eine beständige Gesellschaft unter sich zu errichten. Der Staat machte sie dieser neuen Einrichtung beistimmen, indem er sich mit einer Abgabe von 20 vom Hundert von all den Waaren begnügte, die in dem Königreiche würden verkauft werden, anstatt 75,200 Liv. die er seit 7 Jahren für jede Reise erhielt. Man hatte dabei die Absicht, die schwedische Gesellschaft in Stand zu setzen, daß sie mit derjenigen Gesellschaft wetteifern könnte, die der König von Preußen erst kurz zu Embden errichtet hatte. Allein die dringenden Umstände des Reiches machten diese Verordnung wieder aufheben. Man foderte selbst alle rükständigen Gelder zurük.

Im Jahr 1766 wurde das Privilegium wieder auf 20 Jahre erneuert. Die Gesellschaft lieh damals der Nation 1,250,000 Liv. ohne Zinse, und noch einmal so viel für einen Zins von Sechs vom Hundert. Die erstere Summe sollte ihr nach und nach dadurch wieder erstattet werden, daß sie 93,750 Liv. zurükbehielt, die sie sich von jedem abgefertigten Schiffe zu bezahlen anheischig machte, und die zweyte in vier bestimmten Terminen. Den ersten Jänner 1778 waren 21 Schiffe, alle nach China abgesegelt. Die 17 erstern hatten allein 2,600,000 Pfund Thee und einige andere minder beträchtliche Waaren zurükgebracht. Man kann nicht genau sagen, wie viel an diesen Unternehmungen gewonnen wurde, aber man kann eine ansehnliche Summe vermuthen, weil die Aktien bis 42 vom Hundert eingetragen haben. Es ist allgemein bekannt, daß der Zins, den die Theilnehmer zogen, sich auf 12 vom Hundert im Jahr 1770 und auf 6 vom Hundert in allen andern Jahren belief, und daß die Gesellschaft seit dem Jahr 1753 für die Gewährung der Schiffe stehen muß.

Sie hat die Niederlage ihrer Geschäfte zu Gothenburg vestgesezt, weil diese Stadt zur Ausrüstung der Schiffe, und für den Verkauf der Waaren glüklicher als alle andere Seehäven in dem Königreiche gelegen war. Ein so nüzlicher Vorzug

hat die Lebhaftigkeit auf dieser Rhede und die Arbeitsamkeit in der umliegenden Gegend sehr vermehrt.

Bei der Entstehung der Gesellschaft veränderten sich die Kapitalien von einer Reise zur andern. Sie wurden, wie man sagt, im Jahr 1775 auf 6 Millionen und nur auf 5 Millionen bei der neuesten Einrichtung vestgesezt. Der Gewinnst, den man aus dem Verkaufe der Waaren zog, blieb ebenfalls nicht immer derselbe. Er war mehr oder weniger beträchtlich, nach der Anzahl und Größe der Schiffe, derer man sich in dem Handel bediente, nach dem theuren Preise der Waaren an dem Orte, wo sie verfertigt wurden, und nach ihrer Seltenheit in Europa. Doch kann man mit Gewißheit behaupten; daß er selten sich auf weniger als zwo Millionen und niemals über fünf Millionen belief. Der Thee machte immer mehr als vier Fünftheile an diesem Gewinnste aus.

Die Geschäfte wurden mit Piastern ausgemacht, die man zu Kadix kaufte. Die wenigen, die man aus andern Orten erhielt, verdienen nicht in Anschlag zu kommen.

Schweden verbrauchte anfangs ein wenig mehr als in der Folge, weil die Erzeugnisse Asiens ursprünglich keine Abgaben an die Schatzkammer bezahlen durften. Nachher wurde auf die meisten eine Auflage von 20 oder 25 vom Hundert gelegt,

ja einige, wie zum Beispiel, die Seidenzeuge wurden für einige Zeit ganz verbannt. Diese Abgaben machen, daß man in dem Königreiche nur für 300,000 Liv. verbraucht. Alles übrige wird ausgeführt, doch muß man davon dem Staat ein Achttheil vom Hundert für den Verkauf bezahlen. Schweden kann sich wegen dem schwachen Werthe seines Geldes, und den wenigen in ihm selbst liegenden Hilfsmitteln keinen größern Luxus erlauben, und diese wichtigen Gründe haben den jezt regierenden König bewogen, Aufwandgeseze zu geben, welche selbst von denjenigen Völkern bewundert wurden, bei welchen Verschwendung, Pracht und Tändelei die Hauptgegenstände der Freude sind.

XXVII.

Nachricht von den Münzen, deren man sich in dem indischen Handel bedient.

Indische Münzen.	Französische Münzen. Liv.	Sous.	Den.
Goldne Roupie	42.		
Silberne —— . . .	2.	8.	
Pagode mit drei Bildern . .	9.	12.	
—— mit einem Stern .	8.	8.	
—— von Portonovo . .	7.	4.	
—— von Negapatnam .	7.	4.	

	Liv.	Sous.	Den.
Pagode von Mangalor. . .	9.	12.	
Alte Pagode			
Der halbe Fanon		3.	
Der Fanon von Pondichery . . .		6.	
Der doppelte Fanon von Pondichery		12.	
— — — — — — von Madras .		8.	
— — — — — — von Tranquebar		12.	
Der goldne Fanon von Negapatnam .		7.	6.
— — — — — von Paliakate . .		9.	
— — — — — von Mongalor . .		9.	
— — — — — von Tiroupadi . .		9.	
— — — — — von Madura . .		1.	6.
— — — — — von Doulondourpoti		9.	
— — — — — von Latchimi-devi		12.	
— — — — — von Batalchipote		15.	
— — — — — von Alingeri . .		6.	
— — — — — von Areni . . .		12.	
— — — — — von Olear-Paleon		12.	

Man bedient sich auch des **Doudou** einer kupfernen Münze. 20 Doudous von Pondichery machen einen Fanon, oder 6 Sous aus.

Doudou von Madras		1.	
—— von Bombay		1.	
—— von Arkate		6.	
—— von Tanschaur		6.	
—— von Madure		6.	

Man findet noch in dem nördlichen Indien alte goldene und silberne Münzen, auf welchen die zwölf Zeichen des Thierkreises geprägt sind. Die beständigen Staatsveränderungen, sagt Herr Sonnerat, welche diesen Theil unsrer Erde zerrütten, verdrängen bald die alten Münzen. Ein unrechtmäßiger Beherrscher, der sich zur Regierung eines Landes emporschwingt, zerstört alle Denkmäler, und läßt alle Münzen umschmelzen, um, wenn es möglich ist, so gar den Namen des Fürsten, den er vom Throne gestürzt, zu vertilgen. Da ein gleiches Schiksal diese Münzen ohne Zweifel betroffen hat, so sind sie äußerst selten.

Man rechnet in Indien auch Sikkas Roupien, nach Laks und nach Kroren. Acht Sikkas Roupien machen ungefähr 3 Liv. unsers Geldes aus. Der Lak hat 100,000 Roupien, und der Krore ungefähr 10 Millionen Sikkas Roupien.

Verordnung

des königlichen Staatsraths, den Handel nach China betreffend.

Vom zweyten Hornung 1783.

Auszug aus dem Protokolle des Staatsraths.

Da der König in Erfahrung gebracht, daß die Seehäven seines Königreiches nicht genugsam mit den indischen und chinesischen Waaren, sowohl zum Gebrauche seiner Unterthanen, als zur Vertauschung gegen die Fremden versehen sind; so hat Seine Majestät sich entschlossen, die ersten Augenblike des Friedens dahin zu verwenden, ihr Königreich so geschwind als möglich zur Genüge mit den verschiedenen Waaren zu versehen, welche man durch den Handel mit China erhält: in dieser Absicht, nachdem der König sich die

Verordnung seines Staatsraths vom 13 Augst 1769, durch welche das ausschliessende Privilegium der indischen Gesellschaft für einige Zeit aufgehoben worden; zugleich auch die Verordnung vom sechsten Herbstmonat desselben Jahres vorlegen lassen, welche die Einrichtung des Handels nach Indien bestimmt; so hat Seine Majestät erwogen, daß wenn man sich in den gegenwärtigen Umständen in Ansehung dieser so wichtigen Lieferungen auf die Spekulationen der Privatpersonen einschränkte, man nicht versichert seyn könnte, daß ihre Unternehmungen geschwinde genug von statten gehen würden, um Rükladungen vor dem Jahr 1784 hoffen zu können; und daß es vortheilhafter und sicherer seyn würde, einem Armateur diesen Auftrag zu geben, welcher dieses Geschäft auf Kosten Seiner Majestät führen würde: und da die Wahl Seiner Majestät auf den Herrn

Grandclos-Mesle gefallen, dessen Erfahrung und Eifer ihr bekannt ist: so hat Seine Majestät in Ihrem Staatsrathe, nachdem sie den Bericht des Herrn Joly de Fleury, ordentlichen Staatsraths, und Beisitzers des königlichen Finanzraths, angehört, befohlen und befiehlt, wie folgt.

Erster Artikel.

Der König giebt dem Herrn Grandclos-Mesle Vollmacht, auf Rechnung Seiner Majestät entweder als einen Antheil an den auszurüstenden Schiffen (à la Grosse) oder auf irgend eine andere beliebte Art bis auf die Summe von drei Millionen zu lehnen, welche gänzlich angewendet werden soll, um das Kapital einer Handelsunternehmung nach China auszumachen, über welche Seine Majestät die Direktion besagtem Herrn Grandclos-Mesle anvertraut hat, zu welchem Endzwek Seine Majestät ihm unverzüglich eine hinlängliche

Anzahl von Schiffen zur Erfüllung dieser Bestimmung unter seinen Befehl geben lassen wird.

II.

Der Ertrag der Ausladungen soll ganz allein zur Bezahlung der Gelder verwendet werden, die besagter Herr Grandclos-Mesle wird entlehnt haben. Seine Majestät will, daß der Gewinnst, den man von dieser Unternehmung wird ziehen können, zur Aufmunterung des indischen Handels verwendet werde, und sie behält sich auch vor, den Gewinnst der Glaubiger der indischen Gesellschaft dazu zu verwenden, deren Schulden noch nicht liquidirt sind.

III.

Zufolge der durch gegenwärtige Verordnung vestgesezten Einrichtung und bis Seine Majestät es anders befehlen wird, soll man besondern Armateurs keine Erlaubnis weder in Frankreich

noch in Jle de France und Jle de Bourbon für den Handel nach China ausfertigen. Geschehen in dem königlichen Staatsrath, der zu Versailles in Gegenwart seiner Majestät gehalten worden, den zweyten Hornung Eintausend, siebenhundert und drei und achtzig.

Unterzeichnet, La Croix Castries.

Ende des ersten Bandes.

Bay ische
Staats ..liothek
Mü. ..en

XX (2 Bde) VIII, 87

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Poncelin de La Roche-Tilhac, Jean-Charles, 1746-1828

Raynal's Philosophische Beschreibung des Handels, und der Besizzungen der Europäer in Asien und Afrika In einen fruchtbaren Auszug gebracht, mit den Beobachtungen neuerer Reisebeschreiber verglichen und nach den Bedingungen des lezten Pariser-Friedens zwischen Frankreich und England eingerichtet
Bd.: Erster Band

Straßburg 1788

Merc. 186 b-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10291554-0
VD18 90544676